Phil
5020
-2-

Rhetorik,

nebst einer

lateinischen und teutschen

Chrestomathie,

von

Joseph Loreye,

Professor am Lyceum zu Rastadt.

Zweiter Theil.

Mannheim,

bei Tobias Löffler.

1809.

1992. 102

Von den dogmatischen Reden.

§. 1.

Die historische Rede trägt dem Verstande Anschauungen vor, und zeigt ihm den Geist, die interessante Bedeutung, welche darin liegt. Die dogmatische Rede legt dem Verstande die Resultate seines Denkens vor, und zeigt ihm die aus dem Denken hervorgehenden, interessanten allgemeinen Wahrheiten, welchen die Anschauungen zu Grunde liegen.

§. 2.

Die Resultate des Denkens sind: Begriffe, Eintheilungen, Urtheile, Schlüsse und ganze theoretische Gebäude (§. 25. und 26.)

§. 3.

Was die Erfindung und Anordnung der Materialien zu solchen dogmatischen Reden betrift, darüber ist das Nöthige im ersten Theile (§. 45. und folg.) gesagt worden. Hier ist nur ihre Form zu betrachten.

§. 4.

Die Natur der in einer dogmatischen Rede enthaltenen allgemeinen Erkenntnisse erfordert den höchsten Grad von Deutlichkeit, Bestimmtheit, Simplicität und Ordnung. (nach Principien der Logik)

§. 5.

Aber die deutlichste, bestimmteste, einfachste und ordnungsmäßigste dogmatische Rede muß es verrathen, daß sie von einem Geiste erzeugt ist, in welchem die Schönheit lebendig ist. Sie muß also auch die Sinnlichkeit angemessen beschäftigen, doch so, daß die lichtvolle Bestimmtheit, Einfachheit und Ordnung durch das Spiel der Sinnlichkeit nichts verliere, sondern gewinne.

§. 6.

Die Urform des dogmatischen Styls besteht also in einer so geschickten und leichten Harmonie der allgemeinen Eigenschaften der schönen Schreibart, und besonders in einer so treffenden Verbindung der Deutlichkeit, Bestimmtheit, Simplicität und Ordnung mit der lebhaften Anschaulichkeit, daß dadurch die logischen Vollkommenheiten der allgemeinen Erkenntnisse (§. 96.) im Vortrage gewinnen.

§. 7.

Die lebhafte Anschaulichkeit wird erreicht: 1) durch den lichtvollen, bestimmten, einfachen

und zusammenhängenden Vortrag interessanter allgemeiner Wahrheiten an sich; denn das Interesse an einer solchen und auf solche Weise vorgetragenen Wahrheit muß alle Kräfte des Vernünftigen beleben, 2) wenn man die abstrakte Wahrheit durch die Anschauungen beleuchtet und belebt, welche ihr zu Grunde liegen; 3) durch klug und mäßig angebrachten Schmuck, der ja nirgend den deutlichen, bestimmten und lichtvoll zusammenhängenden Vortrag überschimmere und der nothwendigen Einfachheit schade. 4) Durch gefällige Mannichfaltigkeit und durch Wohllaut des Ganzen.

*) Daß die deutlichste, bestimmteste, einfachste und zusammenhängendste dogmatische Rede alle Wahl mit Schönheit aus dem Geiste des Geschmackvollen heraustritt, dieß haben die bessern Stylisten in diesem Fache gezeigt, und ist aus den unten angeführten Beispielen ersichtlich.

§. 8.

Alle Arten der dogmatischen Rede sind unter den zwei Hauptgattungen: Lehrbuch und Abhandlung begriffen: denn in jeder dogmatischen Rede werden entweder mehrere zu irgend einer Kunst oder Wissenschaft gehörige Wahrheiten kurz, gründlich und zusammenhängend vorgetragen, oder es wird nur Eine Wahrheit aus dem Gebiete der Kunst oder der Wissenschaft herausgenommen und nach den Gesetzen der Didaktik durchgeführt.

*) Lehrbuch (Compendium, System) und Abhandlung werden hier im engern Sinne genommen. Im weitern Sinne wird auch ein kurzer, zusammenhängender summarischer Vortrag historischer Wahrheiten, welcher Unterricht zum Zwecke hat, Lehrbuch, und Eine durchgeführte historische Wahrheit Abhandlung geheissen. Unter die erste Gattung gehören besonders die historischen Schulcompendien.

§. 9.

Es liegt im Begriff' und im Zwecke des Compendiums, daß es die allgemeinen Eigenschaften der dogmatischen Urform (§. 6.) in solch hohem Grade besitze, daß dadurch die leichte und faßliche Uebersicht der so mannichfaltigen, zusammenhängenden Wahrheiten auf die möglichste Art begünstigt werde. Anschaulichkeit des Allgemeinen in Beispielen ist oft zur vollständigen Faßlichkeit nothwendig. Der sogenannte Schmuck muß hier am sparsamsten angewendet werden. Es ist aber eine grosse Kunst, bei dieser bündigen Kürze und Simplizität die Unausführlichkeit und Trockenheit zu vermeiden.

§. 10.

Die Abhandlungen sind 1) in Absicht auf ihr Publicum: entweder gelehrte, oder populäre (§. 100.) 2) in Absicht auf ihren Zweck: entweder erklärende, oder beweisende, oder erklärende und beweisende zugleich.

§. 11.

Die populären Abhandlungen sind entweder für Kinder oder für das Volk: Kinderschriften, Volksschriften; in beiden Arten muß die Form des dogmatischen Styls der Fassungskraft des Publikums angemessen seyn. (§. 101. und 2.)

*) Katechetische, Sokratische Methode.

§. 12.

In gelehrten Abhandlungen muß ich mich genau an die technische Sprache der Kunst oder Wissenschaft halten, welcher die Abhandlung angehört; denn es ist allemal den technischen Ausdrücken die eigentlichste und bestimmteste Bedeutung angeknüpft. Find ich aber für nöthig, an die Stelle der alten Technologie eine neue zu setzen: so muß die Bedeutung genau bestimmt werden, welche ich mit den neuen Ausdrücken verbunden haben will.

§. 13.

Die erklärende Abhandlung hat vorzüglich zur Absicht, die Vollständigkeit und Deutlichkeit der Erkenntniß zu befördern, die beweisende sucht die Gewißheit der Erkenntniß zu begründen und zu erhöhen. Beide haben entweder den Zweck, neue Wahrheiten mitzutheilen, oder die bekannten mehr ins Licht zu stellen und zu befestigen, oder

fremde Begriffe und Urtheile zu widerlegen, oder vorhandene Werke zu beurtheilen.

*) Streitschriften, Recensionen. Beide müssen sich durch Wahrheisliebe und Humanität auszeichnen, wenn sie der Achtung des Weisen würdig seyn sollen.

§. 14.

In jeder Abhandlung sind Thema und Ausführung wesentliche, Eingang und Schluß zufällige Theile.

§. 15.

Der Eingang enthält eine zweckmäßige Einleitung in die Verhandlung. „Er kann daher 1) die Wichtigkeit der abzuhandelnden Sache bemerkbar machen, 2) kann er vorläufige Begriffe vortragen, die zur klaren und deutlichen Vorstellung des Thema nöthig sind; 3) kann er zeigen, wie sich Andere die abzuhandelnde Sache vorgestellt haben; 4) kann er die Veranlassung zu der Abhandlung erörtern; auf alle Fälle muß er aber 5) mit dem Thema in einem nahen und genauen Zusammenhange — folglich der Uebergang von ihm zu dem Thema leicht und natürlich seyn.“

*) Maaß Rhetorik, S. 290.

§. 16.

Der Schluß fasse die Hauptgedanken der Abhandlung zur kurzen Uebersicht des Ganzen zusam-

men, und befestige und erhöhe die Wärme und das Interesse für die verhandelte Wahrheit. Es ist deswegen nichts zweckwidriger, als die Abhandlung mit müßigen und kalten Vorstellungen zu schließen, und durch einen kraftlosen Ausgang die Ermüdung und Abspannung des Geistes zu äussern.

§. 17.

Zur Beförderung der Einheit muß auf die gehörige Proportion der Theile, woraus die Abhandlung besteht, Rücksicht genommen werden.

*) Digressionen.

§. 18.

Der gelehrten Abhandlung ist entweder die hohe oder höhere, der populären, der Regel nach, nur die niedere Schreibart angemessen.

Ausgezeichnet haben sich in diesem Fache — unter den Griechen: Plutarch, Aristoteles, Longin. Unter den Lateinern: Cicero, Quintilian, Seneka. Unter den Italiänern: Machiavell und Bettinelli. Unter den Franzosen: Montagne, Fenelon, St. Evremond, Montesquieu, Helvetius, Rousseau, Diderot u. A. Unt'r den Engländern: Addison, Locke, Shaftesbury, Hume, Hutcheson u. A. Unter den Teut-

schen: Gellert, Lessing, Cramer, Wieland, Mendelssohn, Sturz, Jerusalem, Eberhard, Garve, Kant, Jacobi, Lichtenberg, Engel, Heidenreich, Schiller, Herder, Schwarz, Göthe, Pestalozzi u. A.

Erweckende Reden.

§. 19.

Die Erfindung und Anordnung der Materialien zu dieser Redegattung ist aus den §§. 64. und 67. zu erkennen.

§. 20.

In Absicht auf die Form wird 1) ein höherer Grad von Lebhaftigkeit erfordert; denn die Rede mag unmittelbar, d. i. durch Darstellung rührender Objekte, oder mittelbar, d. i. durch Einwirkung auf die Sympathie, erweckend seyn: so ist jederzeit nothwendig, daß die Belebung der beabsichtigten Gefühle durch den Ausdruck begünstigt und befördert werde. 2) Ein höherer Grad von Natürlichkeit; denn wer unmittelbar oder mittelbar Gefühle erregen will, der muß erst selbst richtig fühlen; und die richtigen Gefühle mit Wahrheit und ohne Zwang bezeichnen.

§. 21.

Die **Urform** der erweckenden Reden besteht demnach in dem im **hohen Grade lebhaften und natürlichen Ausdrucke der rührenden Gegenstände und der sie begleitenden Gefühle.**

*) Nichts ist der rührenden Schreibart nachtheiliger, als Empfindelei und die Spiele des Witzes. — Wer im Ausdrucke wärmer und rührender ist, als er nach der Natur der rührenden Gegenstände und der ihnen entsprechenden Gefühle seyn sollte, der wird gerade durch diese Uebertreibung **frostig.** — „Eine vorzügliche Rücksicht ist auf die verschiedenen Grade des Gefühls und auf die Bemerkung zu nehmen: daß die höhern Grade eines Gefühls durchaus nicht wortreich, und nur die mittlern Grade desselben gesprächig sind.“ Maaß, Rhet. S. 321.

**) Wenn die Rede zum Lachen rühren soll: so ist der nicht unzeitig angebrachte Witz allerdings an seiner Stelle.

§. 22.

Ist die Rede **unmittelbar** erweckend: so sind die rührenden Objekte, welche zur Erregung bestimmter Gefühle vorstellig gemacht werden, entweder individuell oder allgemein; ist die Rede **mittelbar** erweckend: so sind ihre Objekte bestimmte Gefühle, welche in andern durch das Mitgefühl erweckt werden sollen, also individuelle

Gegenstände: also ist mit der erweckenden Urform alle Wahl entweder die historische oder dogmatische Form verbunden, und sie ist in dieser Hinsicht nie ganz reine Form. Es ist nur hauptsächlich des Stylisten Sache, daß die historische oder dogmatische Form nie als herrschende erscheine.

§. 23.

Entweder werden durch die erweckende Rede die höheren Gefühle, das Wahrheits- Schönheits- das moralische Gefühl, belebt, oder es werden Gefühle geringern Ranges rege gemacht: der ersten Gattung entspricht die höhere (§. 198.), der zweiten die mittlere oder niedere Schreibart (§§. 196. und 200.).

Bewegende Reden.

§. 24.

Die bewegende Rede soll entweder den sinnlichen oder vernünftigen Willen oder beide zugleich bestimmen (§. 64.). Im ersten Falle müssen die sinnlichen, im zweiten Falle die vernünftigen Antriebe und Bestimmungsgründe (§. 38.) mit Lebhaftigkeit vorstellig gemacht werden.

§. 25.

Der lebhafte Ausdruck der Antriebe und Bestimmungsgründe des Willens

macht also das wesentlichste Merkmahl der bewegenden Urform aus.

§. 26.

Da aber die Antriebe und Bestimmungsgründe des Willens theils in individuellen, theils in allgemeinen Wahrheiten, theils auch in erregten Gefühlen liegen: so ist offenbar, daß auch die Urform der bewegenden Rede nie ganz rein erscheine, sondern mit der historischen, dogmatischen und rührenden Form sich verbinde. Nur hat der Stylist überall dafür zu sorgen, daß die Bestimmung des Begehrungsvermögens alle Mahl letzter Zweck verbleibe.

§. 27.

Da durch die bewegende Rede entweder der sinnliche oder vernünftige Wille angesprochen wird: so sind ihr auch alle drei Gattungen des Stylls angemessen.

Gespräche.

§. 28.

Gespräche sind hier schriftliche Nachahmungen mündlicher interessanter Unterredungen.

*) Fülleborn, Rhetorik. S. 83.

§. 29.

Zur Schönheit mündlicher Unterredungen wird Würde, Interesse, ein höherer Grad von

Leichtigkeit, Annehmlichkeit und Gefälligkeit erfordert (nach den Principien des gesellschaftlichen Umgangs.)

§. 30.

Die gegenseitige lebendige Einwirkung der persönlichen Gegenwart muß dem Geiste einen höhern Grad von Thätigkeit und dem Gespräche mehr Wärme und Lebhaftigkeit mittheilen; es liegt demnach ein höherer Grad von Lebhaftigkeit und Herzenswärme im Wesen des mündlichen Gespräches.

§. 31.

Da das nachgeahmte Gespräch ein Produkt des längern Nachdenkens und der reifern Contemplation ist: so wird an dasselbe die Forderung gemacht, daß es die Schönheiten der mündlichen Unterredung mit genauerer Sorgfalt in sich vereinige.

§. 32.

In der Aehnlichkeit des nachgeahmten Gespräches mit dem mündlichen besteht seine Wahrheit, oder Wahrscheinlichkeit. Diese Wahrscheinlichkeit zu befestigen und zu erhöhen, ist eine richtige Bestimmung und Haltung der Charaktere nothwendig (§. 295.).

*) Eben so erforderlich ist es auch, daß der Dialogenschreiber nirgend seine Meinung den redenden Personen in Mund lege; sondern Alles ergebe sich na-

türlich und ungezwungen aus der Denkart und Gesinnung der Personen und aus der Wechselwirkung ihrer geäußerten Gedanken und Gefühle. — Daraus erhellet, welch tiefer Menschenkenner und Psycholog der Schriftsteller seyn müsse, wenn er in diesem Felde Etwas leisten will.

§. 33.

Der Stoff des Gespräches kann entweder historisch, oder dogmatisch, oder rührend und bewegend, oder gemischt seyn. Daher liegt dem Gespräche alle Mahl entweder die historische, oder dogmatische, oder rührende und bewegende Urform zu Grunde, mit welcher die Gesprächsform verbunden ist. Der Schriftsteller hüte sich sehr, diesen, dem Stoffe entsprechenden, Grundcharakter des Gesprächs zu vernachläßigen.

*) Historische, Charakter schildernde, artistische, scientifische, philosophische, rührende, bewegende Gespräche.

§. 34.

Das Gespräch kann entweder eine Unterredung mit sich selber, oder zwischen mehreren Personen seyn, Selbstgespräch (Monolog) oder Dialog.

*) Der Monolog unterscheidet sich vom Dialog durch einen eigenthümlichen hohen Grad von Lebhaftigkeit und Rührung. Sein Stoff ist daher auch nicht so verschiedenartig, wie jener des Dialogs.

§. 35.

Es trägt oft ausnehmend viel zur Lebhaftigkeit und Schönheit der Gespräche bei, wenn man eine passende Situation mahlt, worin man die Personen sprechen läßt. Man pflegt daher gar oft das Gespräch mit der Schilderung einer solchen Situation anzuheben.

§. 36.

Das Gespräch geht entweder von der niedern, oder mittlern, oder höhern Denkart aus. Daher können ihm alle drei Schreibarten zukommen. Doch da der niedern Denkart die große Lebhaftigkeit nicht eigen ist, von welcher sonst der Monolog abhängt: so ist offenbar, daß dieser nie in die niedere Schreibart eingekleidet werden dürfe.

*) Der Dialog ist ein vortreffliches Mittel, Kindern oder dem Volke Wahrheiten populär vorzutragen, so wie auch der Lehre — wie z. B. in den platonischen Gesprächen — eine schöne Form zu geben.

**) Platon, Lukianos, Lessings Gespräche, Mendelssohn u. A. Der Monolog Hamlets, Schleiermachers Monologen.

***) Schlegels Auff. über das Gespräch, in den Charakteristiken.

Briefe.

§. 37.

Briefe sind schriftliche Unterredungen zwischen Abwesenden. Sie stehen an der Stelle der münd-

lichen Gespräche; aber sie sind darin von diesen wesentlich unterschieden, daß ihre Gedanken nicht in abwechselnden Reden durchgeführt, sondern in einer fortlaufenden Rede vorgetragen sind.

§. 38.

Sie müssen demnach, was ihre Form betrifft, in so weit mit der Natur der mündlichen Gespräche zusammentreffen, daß sie, wie diese (§. 29.) und zwar als schriftliche Aufsätze, noch mit mehr Sorgfalt (§. 31.) würdig, leicht, angenehm und gefällig sind.

Qualis sermo meus esset, si una sederemus, aut ambularemus, illaboratus et facilis, tales esse epistolas meas volo, quae nihil habeant accersitum nec fictum. Seneca, epist. 75.

§. 39.

Aber der hohe Grad von Lebhaftigkeit und Herzenswärme, der in dem mündlichen und nachgeahmten Gespräche eine unmittelbare Folge der lebendig einwirkenden, persönlichen Gegenwart und der geistigen Wechselwirkung ist (§. 30.) wird nicht als wesentliche Bedingung des Briefstyls erfordert. Gleichwohl ist die Lebhaftigkeit überhaupt ein nothwendiges Mittel der Leichtigkeit und Annehmlichkeit, und der Grad der Herzenswärme hängt theils von dem Stoffe des Briefes, theils von dem Verhältniß ab, in welchem eine Person zur andern steht.

§. 40.

Anders verhält es sich freilich mit ganzen, zusammenhängenden Correspondenzen, worin interessante Wahrheiten nach ihrem ganzen Umfange abgehandelt werden. Diese unterscheiden sich vom mündlichen Gespräche nur etwa dadurch, indem jede Person auf die Aeusserung der andern eine längere und durchgeführtere Gegenäusserung thut, als in dem mündlichen Gespräche geschehen würde. Hier treten also so ziemlich alle Eigenschaften des mündlichen Gespräches ein. Man pflegt oft solche Correspondenzen nachzuahmen, und ganze Sphären interessanter Wahrheiten in ihr gefälliges Kleid zu hüllen; in diesem Falle muß, wie in nachgeahmten Gesprächen, auf richtige Bestimmung und Haltung der Charaktere Rücksicht genommen werden.

§. 41.

In wiefern der Brief blos als Kunstwerk betrachtet wird: so fällt alle Rücksicht des Standes- und Rangverhältnisses hinweg, und das ganze höhere geistige Leben des Menschen muß darin sich aussprechen, und auf die gefälligste und ungesuchteste Weise mit der Gesprächform verbinden. Witz und Herzlichkeit, Urbanität und Feinheit, wie auch Naivetät müssen demnach hier den Briefverfasser als den Mann empfehlen, in dem die Kunst überall, sey's am Schreibepulte allein, oder im gesellschaftlichen Umgange,

belebt. Solche Briefe erheben sich zu einer Art von Poesie.

*) Unterschied zwischen einem guten und schönen Briefe.

§. 42.

In Beziehung auf ihren Stoff sind die Briefe entweder historisch, oder dogmatisch, oder rührend und bewegend oder gemischt; in Beziehung auf die Person, an welche sie gerichtet sind, setzen sie entweder ein besonders freundschaftliches Verhältniß voraus, oder nicht; in die erste Classe gehören alle freundschaftliche und vertraute Briefe, in die zweite alle Schreiben a) an Große, an Vorgesetzte, Höhere, Vornehmere, Berühmtere u. s. w. b) an Unbekannte, oder schlechthin Bekannte u. s. w. in Beziehung auf die Zeit sind die Briefe entweder Schreiben oder Antwortschreiben: in Beziehung auf die Umstände und besondern Verhältnisse, von welchen sie ausgehen und welchen sie anpassen, sind sie unendlich verschieden: Freudebezeigungen, Gratulationen, Condolenzen, Empfehlungsschreiben, Bittschreiben, Rathserholungen, Vorschläge, Projekte u. dergl.

*) Dedikationen, Supplicken.

§. 43.

Diese verschiedenen Rücksichten modificiren nun immer Etwas in der Form des Briefes. Ist er

historisch oder dogmatisch, oder rührend oder bewegend: so muß sich seine Form auf eine geschickte und der Natur des Briefstyls unschädliche Weise mit der historischen oder dogmatischen, oder rührenden oder bewegenden Urform verbinden: ist er freundschaftlich und vertraut: so macht ihm das Herz größtentheils alle Theorie entbährlich. Ist der Brief an Höhere oder Gleiche oder Niedere gerichtet: so lasse der Briefsteller — nebst der überall nöthigen Klugheit — die wahre Achtung seiner Menschenwürde nie außer Acht, damit er den Höhern durch Schmeicheln und Kriechen nicht beleidige, über seines Gleichen sich nicht unbescheiden erhebe, und die Untergeordneten nicht verächtlich und nieder behandle. Ist der Brief durch besondre Umstände veranlaßt: so muß der Epistolograph vorzüglich bedacht seyn, in Absicht auf Materie und Form die Gesetze der Schicklichkeit (§. 164.) nirgend zu übertreten.

*) Die weitere Anleitung in Absicht auf diese verschiedenen Briefarten und besonders in Absicht auf Supplicken, im Unterrichte.

§. 44.

Die Briefform verträgt sich, wie das Gespräch, mit allen drei Schreibarten.

§. 45.

Es sind in den nicht vertraulichen Briefen gewisse Formalitäten nöthig, welche die Achtung

anzeigen, die ich der Person, an welche ich schreibe, in Rücksicht auf ihren äußern Rang schuldig bin. Sie sind meistens Geburten der Mode und des conventionellen Wohlanstandes, und gehören zur Etikette des feinen gesellschaftlichen Lebens. Oft sind sie dem leichten, ungezwungenen Tone des Briefes gar sehr hinderlich, und es gehört oft viel Kunst dazu, sie gehörig mit der wesentlichen Briefform zu verbinden. Sie beziehen sich entweder auf das Innere oder Aeußere des Briefes, und können daher innere oder äußere Formalitäten heissen.

*) Die inneren Formalitäten beziehen sich 1) auf die Anrede, 2) auf die Unterschrift, 3) auf die Bemerkung des Orts und Tages u. s. w. die äußern auf Papier, Feder und Dinte, Siegel, Pettschaft, Umschlag, Aufschrift u. s. w. wovon im Unterrichte.

**) Gellerts prakt. Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen. — Heynatz, Handbuch zu richtiger Verfertigung und Beurtheilung aller Theile von schriftlichen Aufsätzen des gemeinen Lebens überhaupt und ins besondere der Briefe, 6te Auflage. Berl. 1800.

***) Phalaris und Libanius. — Cicero, allerneuest vortrefflich übersezt von Wieland, Plinius, Seneka. — Von Seite des Witzes, der Herzlichkeit, Urbanität und Feinheit, so wie auch der Naivetät empfehlen sich vorzüglich die französischen Briefe der Marq. v. Sevigné, der Ni-

non und der Babet. — Pope, Swift, Gray. — Gellert, Rabener, Lange, Gleim und Jakobi, Winkelmann, Lessing, Garve, Wieland, Schiller u. A.

Geschäftsaufsätze.

§. 46.

Geschäfte nennen wir hier Verrichtungen, welche durch die bürgerliche Verfassung, in der wir leben, bedingt sind. Die Reden, welche durch derlei Geschäfte veranlaßt, und nöthig gemacht werden, heißen Geschäftsaufsätze.

§. 47.

Die Geschäfte sind entweder öffentliche oder Privatgeschäfte, daher haben wir einen höhern Geschäftsstyl, (Curial- oder Canzleistyl) und einen gemeinen oder niedern.

§. 48.

Die öffentlichen Geschäftsverhandlungen beziehen sich entweder auf öffentliche Gegenstände im engen Sinne, nähmlich: auf solche, welche das ganze Volk oder dessen Repräsentanten betreffen, oder auf rechtliche Privatverhältnisse einzelner Gesellschaften und Bürger, welche aber öffentlich verhandelt werden; daher die Eintheilung des Canzleistyls: in Hof- und Gerichtsstyl.

§. 49.

Die Geschäfte, welche die Angelegenheit des ganzen Volkes betreffen, entstehen entweder aus dem Verhältniß eines Volkes zum andern, oder aus dem Verhältnisse des Volkes oder seines Repräsentanten zu den einzelnen Gliedern und umgekehrt. Daher ergibt sich:

a) Der Hofstyl für auswärtige Angelegenheiten; dahin gehören: alle öffentliche und geheime Unterhandlungen zwischen Staaten, Verträge, Vergleichungen, Bündnisse, Manifeste, Kriegserklärungen, Friedensschlüsse, u. dergl.

b) Der Hofstyl für innere Staatsangelegenheiten; dahin gehören entweder die Ausfertigungen des Regenten an die Bürger, z. B. Gesetze, Verordnungen, Vergleiche, Rescripte, Privilegien, u. dergl., oder die Erklärungen der Bürger an den Regenten, z. B. Bittschriften, Berichte, Klagen, Beschwerden u. dergl.

*) Betreffen solche Schreiben Privatangelegenheiten, so gehören sie eigentlich zu den Privatgeschäften.

§. 50.

Zum Gerichtsstyle gehören alle Verhandlungen der Justitz und Polizei: Prozesse, Citationen, Protocolle, Relationen, Protestationen, Attestate, Contracte, Kund-

schaften, Steckbriefe, Zeugnisse, Bescheinigungen, Vollmachten, Testamente u. dergl.

§. 51.

Der niedere Geschäftsstyl begreift alle aus den bürgerlichen Verhältnissen hervorgehenden Privatgeschäfte in sich, welche nicht öffentlich verhandelt werden, z. B. Obligationen, Quittungen, Zeugnisse, Abschiede von Dienstboten, Avertissements in Zeitungen, alle Arten der eigentlichen Geschäftsbriefe u. dergl.

*) Pölitz, allg. t. Sprachk. S. 456.

§. 52.

Die Genauigkeit und Richtigkeit dieser verschiedenen Geschäfte fordert die pünktlichste Deutlichkeit, Bestimmtheit und Kürze. Diese drei Eigenschaften der Schreibart sind daher die wesentlichen und hervorstechenden Merkmahle der Geschäftsform.

*) Die Geschäfte haben entweder einen historischen, oder dogmatischen, oder rührenden oder bewegenden, oder gemischten Stoff zum Gegenstande; ihre Form läßt sich also mit allen Urformen verbinden.

§. 53.

Man hat im Geschäftsstyle an gewisse Ausdrücke, welche entweder fremdartig, oder pro-

vinciell, oder jezt veraltet sind, bestimmte Significate gebunden, welche, ohne den Frieden, die Ruhe und Sicherheit, das Recht und Eigenthum zu gefährden, nicht leicht gegen andere vertauscht werden können. Diese stehen demnach im Ansehen der sogenannten technischen Ausdrücke, und sind nothwendige Bedingungen zur Deutlichkeit, Bestimmtheit und Kürze. Andere Ausdrücke und Redensarten der Art, welche durch das Wesen der Geschäftsform nicht bestimmt sind, und zu nichts dienen, als den Geschäftsaufsatz steifer, schleppender und etwa auch dunkler, verworrener und weitschweifiger zu machen, müssen sorgfältig vermieden werden. Es gilt demnach hier die Regel:

Alle Eigenheiten des Geschäftsstyls, ohne welche die der Geschäftsform wesentliche Deutlichkeit, Bestimmtheit und Kürze nicht in dem erforderlichen Grade zu erreichen ist, müssen beibehalten, die übrigen verworfen werden.

*) Alle Ausdrücke und Redensarten gegen die Grammatik sind fehlerhaft, und nicht zu dulden; denn die Regeln der Grammatik sind vorzüglich um der Deutlichkeit und Bestimmtheit willen da; wenigstens ist es gewiß, daß ich, der Deutlichkeit, Bestimmtheit und Kürze wegen nie nöthig habe, die Grammatik zu beleidigen.

§. 54.

Der Schönheit sind viele Arten der Geschäfts-aufsätze gar nicht fähig, und diese verdienen hier kaum eine Erwähnung. Einige, wie z. B. die meisten Verhandlungen im Hofstyle, viele Prozeß-schriften, Polizeivorschläge, Projekte, Relationen u. dergl. sind der Schönheit allerdings empfäng-lich, und haben in der Theorie der prosaischen Beredsamkeit ihre Stelle.

§. 55.

Die allgemeinen Regeln einer schönen prosai-schen Rede müssen bei den Verhandlungen lezte-rer Gattung so angewendet werden, daß die Deutlichkeit, Bestimmtheit und Kürze im Ganzen mehr gewinne, als verliehre.

*) Courtoisie im Geschäftsstyle.

§. 56.

Im Hofstyle und in allen Geschäftsauffsätzen, deren Form sich mit der rührenden und bewegen-den Urform verbindet, darf daher auch die mitt-lere (ja, vielleicht oft auch selbst die höhere) Schreibart gebraucht werden, ungeachtet überhaupt in der Sphäre der Geschäftsverhandlungen, der Regel nach, nur die niedere Schreibart erlaubt ist.

§. 57.

„Schon die ältesten Nationen haben in Ge-schäftsverhandlungen ihre eigenthümliche Darstel-

lung, die mehr oder weniger feierlich, oder ungewöhnlich ist. Selbst bei den Wilden im nördlichen Amerika trafen die Reisenden dergleichen Eigenthümlichkeiten in ihren Vorträgen an. Siehe Long, Reisen und Wanderungen, S. 66. Bei den Hebräern finden sich solcher Proben viele; z. B. die Gebote, die Unterhandlungen Abrahams mit Loth, Isaaks Testament, Davids Befehl an Joab, Salomons Botschaft an Hieram; im Buch' Esra ein Befehl des Perser Königs Kores. Auch unter den Griechen findet sich schon früh ein gewisser Geschäftsstyl, die Spartaner ausgenommen. Z. B. der Eid der Griechen, als sie gegen Xerxes zogen, (Diodorus Siculus) ein Bündniß beim Thucydides I. 5. Die Römer zeichnen sich hier vorzüglich aus. Z. B. die Gesetze der 12 Tafeln, eine alte Verordnung über die Wasserleitungen beim Frontin, ein Friedensschluß beim Livius I. 38. Die Bruchstücke eines Gesetzes, die sich im Lateran in Rom auf einer ehernen Tafel gefunden haben, die Edicte in den Pandekten. Mit der zunehmenden Allgewalt der Kaiser ward Sprache und Geschmack verderbt, und daher auch der Geschäftsstyl gekünstelt, hochtrabend und unrein.

Nachdem in Deutschland die lateinische Sprache auf Kanzeln und vor Gericht lange Zeit allein geherrscht hatte, ward ungefähr im neunten Jahrhundert ein kleiner Anfang gemacht, die deutsche Sprache dafür zu eignen. Siehe Schilters The-

saurus, späterhin den Sachsenspiegel, das Schwäbische Landrecht u. s. f. Auch die Engländer, Niederländer, ehedem die Franzosen, die Italiäner, die Spanier, die Dänen und Schweden, so wie die Russen und Türken, und die gesammten morgenländischen Nationen haben ihren besondern Curialstyl. " *)

Justi, Anweisung zu einer guten teutschen Schreibart und allen in den Geschäften und Rechtssachen vorfallenden schriftlichen Ausarbeitungen; neue Aufl. 1778.

Rambach, theoretisch praktische Anleitung zum Geschäftsstyle, oder Anweisung, alle Arten von schriftlichen Aufsätzen, sowohl im gemeinen Leben, als in Civilgeschäften zweckmäßig anzufertigen. Ein Handbuch für Vorlesungen. Berl. 1799.

*) Fülleborn Rhetorik, S. 74.

Feierliche Reden.

§. 58.

Reden, welche bei feierlichen Anlässen öffentlich an eine Versammlung gehalten werden, heißen feierliche Reden. (§. 250.)

§. 59.

In Absicht auf ihren Stoff sind sie entweder historisch, dogmatisch, rührend, bewe-

gend oder gemischt, und diese dann entweder geistliche oder weltliche Reden, je nachdem sie allernächst auf Religion und Moral sich beziehen, und für den Kanzelvortrag bestimmt sind, oder nicht.

§. 60.

In Absicht auf die feierlichen Anlässe gibt es verschiedene Arten. a) in der geistlichen Beredsamkeit: Homilien, Sittenreden, Lob- und Trauerreden, Leichenreden u. dergl. b) in der weltlichen Beredsamkeit: hier ergeben sich die Anlässe entweder aus den Zwecken der Regierungskunst und Staatsklugheit überhaupt: politische Reden; Hofreden, Staatsreden, oder aus den Zwecken der Rechtspflege ins besondre; gerichtliche Reden (anklagende oder vertheidigende) oder aus den Zwecken einzelner Gesellschaften im Staate, z. B. der gelehrten: akademische und Schulreden. Auch gibt es Anlässe zu kleinern feierlichen Anreden, wohin vorzüglich die sogenannten orationes militares gehören.

*) Genus orationis deliberativum, demonstrativum, judiciale.

**) Die Strohkranzreden — ein Unding. —

§. 61.

Der nächste Zweck dieser Redegattung ist demnach: dem Stoffe durch die Einklei-

dung und den mündlichen Vortrag den dem Publicum und dem feierlichen Anlasse angemessensten Grad von Größe und Feierlichkeit zu geben.

*) Nach Maaß ist die eigentliche (feierliche) Rede eine größere, zum mündlichen Vortrage bestimmte Rede, die zur Erreichung ihres Endzweckes Ueberredung gebraucht. Nach ihm wäre demnach Ueberredung (das ist: die Gewißheit eines Satzes aus solchen Gründen, die entweder selber nicht gewiß sind, oder aus denen der Satz nicht folgt) des Redners einziger und wesentlicher Zweck. Dieß war wohl bei den Griechen und Römern, zur Zeit ihrer republikanischen Verfassungen, großen Theils der Fall. Es lag da nichts oder wenig an der Ueberzeugung; der Redner mußte sich der Herzen des Volks für den Augenblick ermächtigen. Gleich viel, wie dieß geschah. Man erlaubte sich also alle Kunstgriffe der Ueberredung. Allein mir kommt es immer vor, dieses ist die unwürdigste Seite der Beredsamkeit, und wer sie von da aus betrachtet, der hat den ihr unwürdigsten Sehepunkt aufgefaßt. Kants feindselige Aeusserungen gegen die Rhetorik passen nur auf diese Seite. Indeß, denk ich, muß man auch hier unterscheiden. Entweder ist der Gegenstand der Ueberredung falsch, oder er ist eine ausgemachte, nützliche Wahrheit, die ich aber nur auf dem Wege der Ueberredung meinem ungelehrtern Publicum beibringen kann. Im ersten Falle ist meine Rede alle Mahl eine Entheiligung der Redekunst; denn es

ist mir nie erlaubt, in Irrthum zu führen, und der beste Redner mißbraucht auf solche Weise sein Talent zu einem bösen Zwecke. Im andern Falle dien' ich immer der Wahrheit und dem Zwecke der Menschheit durch Popularität. Vor einem gelehrten Publicum aber sich der Beredungskünste bedienen zu wollen, ist eine Beleidigung desselben. Aus diesem Allem erhellet, daß Beredung nicht als nächster und wesentlicher Zweck der feierlichen Rede aufgestellt werden könne. Wie viele schöne Reden gibt es, welche diesen Zweck bei weitem nicht haben. Z. B. geistliche Reden, akademische Reden, besonders solche, welchen die Biographie eines Gelehrten zu Grund liegt u. dergl. Viel mehr vereinigen sich, nach Eschenburg, in jeder feierlichen Rede: Unterricht, Ueberzeugung und Rührung. Indeß sind dieß Zwecke, welche der Redekunst im engern Sinne nicht ausschließend angehören, und also ihre Form nicht von allen andern Formen unterscheiden. Wenn wir das ihr Eigenthümliche und ausschließend Angehörige von dem Uebrigen trennen: so bleibt nichts, als das — Feierliche und der mündliche Vortrag.

§. 62.

Ist daher der Stoff meiner Wahl überlassen: so muß ich einen solchen wählen, welcher der großen und feierlichen Behandlung am meisten empfänglich ist; ist mir der Stoff gegeben: so muß ich seine würdigste und interessanteste Seite aufzufinden trachten.

§. 63.

Was die Form betrifft, so muß sie alle die Vollkommenheiten im vorzüglichen Grade haben, wodurch die Vorstellungen und Gedanken, und die ganze Rede mehr an Größe, Wichtigkeit und Feierlichkeit gewinnt, und der Fluß des feierlichen mündlichen Vortrags befördert wird.

§. 64.

Solche Vollkommenheiten sind: Wohllaut, Lebhaftigkeit, Würde, Neuheit und Einheit. Diese sind demnach die Haupteigenschaften der feierlichen Redeform.

§. 65.

Der periodische Vortrag ist also dieser Redegattung wesentlich (§. 202.) Und zwar muß hier die Periodensprache, der Regel nach, kopioser, numerischer, — runder seyn, als sonst irgend wo. Vorzüglich werde der Numerus auf den mündlichen Vortrag berechnet.

*) Vom oratorischen Rhythmus.

§. 66.

Da alles hier zur größern Feierlichkeit beitragen soll; da selbst die Zuhörer ein Theil der ganzen feierlichen Handlung sind: so muß der Redner sie auch als solche betrachten und respectiren. Die humanste und würdigste Behandlung der Zuhörer ist daher heiliges Gesetz für den Redner. Die

beisende Satire, das Schimpfen und Spotten ist wider seinen heiligen Beruf.

§. 67.

Selbst das Ansehen des Redners kann die Idee der Feierlichkeit verstärken oder schwächen. Der Redner sey daher ein Mann von Kenntnissen, von gutem moralischen Betragen, durchaus von gutem Rufe, und besonders auch von ansehnlicher, imponirender Leibesgestalt.

§. 68.

Zur Behauptung und Vergrößerung dieses Ansehens muß er sich überall in seiner Rede durch Worte, Gebährdenspiel und Declamation so ausdrücken, daß die Würde und Vollkommenheit seines Geistes daraus lebhaft zu erkennen ist.

§. 69.

Aus dem Ganzen ergibt sich, daß die feierliche Rede die Bedingungen zu einer schönen Prose (§. 71. u. folgend.) am genauesten erfüllen müsse.

§. 70.

Diese Würde, Feierlichkeit und Schönheit muß sich auch in populären Vorträgen (§. 101.), nur angemessen der Beschränktheit des Publicums, aussprechen.

*) Relative Feierlichkeit.

§. 71.

Die historische, dogmatische, rührende und bewegende Urform muß so mit der Redeform verbunden werden, daß die Kraft der Feierlichkeit die Zwecke jener Urformen überall sicherer erreichen helfe. Die Feierlichkeit also, welche in der Rede nächster Zweck ist, muß in so weit als Mittel dienen, die entferntern Zwecke: Unterricht, Ueberzeugung, (Ueberredung) Rührung und Bewegung, desto gewisser zu erlangen.

*) Die Grade der Feierlichkeit müssen daher zu dem Wesen und dem Geiste einer jeden Urform im genauen Verhältnisse stehen. Nach diesem Sehepunkte muß auch der Fluß der feierlichen Periodensprache verschieden modificirt seyn.

§. 72.

Jede Rede hat, wie die Abhandlung, der Regel nach, Eingang, Satz, Eintheilung, Erzählung oder Erklärung (expositio) Ausführung (argumentatio) und Schluß. Wie jeder Theil zu behandeln ist, kann man aus der allgemeinen Rhetorik und aus den §§. 14. 15. und 16. der besondern Rhetorik im zweiten Theile erkennen, nur muß immer auf den Zweck der Feierlichkeit Rücksicht genommen werden. Auf den Eingang, der von vielen erst nach der vollendeten Rede ausgearbeitet wird, muß der Redner die allergenaueste Sorgfalt verwenden; denn durch die

Schönheit desselben muß er die Feierlichkeit des Ganzen ankünden, und der Zuhörer Geneigtheit gewinnen, wodurch er in den meisten Fällen die ausdrückliche captationem benevolentiae sich erspart.

*) Die sogenannten exordia ex abrupto sind nur dann angezeigt, wenn durch einen außergewöhnlichen, sehr rührenden Fall das Gemüth des Redners leidenschaftlich aufgereizt ist, und auch selbst das auf die Verhandlung ungeduldig wartende Publicum keiner Vorbereitung bedarf. Diese Umstände treten jedoch selten ein.

§. 73.

Die geistliche Rede soll sich noch besonders durch den sanftmüthigen, liebevollen, würdigen Geist Jesu und des Evangeliums auszeichnen. Die Theorie der geistlichen Beredsamkeit wird in der Homiletik gelehrt.

§. 74.

Der populären Rede entspricht die **niedere Schreibart**, doch muß immer ein angemessener Grad von Feierlichkeit zugleich damit verbunden werden (§. 70.) Es ist also wohl hier auch die Periodensprache nicht ausgeschlossen. Den übrigen Gattungen der feierlichen Rede kommt die **hohe** oder auch **höhere** Schreibart zu. Oft erschwingt sich die feierliche Prose hier zunächst an die Poesie. Doch hüte man sich, daß man durch Selbsttäuschung nicht zu dem französischen Redner-Phöbus verleitet werde.

*) Pölitz, allg. t. Sprachk., S. 627. §. 243.

**) Vorzügliche Redner — unter den Griechen: Demosthenes, Aeschines, Lysias, Isokrates. — Unter den Römern: Cicero und der jüngere Plinius. Auch sind die berühmten lateinischen Redner der neuern Zeiteu zu merken: M. Antonius Muretus, dessen Beredsamkeit Scaliger bewundert, Joh. Casa, Palearius, Dionys. Petavius, Petr. Jo. Perpinianus, Lipsius, Franz. Vavassor, Paulinus a St. Josepho, Joh. Dan. Schöpflin. — Von den Italiänern haben wir außer einigen akademischen Reden nichts Erhebliches. — Unter den Franzosen: d'Aguesseau, Omer' Talon', Oliv. Patru, gerichtliche Reden; auch haben die neuesten Zeiten bei dieser Nation Meisterstücke dieser Art hervorgebracht. Bourdalouc, Massillon, Fenelon, Bossuet, Flechier, Jean Daille, Chapelain, Saurin, Cambaceres u. A. geistliche Reden. — Unter den Engländern: Walpole, Pulteney, Dundas, Fox, Pitt, Sheridan, Thurlow, Bourgoyne, John Wilkes, vortreffliche gerichtliche Redner; als Kanzelredner sind berühmt: Tillotson, Sherlock, Secker, Jortin, Sterne, White, Blair, Fordyce, Leechmann und Hewlett. — Teutsche, weltliche: Gellert, Sonnenfels, Engel, Ramler, Fuß, Gedicke, Degen, Lieberkühn, Starke, Dellbrück u. A — Geistliche Redner: Mosheim, Ign. Wurz, Jerusalem, Cramer, Spalding, Resewitz, Berg, Sailer (in Landshut) Werkmeister, Lavater, Zollikofer, Reinhard, Ammon, Marezoll, Sintenis, Veillodter, Kindervater, Schuderoff u. A.

Chrestomathie.

Dogmatische Reden.

Quod honestum sit, id solum bonum esse.

Vereor, ne cui vestrum ex stoicorum hominum disputationibus, non ex meo sensu depromta hæc videatur oratio: dicam tamen, quod sentio, et dicam brevius, quam res tanta dici poscit. Nunquam hercule ego neque pecunias istorum, neque tecta magnifica, neque opes, neque imperia, neque eas, quibus maxime adstricti sunt, voluptates in bonis rebus aut expetendis esse duxi: quippe cum viderem, rebus his circumfluentibus, ea tamen desiderare maxime, quibus abundarent. Neque enim expletur unquam, nec satiatur cupiditatis sitis: neque solum ea, quæ habent, libidine augendi cruciantur, sed etiam amittendi metu. In quo equidem continentissimorum hominum, majorum nostrorum sæpe requiro prudentiam, qui hæc imbecilla et commutabilia pecuniæ membra, verbo bona putaverunt appellanda, cum re ac factis longe aliter judicavissent. Potestne bonum cuiquam

malo esse? aut potest quisquam in abundantia bonorum ipse esse non bonus? atqui ista omnia talia, videmus, ut etiam improbi habeant, et obsint probis. Quam obrem licet irrideat, si quis vult: plus apud me tamen vera ratio valebit, quam vulgi opinio. Neque ego unquam bona perdidisse dicam, si quis pecus, aut suppellectilem amiserit: neque non sæpe laudabo sapientem illum Biantem, ut opinor, qui numeratur in septem: cujus cum patriam Prienen cepisset hostis, ceterique ita fugerent, ut multa de suis rebus secum asportarent; cum esset admonitus a quodam, ut idem ipse faceret: Ego vero, inquit, facio. Nam omnia mea porto mecum. Ille hæc ludibria fortunæ ne sua quidem putavit, quæ nos adpellamus etiam bona. Qnid est igitur, quæret aliquis, bonum? si quid recte fit, et honeste, et cum virtute, id bene fieri, vere dicitur: et, quod rectum, et honestum, et cum virtute est, id solum opinor bonum.

Sed hæc videri possunt obscuriora, cum lentius disputantur. Vita atque factis illustranda sunt summorum virorum hæc, quæ verbis subtilius, quam satis est, disputari videntur. Quæro enim a vobis, num ullam cogitationem habuisse videantur ii, qui hanc rempublicam tam præclare fundatam nobis reliquerunt, aut

argenti ad avaritiam, aut amœnitatum ad delectationem; aut suppellectilis ad delicias, aut epularum ad voluptates? Ponite ante oculos unumquemque regum. Vultis a Romulo? vultis post liberam civitatem, ab iis ipsis, qui liberaverunt eam? quibus tandem gradibus Romulus ascendit in cœlum? iisne, quæ isti bona appellant? an rebus gestis atque virtutibus? Quid a Numa Pompilio? minusne gratas diis immortalibus capedines, ac fictiles urnulas fuisse, quam filicatas aliorum pateras arbitramur? omitto reliquos: sunt enim omnes pares inter se, præter superbum. Brutum si quis roget, quid egerit in patria liberanda: si quis item reliquos ejusdem consilii socios, quid spectaverint, quid secuti sint: num quis exsistet, cui voluptas, cui divitiæ, cui denique præter officium fortis et magni viri, quidquam aliud propositum fuisse videatur? Quæ res ad necem Porsennæ C. Mucium impulit, sine ulla spe salutis suæ? quæ vis Coclitem contra omnes hostium copias tenuit in ponte solum? quæ patrem Decium, qui filium devotavit, atque immisit in armatas hostium copias? Quid continentia C. Fabricii? quid tenuitas victus M. Curii sequebatur? Quid duo propugnacula belli Punici, Cn. et P. Scipiones, qui Carthaginiensium adventum corporibus suis intercludendum putaverunt? quid Africanus major? quid minor? quid

inter horum ætates interjectus Cato? Quid innumerabiles alii? nam domesticis exemplis abundamus. Cogitasse quidquam putamus in vita sibi expetendum, nisi quod laudabile esse et præclarum videretur?

Cic. Paradoxa.

Würde der Menschennatur.

Das Ewige und Göttliche in der Menschennatur ist höher und göttlicher als die ganze übrige Schöpfung. Das Göttliche in der Menschennatur ist ewig wie Gott selber. Ob die Wolken am Himmel sich verdunkeln, was macht das den ewigen Sternen? Es bläst ein Wind, die Wolken gehen vorbei, oder sie fallen in nichtige Tropfen auf den Staub der Erde hinunter, und der Himmel ist wieder, wie er vorher war und ewig seyn wird. Mag ein böser Zeitpunkt das Göttliche in der Menschennatur mit den Wolken des Vergänglichen und Zufälligen überziehen; mag der Sturm des Windes am ganzen Horizont unsers Gesichtskreises, eine Weile siegend, alle Meere der Erde bewegen; mag er die Menschen-Werke mächtiger Flotten umher jagen, wie den Sand seines Abgrunds, mag er sie an die Ufer der Welttheile werfen, wie nichtiges Schilfrohr, mag er in der Wuth seines schrecklichen Rasens Inseln und Länder bedecken, und was darauf lebet und athmet, in einem Augenblick

verschwinden und sterben machen, wie ein Frostschauer Heere von Sommermücken verschwinden macht. Der Sturm legt sich doch wieder, das Meer wird wieder ruhig, und stehet den Morgen im Prachtglanz in der Stille da, wie wenn es nie bewegt worden wäre.

Der Held im Kampf mit feindlichem Heere — an seiner Seite werden Reihen erschlagen, er selber verwundet — er schlägt fort, neue Reihen liegen im Staub, er scheint selber geschlagen, er ist es nicht, er schlägt fort, er schlägt immer fort, er ermüdet die Uebermacht, er ermüdet den Sieg, er steht unerschütterlich da, er ist höher als die Uebermacht, der Sieg ist sein, eine innere Uebermacht, die höher als alle äußere ist, liegt in ihm selber. Der Sieg ist sein, nicht weil er ihn hat, er ist sein, weil er ihn will; er ist nicht der Sohn des Sieges, der Sieg ist sein Sohn. Er kann nicht überwunden werden, weil nichts da ist, das ihn mit einer Kraft angreift, die höher ist, als die seinige; was niedriger ist als er, das zertrümmert sich selber, wenn er es angreift.

Suche ihn nicht, gieb ihm keinen Nahmen. Die Menschennatur in ihrer höhern Bedeutung ist dieser Held. Mag ihr ewiger Feind, mag Sinnlichkeit und Selbstsucht, auch mit dem höchsten Glück gegen sie sich empören, mögen der Menschen Millionen sich gegen sie vereinigen, das macht nichts. Das Wesen der Menschennatur bleibt

ewig das nämliche. Der einzelne Mensch kann alles Göttliche in sich selber verdunkeln, er kann sich selber entwürdigen, er kann es verdienen, er kann es wollen, in Nacht und Schatten zu leben; Tausende können es wollen wie er, Tausende können es wollen und Tausende können es verdienen, daß in ihrer sich selbst zugezogenen Nacht kein Himmelsstrahl des bessern Tages sie erleuchte. Aber lebte auch heute das Menschengeschlecht ganz in der Nacht seiner Selbstsucht und in der Finsterniß seines Kriegs gegen Wahrheit, Liebe und höhere Kraft, dennoch bliebe das Uebergewicht des Höhern der Menschheit selber gesichert. Wer du bist, wenn du Wahrheit, Liebe und Kraft gegen Sinnlichkeit in dir selber suchst, wenn sie nirgend, nirgend außer dir selber sind, du findest sie in dir selber, sie sind von Gottes wegen in dir; sie sind von Gottes wegen in allen, die sie wollen und suchen.

Wie dein Herz, für den Augenblick, von der Scheinkraft des Irrthums und der Selbstsucht für das Geschlecht leidet, fürchte dich nicht. Es ist auch hierin wahr, es muß dem Frommen Alles zum Besten dienen. Auch wer Böses thut, ist in der Hand Gottes ein Werkzeug zum Guten, und der Mensch mitten indem er für das Böse arbeitet, wird durch eine höhere Macht dennoch getrieben, das Gute zu befördern. Er weiß nicht, was er thut. Am Ende steht das Gute, welches Gott thut, da, und das Böse, welches der Mensch wollte,

ist verschwunden! Es ist auch hier wahr, wo die Noth am größten, da ist Gott mit seiner Hülfe am nächsten. Die Kraft der Natur wird durch den Widerstand der Natur immer nur stärker.

Pestal. Wochenschr. für Menschenbildung 1. B. 1. St. S. 26.

Ueber Poesie und Sylbenmaaß.

Der Dichter, so rühmten von jeher die glühenden Bewunderer seiner Kunst, ist vor allen andern Sterblichen ein begünstigter Liebling der Natur, ein Vertrauter und Bothe der Götter, deren Offenbarungen er jenen überbringt. Die irdische Sprache, die nur zu unverkennbar die Spuren des Bedürfnisses und der Eingeschränktheit, welche sie erzeugten, an sich trägt, kann ihm hiezu nicht genügen; die seinige athmet in reinem Aether, sie ist eine Tochter der unsterblichen Harmonie. Fast ohne daß er selbst es weiß, verwandelt sich auf seinen Lippen das Wort in Gesang. Das Entzücken, womit er das von oben empfangene wieder ausströmt, wird die Belohnung seiner Wohlthat. Leicht und frei wie auf Flügeln wird er über das Loos der Sterblichkeit hinweggehoben, und der heilige Schimmer, der seine begeisterte Stirn verklärt, fodert Anbetung von seinen erstaunten, hingerissenen Zuhörern.

Aber, ach! (verzeih mir die getäuschte Erwartung, liebste Freundinn, wenn anders mein feierlicher Tod dich irre führen konnte) dieser Dichter ist selbst nur ein Geschöpf der dichtenden Phantasie. Wie viel anders erscheint er in der Wirklichkeit, wenn man ihn in seiner Werkstätte belauscht! denn er hat eine Werkstätte, wie jeder andere Künstler. Wohl nur scherzend hat man sie mit einer Schmiede verglichen: hier scheinen nicht sowohl Donnerkeile wie auf dem Ambos der Cyklopen, als Nadeln zugespizt zu werden. Das schönste Gedicht besteht nur aus Versen; die Verse aus Wörtern; die Wörter aus Sylben; die Sylben aus einzelnen Lauten. Diese müssen nach ihrem Wohlklange oder Uebelklange geprüft, die Sylben gezählt, gemessen und gewogen, die Wörter gewählt, die Verse endlich zierlich geordnet und an einander gefügt werden. Doch dieß ist noch nicht alles. Man hat bemerkt, daß es das Ohr angenehm kitzelt, wenn nach bestimmten Zwischenräumen gleichlautende Endungen der Wörter wiederkehren. Diese muß der Dichter also aufsuchen, und oft einer einzigen wegen das ganze Gebiet der Sprache von Westen bis Osten durchstreifen. Bei großer Anstrengung körperlicher Kraft findet noch ein gewisses erhebendes Gefühl Statt: aber was kann für den langweiligen Fleiß, für die kleinliche Sorgfalt entschädigen, womit ein vollendetes Gedicht allmählig zusammen buchstabirt wird? Wie muß

dieß alles den erhabenen Geist demüthigen, der des Umganges mit den Göttern gewohnt ist? Gewiß, der Fluch der Mühseligkeit, der sich über alles menschliche Thun verbreitet, drückt ihn vorzüglich hart. Auch an ihn ergeht eine drohende Stimme: Im Schweiße deines Angesichts sollst du Verse machen! Mit Schmerzen sollst du Gedichte zur Welt bringen.

Ich bitte dich indessen, liebe Amalie, was ich dir hier anvertraue, ja nicht weiter zu erzählen. Du würdest mich unfehlbar in üble Händel mit der Zunft verwickeln, für deren Mitglied du mich aus unverdienter Güte zählen willst. Sieh, das ist eben das schlimmste. Andre wackre Leute dürfen sich wenigstens ihrer Arbeit nicht schämen; ja sie finden eine Erleichterung darin, es unverhohlen zu äußern, daß ihre Geduld oder ihre Kräfte der Erschöpfung nahe sind. Um den Dichter wäre es geschehen, wenn er sich nur von fern etwas dergleichen merken ließe. Er muß sich knechtischem Zwange mit der stolzen Miene der Freiheit unterwerfen. Seine mit Fesseln beladenen Hände und Füsse bewegt er zum leichten anmuthigen Tanze. Du glaubst, er ruhe wollüstig auf Rosen, während er sich auf dem Bette des Prokrustes peinlich dehnt oder krümmt.

Freilich gelingt es auch nicht immer damit. Irgend ein hartnäckiges Wort will nicht aus seiner Stelle. Ein Reim, ein einziger, unerbittlicher

Reim ist hinlänglich, um ihn in dem kühnsten und glücklichsten Fluge aufzuhalten. Stunden lang ruft er diese spröde Echo, ohne daß sie ihm antwortet. Ja, nicht selten bricht der geheime und anhaltende Zwiespalt zwischen Gedanken und Ausdruck auf der einen, Sylbenmaaß und Reim auf der andern Seite in so heftige Thätlichkeiten aus, daß er, unvermögend die Rechte beider Partheien zu schonen, zu einem Machtspruch genöthigt wird, wodurch er es mit dem Ohr oder dem Geiste seiner Zuhörer, oder auch wohl mit beiden verdirbt.

Hiemit hängt der Umstand zusammen, der dich gewiß in deiner Meinung von der geringen Wichtigkeit metrischer Vollendung bestärkt hat, und sie in der That zu begünstigen scheint: daß nämlich die größten Originaldichter oft ein gewisses Ungeschick zum Versbau verrathen, und sich mehr als billig darin erlauben. Wem Bilder und Gedanken wie etwas Fremdes und Zufälliges gleichsam von außen gegeben werden, der kann leicht verändern und vertauschen, weglassen und hinzusetzen. Der selbstständige Geist hingegen, welcher sie tief aus seinem Innern schöpft, würde bei diesen Umwandlungen an seinem theuersten Eigenthum, ja gewissermassen an seiner Person leiden. Nicht zum Dienen erschaffen, unterwirft er sich daher das Sylbenmaaß; und sollte selbst der Ausdruck hier und da ins Gedränge kommen, er bleibt unbekümmert dabei. Es ist zweifelhaft, ob Dante und

Shakspeare, auch in einem mehr gebildeten Zeitalter, sich um Tasso's und Popens glückliche Geschmeidigkeit beworben hätten, und noch zweifelhafter, ob es ihnen damit gelungen wäre. Wenn sich indessen jene unabhängige Fülle nicht mit diesem Talent in derselben Organisation verträgt, so macht sie es auch entbehrlich.

Vielleicht bist du mir bei der obigen, leider nicht übertriebenen Schilderung schon mit den Fragen zuvorgeeilt, die sich hier natürlich darbieten: Wozu also seine Einschränkungen? Ist das Sylbenmaaß der Poesie wesentlich? Ist es nicht vielmehr unnatürlich? Die Ergüsse eines bewegten Herzens, einer entflammten Einbildung, eines ganz von seinem Gegenstande erfüllten Geistes, nach einer mechanischen Regel abzumessen? Und sollte man den Dichter nicht mehr über die Thorheit seines Vornehmens als über die Schwierigkeit der Ausführung beklagen? Es ist unläugbar, daß nur die Allgemeinheit der Sitte das Fremde und Auffallende, was darin liegt, unsrer Bemerkung entziehen kann. Aber eben dieß muß uns auch vor einer zu raschen Beantwortung jener Fragen warnen. Ueberall finden wir die Poesie vom Sylbenmaaß begleitet, damit verschwistert, davon unzertrennlich. Sein Gebrauch erstreckt sich also fast eben so weit als die bewohnte Erde; seine Erfindung ist nicht viel jünger als das Menschengeschlecht.

Bei einer so allgemeinen Ansicht verdienen einige neuere Ausnahmen (bei den Alten würde man sie vergeblich suchen) kaum erwähnt zu werden. Ganz allgemein ist das Sylbenmaaß bei keinem heutigen Volke von der Bühne verbannt worden; wenn der dramatische Dichter diesen Schmuck verwirft oder vernachläßigt, so muß er zugleich alle Ansprüche auf eigentlich dichterische Schönheiten des Dialogs aufgeben, und selbst der tragische Schauspieler thut in diesem Falle wohl, den Kothurn abzulegen. Dieß kann daher eher für eine Beschränkung des Gebietes der Poesie gelten als für eine Erweiterung, wie man sie bei der sogenannten poetischen Prosa im Sinne gehabt zu haben scheint. Wirst du es auf dich nehmen, dieser zweideutigen Erfindung eine Schutzrede zu halten? Der Name weissagt nicht viel Gutes, und wenn man sich bei den Alten nach etwas Aehnlichem umsieht, so wird man unglücklicher Weise an die Romane der spätern Sophisten erinnert. Denn es gilt ziemlich gleich, ob rhetorische Anmaßung, oder eine Art von dichterischem Unvermögen eine solche Gattung erzeugt, die, indem sie die ausschließenden Vorrechte der Poesie und Prosa vereinigen will, die ächte Vollkommenheit beider verfehlt. Bemerke auch, daß sie unter den neuern Sprachen am besten in der französischen gediehen ist, welche mehr den Zwang als die Musik der Sylbenmaaße kennt. Es mag ihr also hingehn,

daß sie sich für eine Verwahrlosung der Natur an der Kunst zu rächen sucht. Bei einigen geschätzten Werken dieser Art unterscheidet man billig den Geist der Urheber von dem Werthe der von ihnen gewählten Form.

Jene Uebereinstimmung der verschiedensten Völker und Zeiten läßt sich unmöglich zu einem willkürlichen, zufälligen Einverständnisse herabsetzen. So unstatthaft es ist, von der Allgemeinheit einer Meinung auf ihre Wahrheit zu schließen, wie man oft gewagt hat, so zuverläßig berechtigt uns die Allgemeinheit einer Sitte, ihr Gültigkeit für den Menschen zuzuschreiben; zu behaupten, sie gründe sich auf irgend ein körperliches oder geistiges Bedürfniß seiner Natur. Strenge genommen ist überhaupt nichts im menschlichen Thun willkürlich, auch das nicht, woran sich keine Spur von Absicht wahrnehmen läßt: wenn man sich vornimmt, einmahl ohne Grund blos nach Willkür zu handeln, so ist eben dieß schon der Grund, welcher den Willen bestimmt; und am unwillkürlichsten handeln wir unter dem Einflusse dunkler Antriebe, die sich unserm Bewußtseyn entziehen. Zufällig nennen wir in Werken und Anordnungen des Menschen, was nicht durch wesentliche Verhältnisse nothwendig bestimmt, sondern durch fremde Umstände hervorgebracht wird. Was daher unter ganz entgegengesezten Einwirkungen des Himmelsstrichs und der Lebensweise, bei der ab-

weichendsten Mannigfaltigkeit der Anlagen, und auf jeder Stufe ihrer Entwickelung, immer wieder, dem Wesen nach unverändert hervorgeht: wie könnte man das für zufällig erklären?

Hieraus folgt unläugbar, daß der rhythmische Gang der Poesie dem Menschen nicht weniger natürlich ist als sie selbst. Beides ist keine überlieferte Erfindung, sondern eben so einheimisch in den erstarrten Wüsten längs dem Eismeere wie auf den lieblichen Südinseln; am Ontario wie am Ganges. Ueberall, wo nur Menschen athmeten und lebten, empfanden und sprachen, da dichteten und sangen sie auch. Dieß bezeugt die älteste Sage der Vorwelt, die selbst nur durch den Mund der Poesie zu uns redet; die Beobachtung ungebildeter roher Völker legt es uns täglich vor Augen.

In ihrem Ursprunge macht Poesie mit Musik und Tanz ein untheilbares Ganzes aus. Der Tanz hat in allen seinen Gestalten, von der einfachsten Natur bis zu den sinnreichsten Erweiterungen der Kunst, vom Freudensprunge des Wilden bis zum Noverrischen Ballet, nie die Begleitung der Musik entbehren gelernt. Dagegen bestehen jezt Poesie und Musik ganz unabhängig von einander: ihre Werke bilden sich vereinzelt in den Seelen verschiedener, oft sich mißverstehender Künstler, und müssen absichtlich darauf gerichtet werden, durch die Täuschung des Vortrags wieder eins zu scheinen. Es ist mit diesen Künsten, wie

mit den Gewerben ergangen. In den altväterlichen Zeiten trieb jeder sie alle für seine eigene Nothdurft; mit dem Fortgange der geselligen Ausbildung schieden sie sich mehr und mehr. Der absondernde Verstand hat sich selbst an dem Eigenthume des Dichtungsvermögens geübt, dessen Wirksamkeit im Verknüpfen besteht. Je mehr er die Oberhand gewinnt, desto mehr gelingt es ihm, jeden Zusammenhang zu lösen, der sich nicht auf die Begriffe zurückführen läßt. Alsdann spielt er gerne den Ungläubigen, und behauptet, was seine Geschäftigkeit zerstört hat, sey nie wirklich vorhanden gewesen. Aber der geheimste Zusammenhang ist oft auch der innigste, eben weil er nicht auf dem, was der Begriff erschöpft, sondern auf solchen Beschaffenheiten der Dinge beruht, welche nur durch die unmittelbare Anschauung aufgefaßt werden können, das heißt, auf ihrem eigentlichen Leben. Wir dürfen ihn nicht wegzuklügeln suchen, weil wir ihn blos fühlen: denn was nicht ist, kann nicht auf uns wirken.

Die Sprache, die wunderbarste Schöpfung des menschlichen Dichtungsvermögens, gleichsam das große, nie vollendete Gedicht, worin die menschliche Natur sich selbst darstellt, bietet uns von dem, was ich eben sagte, ein auffallendes Beispiel dar. So wie sie auf der einen Seite, vom Verstande bearbeitet, an Brauchbarkeit zu allen seinen Verrichtungen zunimmt, so büßt sie auf der andern

an jener ursprünglichen Kraft ein, die im nothwendigen Zusammenhange zwischen den Zeichen der Mittheilung und dem Bezeichneten liegt. So wie die gränzenlose Mannigfaltigkeit der Natur in abgezogenen Begriffen verarmt, so sinkt die lebendige Fülle der Töne immer mehr zum todten Buchstaben hinab. Zwar ist es unmöglich, daß dieser jene völlig verdrängen sollte, weil der Mensch immer ein empfindendes Wesen bleibt, und sein angebohrner Trieb, andern von seinem innersten Daseyn Zeugniß zu geben, und es dadurch in ihnen zu vervielfältigen, (wie sehr ihn auch die Herrschaft des Verstandes, der sein Wesen, so zu sagen, immer außer uns treibt, schwächen möge) doch nie ganz verlohren gehen kann. Allein in den gebildeten Sprachen, hauptsächlich in der Gestalt, wie sie zum Vortrage der deutlichen Einsicht, der Wissenschaft gebraucht werden, wittern wir kaum noch einige verlohrne Spuren ihres Ursprungs, von welchem sie so unermeßlich weit entfernt sind; wir können sie fast nicht anders als wie eine Sammlung durch Uebereinkunft festgesezter Zeichen betrachten. Indessen liegt doch jene innige, unwiderstehliche, eingeschränkte, aber selbst in ihrer Eingeschränktheit unendliche Sprache der Natur in ihnen verborgen; sie muß in ihnen liegen: nur dadurch wird eine Poesie möglich. Der ist ein Dichter, der die unsichtbare Gottheit nicht nur entdeckt, sondern sie auch andern zu offenbaren

weiß; und der Grad von Klarheit, womit dieß noch in einer Sprache geschehen kann, bestimmt ihre poetische Stärke.

Ich hatte Dir vorgeworfen, Du wärest bei deinem seelenvollen Vorlesen doch in Gefahr, einem Gedichte hier und da Schaden zuzufügen, oder wenigstens nicht alle Schönheiten gelten zu machen, weil Du dich niemahls im mindesten um die Verskunst bekümmert hast. Du wolltest dieß zwar nicht eingestehn, doch einige prosodische Erörterungen Dir wohl gefallen laßen, wenn sie nur recht kurz und bündig wären; und nun findest Du dich unversehens von der Mühe, die es heut zu Tage unsern Dichtern kostet, die Geburten ihrer Phantasie in Verse, oder, wie die ehrlichen Alten sagen, in Reime zu zwingen, bis zum Ursprunge der Poesie, ja bis zur ersten Entwickelung der Sprache weggerückt. Schreibe dieß indessen lieber jener sinnreich bemerkten Aehnlichkeit zwischen der Sprache der Philosophie und dem Dithyramben, als der Absicht zu, dich mit Hinterlist in theoretische Untersuchungen der Kunst zu verstricken, vor welchen ich deine Abneigung kenne. Du weißt, daß ich selbst die Theorie, an sich betrachtet, nicht liebe, sondern sie nur als ein nothwendiges Uebel ansehe. Sie ist für die Poesie der Baum der Erkenntniß des Guten und Bösen; sobald diese davon gekostet hatte, war ihr Paradies der Unschuld verlohren. Das Glück des goldnen Zeitalters bestand

darin, keine Gesetze zu bedürfen; aber in dem unsrigen können wir leider so wenig in der Kunst als in der bürgerlichen Gesellschaft ihrer entrathen. Der Eifer mancher warmen Freunde des Schönen gegen sie darf sich daher, um nicht unbillig zu seyn, nur wider die Machtgebote des Systems oder des Vorurtheils, welche man für ächte Gesetze der Kunst ausgibt, oder wider die gesetzgebenden Anmaßungen des Philosophen in einem ihm fremden Gebiete auflehnen. Diesem Mißverstande wäre vielleicht vorgebeugt worden, wenn man der Theorie, statt des wissenschaftlichen Vortrags, die mehr anziehende historische Form geliehen hätte. Sie kann sie annehmen: denn indem man erklärt, wie die Kunst wurde, zeigt man zugleich auf das einleuchtendste, was sie seyn soll. Auch ist nicht zu besorgen, die Ansichten der Theorie möchten dadurch beschränkt werden; sie hat vielmehr Erweiterung davon zu hoffen. Eben deswegen haben ja viele Kunstrichter ein so enges Regelgebäude errichtet, weil sie nur die Werke ihres eigenen Volkes und zwar im Zeitalter der künstlichen Bildung vor Augen hatten; weil sie sich nie bis zur Weltgeschichte der Phantasie und des Gefühls erhoben. Welch ein weiter Horizont ist es, der alles uns bekannte Schöne der Poesie, was jemahls irgendwo unter den Menschen erschien, in sich faßt! Gewiß, der Forscher hat keine Ursache, sich darüber zu beklagen, daß er jenseit desselben nichts wahr-

zunehmen vermag, und es dem dichtenden Geiste überlassen muß, die noch nicht vorhandene Vortrefflichkeit vorherzusehen.

Meine Absicht ist, Dir darzuthun, daß das Sylbenmaaß keineswegs ein äußerlicher Zierrath, sondern innig in das Wesen der Poesie verwebt ist, und sein verborgner Zauber an ihren Eindrücken auf uns weit größern Antheil hat, als wir gewöhnlich glauben. Ich unternehme es nicht, hiebei von allgemeinen Grundsätzen auszugehn, weil mir das meiste von unsrer so wunderbar zusammengesezten äußern und innern Organisation abzuhängen scheint, welche wir als eine Thatsache erst aus einzelnen Beobachtungen kennen lernen. Eine förmliche Geschichte der Metrik würde bei mir weit mehr Kenntnisse, bei Dir vielleicht mehr Geduld erfordern, als wir beide haben. Indessen dürfen wir doch nicht bei den Werken unsrer heutigen Dichtkunst stehen bleiben, deren musikalischer Theil, ganz vernachläßigt, beinahe verstummend in Büchern aufbewahrt wird. Hier erscheint sie uns durch Erfindungen des geschäftig müßigen Witzes so vielfach bereichert oder entstellt, und dem Eigensinn der Gewohnheit oft so unterthänig, daß wir in Gefahr kommen möchten, das Ursprüngliche und Unwandelbare in ihr vergebens zu suchen; oder, fänden wir es auch, es nicht für das, was es ist, anzuerkennen. Nein laß uns in

jene frühern Zeiten zurückkehren, wo die erst unmündige, bald kindliche, dann jugendliche Kunst (wenn sie anders da schon ihren Nahmen tragen soll, der die Vorstellung von besonnenen Absichten und von kühlem Ueberrechnen der Wirkung eines Verfahrens erregt) von der gütigen Natur selbst gepflegt und erzogen ward. Diese Wanderung wird wohlthätig für uns seyn; wir werden sie nicht in Gesellschaft jenes höchst verfeinerten Geschmacks anstellen, welcher oft nur in Empfindlichkeit gegen oberflächliche Berührungen bei einer gänzlichen Erstorbenheit des Innern besteht.

Die Folge meiner Betrachtungen war etwa diese. Der Zwang des Sylbenmaaßes scheint bei der Aeußerung lebhafter Vorstellungen und nachdrücklichen Regungen nicht natürlich, und daher auch mit der Absicht des Dichters, sie andern so vollkommen als möglich mitzutheilen, im Widerspruch zu seyn. Dennoch tritt die Poesie überall und zu allen Zeiten in irgend einer gemessenen Bewegung auf. Dieß muß, wie jede durchaus allgemeine Sitte seinen Grund in der menschlichen Natur haben, dem man am leichtesten im Ursprunge derselben nachspüren kann, weil Absicht und Ueberlegung sich da noch am wenigsten in die Spiele des sicher leitenden Instinctes mischen. Poesie entstand gemeinschaftlich mit Musik und Tanz, und das Sylbenmaaß war das sinnliche Band ih-

rer Vereinigung mit diesen verschwisterten Künsten. Auch nachdem sie von ihnen getrennt ist, muß sie immer noch Gesang und gleichsam Tanz in die Rede zu bringen suchen, wenn sie noch dem dichtenden Vermögen angehören und nicht bloß Uebung des Verstandes seyn will. Dieß hängt genau mit ihrem Bestreben zusammen, die Sprache durch eine höhere Vollendung zu ihrer ursprünglichen Kraft zurückzuführen, und Zeichen der Verabredung durch die Art des Gebrauches beinahe in natürliche und an sich bedeutende Zeichen umzuschaffen.

Hier bin ich nun auf den Punkt gelangt, wovon ich wieder auszugehen wünschte. Ich mußte Dir diesen Zusammenhang wenigstens in flüchtigen Zügen entwerfen, damit Du mich nicht beschuldigtest, ich mache es wie jener Sänger des Trojanischen Krieges, der vom Ey der Leda anhob, oder wie so mancher Chronikschreiber, der die Begebenheiten seiner kleinen Ortschaft unmittelbar an die Geschichte der Schöpfung anschließt. Laß mich erst in den einfachen Anlagen zur Metrik den Beweis ihrer Wichtigkeit, ich möchte sagen, ihrer Unentbehrlichkeit, aufsuchen; hierauf an ihrer fortschreitenden Ausbildung im Allgemeinen die Schönheit entwickeln, welche sie zu erreichen strebt; und endlich zeigen, wie diese durch den unendlich verschiedenen Bau der Sprachen in jeder eigenthüm-

lich, und zwar sehr abweichend bestimmt, bald begünstigt und bald gehindert wird.

Aug. Wilh. Schlegel.
Charakteristiken und Kritiken,
1. B. S. 318.

Leben des Menschen.

Kann der Mensch, nachdem er einmal zur Vernunft gekommen ist, anders als dieser Vernunft den Vorzug zu erkennen? Muß er sich selbst denn nicht eben darum höher fühlen als das Thier? Wie wollte er denn nun sagen, daß er zur Vernunftlosigkeit, oder, welches einerlei ist, blind in den Tag hinein zu leben bestimmt sey? Schon dieser Ausdruck fällt Euch als unedel auf: aber die Sache ist es. Der unter Thieren vernunftlos aufgewachsene Mensch erkennt eine solche Bestimmung noch weniger an, denn er vermag gar nichts zu erkennen, wir andern urtheilen über ihn, und das natürlicher Weise aus unserm Standpunkte, als Wesen, die urtheilen können; und wir halten jenen Wilden für ein Wesen, das etwas sehr Unvollkommenes in seiner Art ist. Wir haben auch einen Instinkt, und dieser ist der Trieb, welcher nicht eher ruht, bis wir zur Vernunft gekommen sind, und auch dann nicht ruhet und niemals ruhet. Dieses Fortstreben des Geistes will demnach die Natur.

Will das aber die Natur, und führt sie uns selbst dahin, daß wir das Geistige als das Höhere erkennen müssen, dann, meine Lieben, können wir auch nicht mehr die Sprache des leicht hin fahrenden Jünglings sprechen: „ laßt uns leben, wie es kommt! “ der reifere Mensch muß mit Besonnenheit leben wollen. — Ein Leben, welches sich bloß im thierischen bewegt, ist demnach ein niederes Leben, das der reifere Mensch, ja das jeder von natürlichem Gefühle verabscheuen muß; es ist ein unvollständiges Daseyn, welches noch lange nicht den Nahmen Menschenleben verdient. Gesezt, es sey jemand so unnatürlich, das Kind zu einem solchen Leben erziehen zu wollen, so würde dieses Kind einst, wenn die endlich siegende Natur es zum Selbstbewußtseyn gebracht hat, diesen Frevel schrecklich anklagen.

Ihr sehet ein Kind, mit welchem man fast nichts vornimmt, als daß man es füttert. Das Essen und Trinken wird also seine Natur ganz einnehmen, und so wird seine Lebensgeschichte hauptsächlich im Thierischen bestehen; denn die einmahl so in dem Niedern festgehaltene Kraft wird sich auch nun überall im Niedern entwickeln. Da es indessen nicht möglich ist, daß alles Aufstreben der Natur unterdrückt werde, so wird ein trauriges Mißverhältniß zwischen dem Thierischen und Geistigen entstehen. Die Einbildungskraft wird wirken, und den Verstand hervortreiben, sie wird aber

ihre Associationen aus dem niedern Stoffe nehmen, mit schlechten Bildern die Seele füllen, und die Denkkraft nur zum Ausdenken des niedern Genusses üben. Daraus muß ein Kind werden, das in frühern Jahren von Lüsternheit, Naschhaftigkeit u. s. w. beherrscht wird, und dann zu aller Unreinigkeit der Phantasie, zur Wollüstigkeit übergeht, und was denn weiter daraus erfolgt. Dieses ist die Jugend des Pöbels — in hohen und niedern Ständen. Darum ist es Pöbel, gemeiner, schlechter Schlag — das sind die Menschen, von denen man zu sagen pflegt, daß die Sinnlichkeit bei ihnen herrsche, Bedaurungswürdige, welche sich im Niedern herumarbeiten, und kaum eines halben Lebens froh werden.

Oder lasset denn auch einen Menschen dieser Classe sich mit der Zeit zu mehrerem Gebrauche des Verstandes erheben, so raffinirt er nur mehr auf die Mittel, seine Begierden zu befriedigen, und er bleibt als geldsüchtiger, als betriebsamer, als bürgerlich gesetzmäßiger, als diätetischer Mensch doch immer im Dienste der Sinnlichkeit. Eine etwas höhere Stufe des Menschenlebens hat er allerdings errungen. Er denkt etwas mehr, als jener rohe Haufen: aber sein Denken ist alle durch die Associationen des niedern Sinnes an Gegenstände befestigt, die nur in einem beschränkten Kreise des Lebens liegen, und von denen er sich gar nicht losreißen kann. Dem Bauer fällt bei dem

schönen Tage, bei der anmuthigen Gegend, und bei allem immer wieder seine Arbeit, sein besorgter Schaden, sein gehoffter Vortheil u. dergl. ein; und wie könnte ihm etwas anders einfallen, da sein Geist zu nichts anderem gekommen ist? Daher sind Menschen, wie z. B. Juden, die von kleinlichem Handel sich nähren, von der scharfsinnigsten Denkkraft, wenn es ihren Gewinn betrifft, und doch so ganz unbehülflich in dem eigentlichen Selbstdenken zur Erhebung des Geistes. — Auch das Gefühl-Vermögen bekommt da nur einige wenige Eindrücke mehr, als den groben Sinnengenuß, z. B. Freude an errungenem Vortheile, Verdruß und Qual um Verlust ꝛc. ꝛc., aber wie wenig ist mit allem dem für das Leben gewonnen! Von Seiten des Denkens, Fühlens, Begehrens so armselig! Wer wollte seinem Kinde nicht etwas Besseres zuerkennen, als es jener engen niedern Sphäre überlassen!

Ob nicht auch die Menge derer, die mit den Sorgen um die Lebensbedürfnisse kämpfen, in diese Classe gehören? Ihr meinet, sie seyen um so achtungswürdiger, je mehr sie sich es angelegen seyn ließen, in ihrer Mühseligkeit sich redlich zu nähren. Meinet Ihr im Ernste diejenigen, denen das Mühseligkeit ist? O wer fröhlich ist in seiner Arbeit, stehet in einem weit höhern Range! Alle die Menschen, die vor lauter Seufzen über die Beschwerlichkeiten des Lebens nicht die Zeit haben,

zum Leben selbst und zum freien Athmen zu gelangen, stehen doch in der That auf einer sehr niedern Stufe, und so bedaurungswürdig sie wegen ihrer Lage sind, so sind sie doch Sklaven, welche es verdienen zu seyn, weil sie sich selbst an ihre Kette schmiedeten. Sollten sie wohl überhaupt viel besser seyn, als jene grobsinnlichen Menschen? Warum klagen und seufzen sie denn so? Weil sie nach einer weichlichen Lebensart seufzen, weil Trägheit und Sinnengenuß ihr höchstes Gut ist, und weil sie nichts besseres kennen, als ihre Schwäche. Das sind die Menschen, welche an der Erdscholle kleben, oder welche unaufhörlich mit ihrer Gesundheitspflege zu thun haben, oder welche unter den Sorgen des Hauswesens erliegen, oder welche in ihrem handwerksmäßigen Arbeiten nie zu sich selbst kommen. Unmöglich können wir ein solches gepreßtes und mühseliges Leben, das den Menschen nur zum ersten Hausthiere macht, für die Bestimmung halten, welche uns die Natur anweiset. Wie eng ist hier der Wirkungskreis des Geistes! Wie sehr ist seine Ausbildung gehemmt! Laßt auch dieses Leben um eine oder zwei Stufen höher stehen, als jenes rohere — wenn wir unsre Kinder in kein besseres führen, so wären wir ihrer nicht werth.

Es ist offenbar Naturbestimmung, daß die Menschen dieser niedern Stufen, die wir mit Recht

die Stufen der Gemeinheit nennen, entrissen werden. Hier erhält die Tugend der Menschenliebe ein weites Feld ihrer Wirksamkeit. Noch viel ist hier zu thun, und nicht bloß unter dem rohen Volke. Auch in den höhern Ständen beklaget Ihr, edle Frauen, manchmahl jene Gemeinheit; die Schminke, welche über sie hingezogen ist, kann nur auf den ersten Anblick blenden; bald aber sieht man hindurch, wie sich das ganze Leben bewegt, um die ersten Bedürfnisse zu befriedigen, und daß man sie befriedigt, um so sein Leben fortschleppen zu können; zu wenig anderem bleibt noch Sinn übrig. Jene niederschlagende Bemerkung, daß der Magen am Ende alle menschliche Thun und Treiben regiere, würde also beweisen, daß die Menschheit noch auf einer sehr niedrigen Stufe stehe; und dieser es entreissen, das könnte doch so leicht eine vernünftige Erziehung. Die Natur hat jedem Menschen das Haupt aufgerichtet, dieses soll ihn leiten, und dazu bedarf er nur einer leichten älterlichen Hülfe. Man kann kühnlich behaupten, daß diejenigen, welche in der Sklaverei der thierischen Neigungen leben, als Kinder schon verwahrlost wurden. Denn eine seltene krankhafte Beschaffenheit müßte sie sonst mit auf die Welt gebracht haben.

Ein Leben, worin die Geisteskräfte durchaus rege sind, ist demnach unsrer Bestimmung ange-

messen. Aber auch dieses Höhere hat verschiedene Stufen. . . .

Schwarz, Erziehungslehre, in Briefen an erziehende Frauen.

Ueber das Pathetische.

Darstellung des Leidens — als blosen Leidens — ist niemahls Zweck der Kunst, aber als Mittel zu ihrem Zwecke ist sie derselben äußerst wichtig. Der lezte Zweck der Kunst ist die Darstellung des Uebersinnlichen und die tragische Kunst insbesondere bewerkstelligt dieses dadurch, daß sie uns die moralische Independenz von Naturgesetzen im Zustand des Affekts versinnlicht. Nur der Widerstand, den es gegen die Gewalt der Gefühle äußert, macht das freie Princip in uns kenntlich; der Widerstand aber kann nur nach der Stärke des Angriffs geschäzt werden. Soll sich also die Intelligenz im Menschen als eine, von der Natur unabhängige Kraft offenbaren, so muß die Natur ihre ganze Macht erst vor unsern Augen bewiesen haben. Das Sinnenwesen muß tief und heftig leiden; Pathos muß da seyn, damit das Vernunftwesen seine Unabhängigkeit kund thun, und sich handelnd darstellen könne.

Man kann niemahls wissen, ob die Fassung des Gemüths eine Wirkung seiner moralischen Kraft ist, wenn man nicht überzeugt worden ist,

daß sie keine Wirkung der Unempfindlichkeit ist. Es ist keine Kunst, über Gefühle Meister zu werden, die nur die Oberfläche der Seele leicht und flüchtig bestreichen, aber in einem Sturm, der die ganze sinnliche Natur aufregt, seine Gemüthsfreiheit zu behalten, dazu gehört ein Vermögen des Widerstandes, das über alle Naturmacht unendlich erhaben ist. Man gelangt also zur Darstellung der moralischen Freiheit nur durch die lebendigste Darstellung der leidenden Natur, und der tragische Held muß sich erst als empfindendes Wesen bei uns legitimirt haben, ehe wir ihm als Vernunftwesen huldigen, und an seine Seelengröße glauben.

Pathos ist also die erste und unnachläßliche Foderung an den tragischen Künstler, und es ist ihm erlaubt, die Darstellung des Leidens so weit zu treiben, als es, ohne Nachtheil für seinen lezten Zweck, ohne Unterdrückung der moralischen Freiheit, geschehen kann. Er muß gleichsam seinem Helden oder seinem Leser die ganze Ladung des Leidens geben, weil es sonst immer problematisch bleibt, ob sein Widerstand gegen dasselbe eine Gemüthshandlung, etwas Positives, und nicht vielmehr blos etwas Negatives und ein Mangel ist.

Dieß leztere ist der Fall bei dem Trauerspiel der ehemahligen Franzosen, wo wir höchst selten oder nie leidende Natur zu Gesicht bekommen,

sondern meistens nur den kalten, deklamatorischen Poeten oder auch den auf Stelzen gehenden Komödianten sehen. Der frostige Ton der Deklamation erstickt alle wahre Natur, und den französischen Tragikern macht es ihre angebetete Decenz vollends ganz unmöglich, die Menschheit in ihrer Wahrheit zu zeichnen. Die Decenz verfälscht überall, auch wenn sie an ihrer rechten Stelle ist, den Ausdruck der Natur, und doch fodert diesen die Kunst unnachläßlich. Kaum können wir es einem französischen Trauerspielhelden glauben, daß er leidet, denn er läßt sich über seinen Gemüthszustand heraus wie der ruhigste Mensch, und die unaufhörliche Rücksicht auf den Eindruck, den er auf andere macht, erlaubt ihm nie, der Natur in sich ihre Freiheit zu lassen. Die Könige, Prinzessinnen und Helden eines Corneille und Voltaire vergessen ihren Rang auch im heftigsten Leiden nie, und ziehen weit eher ihre Menschheit als ihre Würde aus. Sie gleichen den Königen und Kaisern in den alten Bilderbüchern, die sich mit sammt der Krone zu Bette legen.

Wie ganz anders sind die Griechen und diejenigen unter den Neuern, die in ihrem Geiste gedichtet haben. Nie schämt sich der Grieche der Natur, er läßt der Sinnlichkeit ihre vollen Rechte, und ist dennoch sicher, daß er nie von ihr unterjocht wird. Sein tiefer und richtiger Verstand läßt ihn das Zufällige, das der schlechte Geschmack

zum Hauptzwecke macht, von dem Nothwendigen unterscheiden; alles aber, was nicht Menschheit ist, ist zufällig an dem Menschen. Der griechische Künstler, der einen Laokoon, eine Niobe, einen Philoktet darzustellen hat, weiß von keiner Prinzeßinn, keinem König, keinem Königssohn; er hält sich nur an den Menschen. Deswegen wirft der weise Bildhauer die Bekleidung weg, und zeigt uns blos nackende Figuren; ob er gleich sehr gut weiß, daß dieß im wirklichen Leben nicht der Fall war. Kleider sind ihm etwas Zufälliges, dem das Nothwendige niemahl nachgesezt werden darf, und die Gesetze des Anstands oder des Bedürfnisses sind nicht die Gesetze der Kunst. Der Bildhauer soll und will uns den Menschen zeigen, und Gewänder verbergen denselben; also verwirft er sie mit Recht.

Eben so wie der griechische Bildhauer die unnütze und hinderliche Last der Gewänder hinwegwirft, um der menschlichen Natur mehr Platz zu machen, so entbindet der griechische Dichter seine Menschen von dem eben so unnützen und eben so hinderlichen Zwang der Konvenienz und von allen frostigen Anstandsgesetzen, die an dem Menschen nur künsteln und die Natur an ihm verbergen. Die leidende Natur spricht wahr, aufrichtig und tiefeindringend zu unserm Herzen in der homerischen Dichtung und in den Tragikern: alle Leidenschaften haben ein freies Spiel, und die

Regel des Schicklichen hält kein Gefühl zurück. Die Helden sind für alle Leiden der Menschheit so gut empfindlich als andere, und eben das macht sie zu Helden, daß sie das Leben stark und innig fühlen, und doch nicht davon überwältigt werden. Sie lieben das Leben so feurig wie wir andern, aber diese Empfindung beherrscht sie nicht so sehr, daß sie es nicht hingeben können, wenn die Pflichten der Ehre oder der Menschlichkeit es fordern. Philoktet erfüllt die griechische Bühne mit seinen Klagen, selbst der wüthende Herkules unterdrückt seinen Schmerz nicht. Die zum Opfer bestimmte Iphigenia gesteht mit rührender Offenheit, daß sie von dem Licht der Sonne mit Schmerzen scheide. Nirgends sucht der Grieche in der Abstumpfung und Gleichgültigkeit gegen das Leiden seinen Ruhm, sondern in Ertragung desselben bei allem Gefühl für dasselbe. Selbst die Götter der Griechen müssen der Natur einen Tribut entrichten, sobald sie der Dichter der Menschheit näher bringen will. Der verwundete Mars schreit für Schmerzen so laut auf, wie zehntausend Mann, und die von einer Lanze gerizte Venus steigt weinend zum Olymp, und verschwört alle Gefechte.

Diese zarte Empfindlichkeit für das Leiden, diese warme, aufrichtige, wahr und offen da liegende Natur, welche uns in den griechischen Kunstwerken so tief und lebendig rührt, ist ein Muster der Nachahmung für alle Künstler, und ein Ge-

setz, das der griechische Genius der Kunst vorgeschrieben hat. Die erste Foderung an den Menschen macht immer und ewig die Natur, welche niemahls darf abgewiesen werden; denn der Mensch ist — ehe er etwas anders ist — ein empfindendes Wesen. Die zweite Foderung an ihn macht die Vernunft, denn er ist ein vernünftig empfindendes Wesen, eine moralische Person, und für diese ist es Pflicht, die Natur nicht über sich herrschen zu lassen, sondern sie zu beherrschen. Erst alsdenn, wenn erstlich der Natur ihr Recht ist angethan worden, und wenn zweitens die Vernunft das ihrige behauptet hat, ist es dem Anstand erlaubt, die dritte Foderung an den Menschen zu machen, und ihm, im Ausdruck sowohl seiner Empfindungen als seiner Gesinnungen, Rücksicht gegen die Gesellschaft aufzulegen, und sich — als ein civilisirtes Wesen zu zeigen.

Das erste Gesetz der tragischen Kunst war Darstellung der leidenden Natur. Das zweite ist Darstellung des moralischen Widerstandes gegen das Leiden.

Der Affekt, als Affekt, ist etwas Gleichgültiges, und die Darstellung desselben würde, für sich allein betrachtet, ohne allen ästhetischen Werth seyn; denn, um es noch einmahl zu wiederholen, nichts was blos die sinnliche Natur angeht, ist der Darstellung würdig. Daher sind nicht nur alle blos erschlaffende (schmelzende) Affekte, son=

dern überhaupt auch alle höchsten Grade, von was für Affekten es auch sey, unter der Würde tragischer Kunst.

Die schmelzenden Affekte, die blos zärtlichen Rührungen, gehören zum Gebiet des Angenehmen, mit dem die schöne Kunst nichts zu thun hat. Sie ergötzen blos den Sinn durch Auflösung oder Erschlaffung, und beziehen sich blos auf den äußern, nicht auf den innern Zustand des Menschen. Viele unsrer Romane und Trauerspiele, besonders der sogenannten Dramen (Mitteldinge zwischen Lustspiel und Trauerspiel) und der beliebten Familiengemählde gehören in diese Klasse. Sie bewirken blos Ausleerungen des Thränensacks und eine wollüstige Erleichterung der Gefässe; aber der Geist geht leer aus, und die edlere Kraft im Menschen wird ganz und gar nicht dadurch gestärkt. Eben so, sagt Kant, fühlt sich mancher durch eine Predigt erbaut, wobei doch gar nichts in ihm aufgebaut worden ist. Auch die Musik der Neuern scheint es vorzüglich nur auf die Sinnlichkeit anzulegen, und schmeichelt dadurch dem herrschenden Geschmack, der nur angenehm gekizelt, nicht ergriffen, nicht kräftig gerührt, nicht erhoben seyn will. Alles schmelzende wird daher vorgezogen, und wenn noch so großer Lerm in einem Concertsaal ist, so wird plötzlich alles Ohr, wenn eine schmelzende Passage vorgetragen wird. Ein bis ins Thierische gehender Ausdruck der Sinn=

lichkeit erscheint dann gewöhnlich auf allen Gesichtern, die trunkenen Augen schwimmen, der offene Mund ist ganz Begierde, ein wollüstiges Zittern ergreift den ganzen Körper, der Athem ist schnell und schwach, kurz alle Symptome der Berauschung stellen sich ein: zum deutlichen Beweise, daß die Sinne schwelgen, der Geist aber oder das Prinzip der Freiheit im Menschen der Gewalt des sinnlichen Eindrucks zum Raube wird. Alle diese Rührungen, sage ich, sind durch einen edeln und männlichen Geschmack von der Kunst ausgeschlossen, weil sie blos allein dem Sinne gefallen, mit dem die Kunst nichts zu verkehren hat.

Auf der andern Seite sind aber auch alle diejenigen Grade des Affekts ausgeschlossen, die den Sinn blos quälen, ohne zugleich den Geist dafür zu entschädigen. Sie unterdrücken die Gemüthsfreiheit durch Schmerz nicht weniger, als jene durch Wollust und können deswegen blos Verabscheuung und keine Rührung bewirken, die der Kunst würdig wäre. Die Kunst muß den Geist ergötzen und der Freiheit gefallen. Der, welcher einem Schmerz zum Raube wird, ist blos ein gequältes Thier, kein leidender Mensch mehr; denn von dem Menschen wird schlechterdings ein moralischer Widerstand gegen das Leiden gefodert, durch den allein sich das Prinzip der Freiheit in ihm, die Intelligenz, kenntlich machen kann.

Aus diesem Grunde verstehen sich diejenigen Künstler und Dichter sehr schlecht auf ihre Kunst, welche das Pathos, durch die blose sinnliche Kraft des Affekts und die höchstlebendige Schilderung des Leidens, zu erreichen glauben. Sie vergessen, daß das Leiden selbst nie der lezte Zweck der Darstellung und nie die unmittelbare Quelle des Vergnügens seyn kann, das wir am Tragischen empfinden. Das Pathetische ist nur ästhetisch, in so fern es erhaben ist. Wirkungen aber, welche blos auf sinnliche Quelle schließen lassen, und blos in der Affektion des Gefühlvermögens gegründet sind, sind niemahls erhaben, wie viel Kraft sie auch verrathen mögen: denn alles Erhabene stammt nur aus der Vernunft.

Eine Darstellung der blosen Passion (sowohl der wollüstigen als der peinlichen) ohne Darstellung der übersinnlichen Widerstehungskraft heißt gemein, das Gegentheil heißt edel. Gemein und edel sind Begriffe, die überall, wo sie gebraucht werden, eine Beziehung auf den Antheil oder Nichtantheil der übersinnlichen Natur des Menschen an einer Handlung oder an einem Werke bezeichnen. Nichts ist edel als was aus der Vernunft quillt; alles was die Sinnlichkeit für sich hervorbringt, ist gemein. Wir sagen von einem Menschen, er handle gemein, wenn er blos den Eingebungen seines sinnlichen Triebes folgt, er handle anständig, wenn er seinem Trieb nur

mit Rücksicht an Gesetze folgt, er handle edel, wenn er blos der Vernunft, ohne Rücksicht auf seine Triebe folgt. Wir nennen eine Gesichtsbildung gemein, wenn sie die Intelligenz im Menschen durch gar nichts kenntlich macht, wir nennen sie sprechend, wenn der Geist die Züge bestimmte, und edel, wenn ein reiner Geist die Züge bestimmte. Wir nennen ein Werk der Architektur gemein, wenn es uns keine andere, als physische Zwecke zeigt, wir nennen es edel, wenn es, unabhängig von allen physischen Zwecken, zugleich Darstellung von Ideen ist.

Ein guter Geschmack also, sage ich, gestattet keine, wenn gleich noch so kraftvolle Darstellung des Affekts, die blos physisches Leiden und physischen Widerstand ausdrückt, ohne zugleich die höhere Menschheit, die Gegenwart eines übersinnlichen Vermögens, sichtbar zu machen — und zwar aus dem schon entwickelten Grunde, weil nie das Leiden an sich, nur der Widerstand gegen das Leiden pathetisch und der Darstellung würdig ist. Daher sind alle absolut höchsten Grade des Affekts dem Künstler sowohl als dem Dichter untersagt; denn alle unterdrücken die innerlich widerstehende Kraft, oder setzen vielmehr die Unterdrückung derselben schon voraus, weil kein Affekt seinen absolut höchsten Grad erreichen kann, so lange die Intelligenz im Menschen noch einigen Widerstand leistet.

Schillers kleinere pros. Schr.

Etwas über Landschaftmahlerei.

Darstellungen, aus der belebten, sich bewegenden Natur üben ohne Zweifel mehr Macht über unsre Empfindungen aus, und behaupten allerdings den Vorzug vor den Landschaften, die mit einer weit mäßigern Wirkung zufrieden seyn müßen; diese sind aber dennoch gute und brauchbare Gegenstände für die bildende Kunst, oder vielmehr ausschließlich, nur für die Mahlerei. Sie ruhen auf sich selbst, sind klar und keiner Zweideutigkeit unterworfen. Ueberdieß können sie auf die verschiedenste Weise behandelt werden, und sind durch Mannichfaltigkeit ihres Charakters fähig, unser Gemüth angenehm zu beschäftigen, zur Fröhlichkeit oder zum Ernst zu stimmen. Wem wird nicht wohl zu Muthe, wenn Claude Lorrain ihn unter heitern Himmel, in angenehme Gegenden führt, wo sanfte Lüfte in den Bäumen spielen, das Meer am Ufer plätschert, und Strahlen der sinkenden goldenen Sonne auf den Wellen tanzen? Caspar Poussin erhebt das Herz durch große einfache Naturscenen. H. Schwanefelds einsame und ruhige Gegenden laden zum stillen Genuß seiner selbst ein, und die Wildnisse des Salvator Rosa, wo über öden Klippen drohende Gewitter aufziehen, erregen ein schauerliches Gefühl in uns.

Propyläen.

Ueber den Trost.

Das erste, was wir am Schmerze, wie am Zorne zu bekämpfen haben, ist seine giftige lähmende Süßigkeit, die wir so ungern mit der Arbeit des Tröstens und der Vernunft vertauschen und vertreiben. — Wir müssen nicht begehren, daß die Philosophie mit Einem Federzuge die umgekehrte Verwandlung von Rubens nachthue, der mit einem Striche ein lachendes Kind in ein weinendes umzeichnete. Es ist genug, wenn sie die ganze Trauer der Seele in Halbtrauer verwandeln, es ist genug, wenn ich zu mir sagen kann, ich will gerne den Schmerz tragen, den mir die Philosophie noch übrig gelassen, ohne sie wär er noch größer, und der Mückenstich ein Wespenstich. Sogar der körperliche Schmerz schlägt seine Funken blos aus dem elektrischen Kondensator der Phantasie auf uns, die heftigsten Stiche erlitten wir ruhig, wenn sie eine Terzie lang währten. Aber wir stehen ja eben nie eine Schmerzensstunde aus, sondern nur zusammengereihete Schmerzensterzien, deren sechzig Strahlen blos die Phantasie in dem heißen Stech- und Brennpunkte einer Secunde fasset und auf unsre Nerven richtet. Das peinlichste am körperlichen Schmerze ist das Unkörperliche, nämlich unsere Ungeduld und die Täuschung, daß er immer währe. Wir wissen alle gewiß, daß wir uns über manchen Verlust in zwanzig, in zehn, in zwei

Jahren trösten werden. Warum sagen wir uns nicht gleich, so will ich denn lieber eine Meinung, die ich in 20 Jahren wegwerfe, gleich heute wegwerfen. Warum soll ich erst 20jährige Irrthümer abwerfen, und nicht 20stündige? Wenn ich aus einem Traum, den mir ein Otaheiti auf den schwarzen Grund der Nacht hinmahlte, wieder erwache, und das blumige Land zerflossen erblicke, so seufze ich kaum, und denke: es war nur geträumt; wie? und wenn ich diese blühende Insel wirklich im Wachen besessen hätte, und wenn sie durch ein Erdbeben eingesunken wäre, warum sag' ich da nicht auch, die Insel war nur ein Traum; warum bin ich untröstlicher bei dem Verluste eines kürzern, denn das ist der Unterschied, und warum findet der Mensch eine größere Einbusse weniger nothwendig und wahrscheinlich als eine kleine?

Die Ursache ist: jede Empfindung und jeder Affekt ist Wahnsinn, und fodert oder bauet seine eigene Welt. Der Mensch kann sich ärgern, daß es schon oder erst 12 Uhr schlägt. — Welcher Unsinn! der Affekt will nicht nur seine eigene Welt, sein eignes Ich, auch seine eigne Zeit. — Ich bitte jeden, einmahl innerlich seine Affekten ganz ausreden zu lassen, und sie abzuhören und auszufragen, was sie denn eigentlich wollen. Er wird über das Ungeheure ihrer bisher nur halb gestammelten Wünsche erschrecken. Der Zorn wünschet dem Menschengeschlechte einen einzigen Hals, die Liebe

ein einziges Herz, die Trauer zwei Thränendrüsen, und der Stolz zwei gebogene Knie. — Wenn ich in Wiedmanns Höfer Chronik die ängstlichen blutigen Zeiten des dreißigjährigen Kriegs durchlas, gleichsam durchlebte, wenn ich das Hülferufen der Geängsteten wieder hörte, die in den Donaustrudeln ihrer Zeit arbeiteten, und das Zusammenschlagen der Wellen, und das wahnsinnige Herumirren auf den zerstreuten mürben Brückenpfeilern wieder sah, gegen welche schäumende Wogen und reissende Eisfelder anschlugen, und wenn ich dann dachte: alle Wogen sind zerflossen, das Eis ist zerschmolzen, das Getümmel ist verstummt, und die Menschen auch mit ihren Seufzern, so erfüllte mich ein eigner wehmüthiger Trost für alle Zeiten, und ich fragte: War und ist denn dieser flüchtige Jammer unter dem Gottesackerthore des Lebens, den drei Schritte unter der nächsten Höhle beschließen, der ewigen Trauer werth? Wahrlich, wenn es erst, wie ich glaube, unter einem ewigen Schmerze wahre Standhaftigkeit gibt, so ist ja die im fliehenden kaum eine.

Eine große, aber unverschuldete Landplage sollte uns nicht demüthig machen, sondern stolz. Wenn das lange schwere Schwerdt des Krieges auf die Menschheit niedersinkt, und wenn tausend bleiche Herzen zerspaltet bluten, oder wenn im blauen reinen Abend die rauchende heisse Wolke einer auf den Scheiterhaufen geworfenen Stadt

finster hängt, gleichsam die Aschenwolke von tausend eingeäscherten Herzen und Freuden, so erhebe sich stolz dein Geist, und ihm eckle die Thräne und das, wofür sie fällt, und er sage: Du bist viel zu klein, gemeines Leben, für die Trostlosigkeit eines Unsterblichen, zerrissenes unförmliches Pausch und Bogenleben! Auf diesem aus tausendjähriger Asche geründeten Globus, unter diesen Erdengewittern aus Nebeln, in diesem Weheklagen eines Traumes ist es eine Schande, daß der Seufzer nur mit seiner Brust zerstiebt und nicht eher, und die Zähre nur mit ihrem Auge. Aber dann mildere sich dein erhabener Unmuth, und lege dir die Frage vor: wenn nun der verhüllte Unendliche, den glänzende Abgründe und keine Schranken umgeben, und der erst die Schranken erschafft, die Unermeßlichkeit vor deinen Augen öffnete, und dir sich zeigte, wie er austheilt die Sonnen, die hohen Geister, die kleinen Menschenherzen, und unsre Tage und einige Thränen darin, würdest du dich aufrichten aus deinem Staube gegen ihn und sagen: Allmächtiger, ändere dich!

Aber Ein Schmerz wird dir verziehen oder vergolten, es ist der um deine Gestorbenen, denn dieser süße Schmerz um die Verlohrenen ist doch nur ein anderer Trost. Wenn wir uns nach ihnen sehnen, ist es nur eine wehmüthigere Weise, sie fort zu lieben, und wenn wir an ihr Scheiden denken, so vergießen wir so gut Thränen, als

wenn wir uns ihr frohes Wiedersehen mahlen, und die Thränen sind wohl nicht verschieden.

Jean Pauls Blumen- Frucht- und Dornenstücke, 1tes B.

Von der Ehre.

Willst du wahrhaft geehret seyn?
Der Titel thut es nicht allein;
Reichthum ist oft gar hinderlich:
Sey Ehren werth, so ehrt man dich!

Das Vieh ist zufrieden, wenn es gesund ist, zu fressen hat, und der Ruhe pflegen kann. Aber für uns nach dem Bilde Gottes geschaffene Menschen, mit einer unsterblichen Seele, ist eine solche Vieh-Zufriedenheit nicht genug. Wir müssen mehr haben. Auch der geringste Taglöhner verlangt mit Recht zu seiner Zufriedenheit, daß ihn niemand verachte und verspotte, daß sein Dienstherr ihm freundlich thue und seine Miteinwohner ihn für einen braven Mann halten; wenn er gleich arm ist. Wer sich auch daraus nichts macht, was andere ehrliche Leute von ihm halt ·, dem ist nicht über den Weg zu trauen und man hat die Thüren und Schlösser wohl vor ihm zu verwahren. Dagegen gibt es aber auch Exempel, daß Leute, welche gar zu hoch geehrt seyn wollen, darüber zu Narren werden, oder in Schande und Unglück gerathen. Was aber rechte Ehre sey, und wie man

dazu gelange, ist klärlich aus folgender Geschichte zu ersehen.

Es waren drei Bauernsöhne, fast von gleichem Alter, welche mit einander in die Schule giengen. Die Eltern von allen dreien waren wohlhabende und brave Leute. Sie hatten aber immer einen kleinen Neid auf einander. Weil nun Kinder leicht die Fehler ihrer Eltern annehmen: so sahen auch diese drei Bursche von Jugend auf einander mit neidischen Augen an; und wie sie heran wuchsen, suchte Jeder angesehener und geehrter im Dorfe zu werden, als die andern. Sie suchten aber nicht auf einerlei Weise dazu zu gelangen: und am Ende zeigte sichs, wer die Kunst, sich wahre Ehre und Hochachtung zu verschaffen, am besten verstanden.

Der eine, Peter Koch genannt, war hübsch von Gesicht und wohl gewachsen. Als Bursch hatte er immer die schönsten Kleider, trug Stiefeln und des Sonntags ein spannisch Rohr mit Silber beschlagen, auch goldne Trotteln am Hut. Die Mädchen wußten sich viel, wenn er mit ihnen vortanzte und er dachte Wunder! wie geehrt er wäre, wenn die Leute auf seine Kleider sahen. Wie er hernach seine eigene Wirthschaft hatte, ließ er sein Haus weissen, und die Thüren und Fenster recht bunt mahlen, daß es vor andern ins Auge fiel. Seine Frau und Kinder kleidete er immer mehr nach Bürgers-Manier, als andere thaten, und er ruhte nicht eher, bis ers dahin brachte, daß er

zum Kirchenvorsteher gewählt wurde. Da ließ er sich nun Herr Kirchenvorsteher, und seine Frau Frau Kirchenvorsteherinn nennen, und dachte, er wäre weit über seine beiden Schulkameraden hinweg, die er kaum über die Achsel ansahe. Aber was geschah! der Herr Kirchenvorsteher hatte nicht gut Schreiben und Rechnen gelernt. Als nun das Jahr um war, und er die Rechnung ablegen sollte, da hatte er so grobe Fehler und so buntkrauses Zeug durch einander gemacht, daß ihm die Stelle wieder genommen werden mußte; ob er gleich sonst ein ehrlicher Mann war. Weil er aber auf seinen Titel dick gethan hatte: so lachten ihn nun die Leute aus, und nannten sein bemahltes Haus spottweise: die bunte Kirchenrechnung. Er sah also wohl ein, daß es mit seiner Ehre nichts war, und daß er nicht die rechte Ehrbegierde, sondern nur eine kindische Eitelkeit gehabt hatte. Er ließ es damit gut seyn, und mit der Zeit vergaßen die Leute seinen Fehler und ehrten ihn mehr, als da er darauf ausging, sich ehren zu lassen.

Der Andere von den dreien, Johann Balzer, dachte: Geld macht den Mann, und fing von seiner Jugend an, zu sparen und das Seinige zusammen zu halten; dazu nahm er das reichste Mädchen im Dorfe zur Frau, und erbte, als ein einziger Sohn, seines Vaters ganzes Gut. Da waren freilich aller Augen auf ihn gerichtet,

und weil ihm die meisten Leute schuldig waren und die Armen bei ihm Taglohn verdienen konnten: so nahm jeder die Mütze vor ihm ab, und nannte ihn Herr Balzer. Er dünkte sich dann ein großer Mann zu seyn, wenn er mit einer gnädigen Miene kaum an seine Mütze griff, und die andern sie tief herunter nahmen. Aber heimlich wurde er von allen beneidet, und weil er sich und andern nichts von seinem Geld zu Gute that: so schrie man ihn für einen Geizhals aus. Es geschah nun, daß dieser Mann das Unglück hatte, daß er in einem Brand, der eben nach der Erndte auskam, Haus, Scheuer und Stallung, mit allem, was darin war, einbüßte. Er konnte nicht einmahl seinen Geldkasten retten: sondern der verbrannte mit, und beim Aufräumen brachte ein diebischer Taglöhner das geschmolzene Silber, das er fand, auf die Seite. Balzer hatte nun nichts mehr, als seine Grundstücke und seine ausstehenden Capitalien. Diese trieb er daher aufs strengste ein, auch von den Leuten, die mit abgebrannt waren; und wurde wegen dieses Verlustes auch noch geiziger, drückte die Arbeitsleute, gab keinem Armen eine christliche Wohlthat, beschnitt seinem Gesinde den Lohn: so daß er in wenig Jahren wieder in den Stand kam, in dem er vor dem Brande gewesen war, und immer reicher wurde. Aber durch seinen Geiz und seine Hartherzigkeit gegen Dürftige kam er in so schlimmen Ruf, daß

er zulezt, da sein Vermögen aufs Höchste gestiegen war, erst einsahe, daß man reiche Leute nur alsdenn ehrt, wenn sie von ihrem Reichthume andern etwas zu Gute kommen lassen, und daß er nicht wahrhaft ehrbegierig, sondern nur hochmüthig gewesen war.

Hans Wohlmann, der dritte von diesen Schulgesellen, die mit einander um die Ehre stritten, hatte den Spruch Christi des Herrn: suchet am ersten das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit; so wird euch das übrige alles zufallen, zu seinem Leibspruch gemacht, und legte ihn so aus: das Reich Gottes bestehe darin, daß Gott in der Welt alles gar verständig und klug einrichte, und daß er allen seinen Geschöpfen Gutes thüe, und sie glücklich mache. Wer nun seine Sachen auch mit Verstand und Ueberlegung einrichte und nicht nur allen Leuten, mit denen er zu thun habe, sondern auch selbst dem Vieh, lauter Gutes erweise: der regiere gleichsam mit Gott in seinem Reiche, dem könne es nicht fehlen, die Ehre müsse ihm von selbst zufallen, so wie das Vermögen; so viel ihm nähmlich nach Gottes weisem Rath und Willen nütze sey. So dachte Hans Wohlmann und that auch darnach. In seiner Feld- und Hauswirthschaft machte er nicht alles nach der alten Leier: sondern wo er einen nüzlichen Vorschlag hörte oder in einem Buche las, da probierte er ihn erst im

Kleinen, und wenn es gut einschlug, im Großen. Er forschte über alles selbst fleißig nach, und bat jeden, der eine Sache besser wußte, als er, um Rath und Lehre. Dadurch wurde er mit der Zeit so verständig, daß sich alle Leute im Dorfe an ihn wandten, wenn sie in einer Sache beim Ackerbau und der Viehzucht, desgleichen im Ehestande oder der Kinderzucht, nicht Recht Bescheid wußten. Hans Wohlmann wußte meistentheils zu rathen, und wenn er ja von einer Sache keinen Bescheid geben konnte: so sagte ers aufrichtig, um durch schlechten Rath keinen Schaden zu thun. Seine Liebe und Güte gegen andere Menschen war herzlich, und er zeigte sich mehr in Thaten, als in Worten. Er hatte eine alte kranke Mutter, die trug er so zu sagen auf den Händen, und wartete und pflegte ihrer, wie sie seiner in der Kindheit gepflegt hatte. Konnte er einem seiner Nachbarn etwas zu Gefallen thun, so that ers, oft ehe er darum gebeten wurde. Gegen sein Gesinde war er so freundlich und liebreich, daß es alle Sachen mit Freuden recht machte, und daß ers oft nicht einmahl zu befehlen brauchte. War eine gemeine Arbeit zum Besten des Dorfes zu thun, so war Hans Wohlmann meistens der erste auf dem Platze, und ermunterte andere durch sein Beispiel zum Fleiß. Geschah ein Nothfall und man fragte, wer geholfen habe? so hieß es: Ey! wer wird's denn seyn, als der liebe Hans.

Diesen Nahmen hatten ihm die Kinder gegeben. Denn er war gegen sie so freundlich, wie gegen ihre Eltern, und reich und arm war ihm einerlei. Er grüßte den Schweinhirten so höflich und so freundlich, als den Vornehmen.

Seine Frau hatte bei ihm ihren Himmel auf Erden, und sie that ihm wieder alles zu liebe, was sie ihm an den Augen ansehen konnte. Seine Kinder brauchte er nicht viel zu ermahnen, daß sie brav und gut seyn sollten; sie thatens von selbst; weil sie sahen, daß ihr Vater und Mutter deswegen immer fröhlich und vergnügt waren, und fast von allen Menschen geliebt und geehrt wurden, weil sie so gut und brav waren. Wirklich dauerte es nicht lange, so war Hans Wohlmann der geehrteste und beliebteste Mann im Dorfe. Er wurde zum Kirchenvorsteher gemacht, als Peter Koch diese Stelle verlor, und blieb es sein Leben lang. Es fiel einmahl ein Kind in den Teich: da sprang Hans Wohlmann nach, und holte es mit Lebensgefahr heraus. Darüber bekam er ein Geschenk vom gnädigsten Fürsten, und weil der Herr bei dieser Gelegenheit erfuhr, wie Wohlmann sonst so verständig und gut sey: so ließ er ihn selbst vor sich kommen, reichte ihm die Hand und sprach: „Ich wünschte mir recht viel solche Unterthanen zu haben, wie ihr seyd, mein lieber Hans! Gott gebe euch Gesundheit und langes Leben!“ Ja der Fürst ehrte ihn so hoch, daß

er einmahl, als er mit seinem Gefolge durchs Dorf ritt, bei Wohlmanns Hause stille hielt, und sich seine Wirthschaftseinrichtung zeigen ließ, welche auch wahrhaft ein Meisterstück von Wirthschaft zu nennen war. Da machten nun seine Miteinwohner große Augen: aber sie beneideten ihn nicht; weil sie ihn alle lieb hatten; nur ehrten sie den lieben Hans noch mehr, als zuvor, und sie thatens nicht anders, er mußte bei Ehrentagen und Gastmahlen allezeit oben an sitzen, neben dem Herrn Pfarrer In solchen Ehren blieb Hans Wohlmann bis an sein Ende: woraus man sieht, daß er das rechte Mittel gefunden hatte, Ehre zu erlangen, welches war, daß er sie verdiente.

Noth- und Hülfs-Büchlein.
N. verb. Auflage.

Erweckende und bewegende Reden.

Non ignoro, milites, multa, quæ terrere vos possent, ab incolis Indiæ per hos dies de industria esse jactata: sed non est improvisa vobis mentientium vanitas. Sic Ciliciæ fauces, sic Mesopotamiæ campos, Tigrim et Euphratem, quorum alterum vado transivimus, alterum ponte, terribilem fecerant Persæ. Nunquam ad liquidum fama perducitur: omnia, illa tra-

dente, majora sunt vero. Nostra quoque gloria, quum sit ex solido, plus tamen habet nominis, quam operis. Modo quis belluas offerentes mœnium speciem, quis Hydaspen amnem, quis cætera auditu majora quam vero, sustinere posse credebat? Olim hercule fugissemus ex Asia, si nos fabulæ debellare potuissent. Creditisne elephantorum greges majores esse, quam usquam armentorum sunt? quam et rarum sit animal; nec facile capiatur; multoque difficilius mitigetur. Atqui eadem vanitas copias peditum equitumque numeravit. Nam flumen, quo latius fusum est, hoc placidius stagnat; quippe angustis ripis coercita, et in angustiorem alveum elisa torrentes aquas invehunt: contra spatio alvei segnior cursus est. Præterea in ripa omne periculum est, ubi adplicantes navigia hostis exspectat. Ita quantumcunque flumen intervenit, idem futurum discrimen est evadentium in terram. Sed omnia ista vera esse fingamus. Utrumne vos magnitudo belluarum, an multitudo hostium terret? Quod pertinet ad elephantos, præsens habemus exemplum: in suos vehementius, quam in nos incurrerunt, tam vasta corpora securibus falcibusque mutilata sunt. Quid autem interest, totidem sint, quot Porus habuit, an tria millia? Quum uno aut altero vulneratis ceteros in fugam declinare videamus. Inde paucos quo-

que incommode regunt: congregata vero tot millia ipsa se elidunt, ubi nec stare, nec fugere potuerint inhabiles vastorum corporum moles. Equidem sic animalia ista contemsi, ut quum haberem, ipse non opposuerim, satis gnarus, plus suis, quam hostibus periculi inferre. At enim equitum peditumque multitudo vos commovet! Cum paucis enim pugnare soliti estis, et nunc primum inconditam sustinebitis turbam. Testis adversus multitudinem invicti Macedonum roboris Granicus amnis; et Cilicia inundata cruore Persarum, et Arbela, cujus campi devictorum a nobis ossibus strati sunt. Sero hostium legiones numerare cœpistis, postquam solitudinem in Asia vincendo fecistis. Quum per Helespontum navigaremus, de paucitate nostra cogitandum fuit. Nunc nos Scytæ sequuntur; Bactriana auxilia præsto sunt; Dahæ Sogdianique inter nos militant. Nec tamen illi turbæ confido. Vestras manus intueor; vestram virtutem rerum, quas gesturus sum, vadem prædemque habeo. Quamdiu vobiscum in acie stabo, nec meos, nec hostium exercitus numeravero: vos modo animos mihi plenos alacritatis ac fiduciæ adhibete. Non in limine operum laborumque nostrorum; sed in exitu stamus: pervenimus ad solis Ortum et Oceanum, nisi obstat ignavia: inde victores perdomito terrarum fine revertemur in patriam.

Nolite, quod pigri agricolæ faciunt, maturos fructus per inertiam amittere e manibus. Majora sunt periculis præmia; dives eadem et imbellis est regio. Itaque non tam ad gloriam vos duco, quam ad prædam. Digni estis, qui opes, quas illud mare litoribus invehit, referatis in patriam: digni, qui nihil inexpertum, nihil metu omissum relinquatis. Per vos gloriamqne vestram, qua humanum fastigium exceditis, perque et mea in vos, et in me vestra merita, quibus invicti contendimus, oro quæsoque, ne humanarum rernm terminos adeuntem alumnum commilitonemque vestrum, ne dicam regem, deseratis. Cetera vobis imperavi; hoc unum debiturus sum. Et is vos rogo, qui nihil unquam vobis præcepi, quin primus me periculis obtulerim: qui sæpe aciem clypeo meo texi: ne infregeritis in manibus meis palmam, qua Herculem Liberumque patrem, si invidia abfuerit, æquabo. Date hoc precibus meis, et tandem obstinatum silentium rumpite. Ubi est ille clamor alacritatis vestræ index? Ubi ille meorum Macedonum vultus? Non agnosco vos, milites, nec agnosci videor a vobis. Surdas jam dudum aures pulso: aversos animos et infractos excitare conor. (Quumque illi in terram demissis capitibus tacere perseverarent) Nescio quid, inquit, imprudens in vos deliqui, quod me ne

intueri quidem vultis! In solitudine mihi videor esse. Nemo respondet, nemo saltem negat. Quos alloquor? Quid autem postulo? Vestram gloriam et magnitudinem vindicamus. Ubi sunt illi, quorum certamen paulo ante vidi contendentium, qui potissimum vulnerati regis corpus exciperent? desertus, destitutus sum, hostibus deditus. Sed solus quoque ire perseverabo. Objicite me fluminibus, et belluis, et illis gentibus, quarum nomina horretis. Inveniam, qui desertum a vobis sequantur: Scythæ Bactrianique erunt mecum; hostes paulo ante, nunc milites nostri. Mori præstat, quam precario imperatorem esse. Ite reduces domos; ite deserto rege ovantes. Ego hic a vobis desperatæ victoriæ, aut honestæ morti locum inveniam.

Curtius.

Lebewohl an die Jugend.

Sie ist verschwunden die blühende Zeit des Lebens, die Periode des Frohsinns und harmloser Heiterkeit. — Welche unvergeßliche genußvolle Stunden hat sie mir gewährt! Stunden, nach denen noch in spätem Alter dieses Herz sich zurücksehnen wird.

Wie war alles um mich her so lachend und heiter! Welches schöne Bündniß knüpfte der Zauber

der Hoffnung zwischen Gegenwart und Zukunft! Mit Freude begrüßte der Jüngling den Morgen, und mit lieblichen Schwärmereien sagte er dem sinkenden Tage das Lebewohl.

Jezt bin ich Mann, und sehe zurück in das entschwundene Gefilde der Vergangenheit; die Erinnerung stellt mir ihre Scenen mit lebhaften Zügen dar. Es war der wichtigste Zeitraum des Lebens, der Zeitraum, von welchem das Glück der übrigen Lebensalter am meisten abhängt; der Zeitraum, in welchem der Mensch eine Richtung bekommt, die ihn meistens sein ganzes irdisches Daseyn hindurch begleitet.

Wie hab' ich ihn verlebt diesen Zeitraum? kann ich mit Zufriedenheit auf jede Scene der Jugend zurücksehen; war keine, deren Erinnerung nicht Beschämung herbeiführt? Gab ich meinem Geiste wahre und edle Bildung; war immer Eintracht zwischen meinem Geiste und meinem Herzen? — Ging ich mit reiner wohlgestimmter Seele in das Alter der ernsten Männlichkeit über? Nahm ich nicht aus dem süßen Rausche jener Jahre Richtungen mit, die den Mann und Greis irre führen können, Richtungen, die der Mann und der Greis nie austilgen wird? Gewährt mir mein Charakter eine reine, fleckenlose Ansicht? Sind ihm nicht Züge eingeprägt, vor denen ich erröthen muß, wenn ich sie in stiller Einsamkeit betrachte? Züge, die ich der ganzen Welt verbergen muß, und

mir selbst gern verbergen möchte. Würde dieser Charakter, wenn er offen und blos vor den Blicken meiner Mitbrüder stände, ihre volle ungetheilte Liebe an sich ziehen? —

Dichter, ihr nennt die Jugend einen Traum; aber sie ist es nur zum Theil. Träume sind die Freuden des Jünglings; aber keine Träume seine Thaten. O diese Thaten haben ein ewiges unveränderliches Daseyn im moralischen Reiche, sie verschwinden nicht, bekommen durch keinen Zauber der Phantasie und Erinnerung eine andere Gestalt, ihre Verwandlung ist auch für die Allmacht eines Gottes nicht möglich.

Habe ich dich oft entweiht, edle Blühtenzeit des Lebens, was kann ich mehr, als mit Reue an deiner Grenze knien, und mit Thränen mir selbst die Tilgung jedes Fleckens schwören, der die Menschheit herabwürdigt. Kann ich mehr als mit Vorsätzen in der Laufbahn der Männlichkeit fortschreiten, fest und innig genug, um mir das Leben unerträglich zu machen, wenn ich sie je verließe? —

Lebe denn wohl, holder Morgen des Lebens! Schwebe mir oft vor im Bilde der Erinnerung, und führe die beseligende Hoffnung mit dir, daß jenseits des Grabes den Erweckten eine Jugend aufdämmert, schöner noch, als diese.

Heidenreich.

Gottes ewiger Wille.

Erhabener lebendiger Wille, den kein Nahme nennt, und kein Begriff umfaßt, wohl darf ich mein Gemüth zu dir erheben; denn du und ich sind nicht getrennt. Deine Stimme ertönt in mir. In dir, dem Unbegreiflichen, werde ich mir selbst, und wird mir die Welt vollkommen begreiflich; alle Räthsel meines Daseyns werden gelöset, und die vollendetste Harmonie entsteht in meinem Geiste.— Ich verhülle vor dir mein Angesicht, und lege die Hand auf den Mund. Wie du für dich selbst bist und dir selbst erscheinst, kann ich nie einsehen, so gewiß ich nie du selbst werden kann. Nach tausendmahl tausend durchlebten Geisterleben werde ich dich noch eben so wenig begreifen, als izt, in dieser Hütte von Erde. — Was ich begreife, wird durch mein bloßes Begreifen zum Endlichen; und dieses läßt auch durch unendliche Steigerung und Erhöhung sich nie in's Unendliche verwandeln. Ich will nicht versuchen, was mir durch das Wesen der Endlichkeit versagt ist, wie du an dir selbst bist, will ich nicht wissen. Aber deine Beziehungen und Verhältnisse zu mir, dem Endlichen und zu allen Endlichen, liegen offen vor meinem Auge. Du wirkest in mir die Erkenntniß von meiner Pflicht, von meiner Bestimmung in der Reihe der vernünftigen Wesen; wie, das weiß ich nicht, noch bedarf ich es zu wissen. Du

weißt und erkennst, was ich denke und will; du willst, denn du willst, daß mein freier Gehorsam Folgen habe in alle Ewigkeit; den Act deines Willens begreife ich nicht, und weiß nur so viel, daß er nicht ähnlich ist dem meinigen. Du lebst und bist; denn du weißt, willst und wirkest allgegenwärtig der Vernunft. — In der Anschauung dieser deiner Beziehung zu mir dem Endlichen will ich ruhig und selig seyn. Ich weiß unmittelbar nur, was ich soll. Dieses will ich unbefangen, freudig und ohne Klügelei thun; denn es ist deine Stimme, die es mir befiehlt, und die Kraft, mit der ich es ausrichte, ist deine Kraft. Ich bin ruhig bei allen Ereignissen in der Welt, denn sie sind in deiner Welt. — Alles, was geschieht, gehört in den Plan der ewigen Welt, und ist gut in dir, so viel weiß ich; was in diesem Plane reiner Gewinn, oder was nur Mittel sey, um ein vorhandenes Uebel hinwegzuschaffen, was daher mich mehr oder weniger erfreuen sollte, weiß ich nicht. In deiner Welt gedeiht Alles; dieses genügt mir, und in diesem Glauben stehe ich fest, wie ein Fels; was aber in deiner Welt nur Keim, was Blühte, was die Frucht selbst ist, weiß ich nicht. Das Einzige, woran mir gelegen seyn kann, ist der Fortgang der Vernunft und Sittlichkeit im Reiche der vernünftigen Wesen.

Nachdem so mein Herz aller Begier nach dem Irdischen verschlossen ist, erscheint meinem Auge das Universum in einer verklärten Gestalt. Die todte lastende Masse, die nur den Raum ausfüllte, ist verschwunden, und an ihrer Seite fließt und woget und rauscht der ewige Strom von Leben und Kraft und That — vom ursprünglichen Leben; von deinem Leben, Unendlicher: denn alles Leben ist dein Leben, und nur das religiöse Auge dringt in das Reich der wahren Schönheit.

Ich bin dir verwandt, und was ich rund um mich herum erblicke, ist mir verwandt; es ist alles belebt und beseelt, und blickt aus hellen Geisteraugen mich an, und redet mit Geistertönen an mein Herz Auf das mannichfaltigste zertheilt und getrennt, schaue in allen Gestalten außer mir ich selbst mich wieder, und strahle mir aus ihnen entgegen, wie die Morgensonne in tausend Thautropfen mannichfaltig gebrochen sich entgegen glänzt.

Dein Leben, wie es der Endliche zu fassen vermag, ist sich selbst schlechthin durch sich selbst bildendes, und darstellendes Wollen; dieses Leben fließt — im Auge der Sterblichen mannichfach versinnlicht, — durch mich hindurch herab in die ganze unermeßliche Natur! Hier strömt es, als sich selbst schaffende und bildende Materie, durch meine Adern und Muskeln hindurch, und sezt außer mir seine Fülle ab im Baume, in der

Pflanze, im Grase. Ein zusammenhängender Strom, Tropfe an Tropfe, fließt das bildende Leben in allen Gestalten, und allenthalben, wohin ihm mein Auge zu folgen vermag; und blickt mich an, — aus jedem Punkte des Universum anders, — als dieselbe Kraft, durch die es im geheimen Dunkel meinen eignen Körper bildet. Dort woget es frei, und hüpft und tanzt als sich selbst bildende Bewegung im Thiere, und stellt in jedem neuen Körper sich dar, als eine andere eigne für sich selbst bestehende Welt: dieselbe Kraft, welche, mir unsichtbar, in meinen eignen Gliedmassen sich reget, und bewegt. Alles was sich regt, folgt diesem allgemeinen Zuge, diesem einzigen Princip aller Bewegung, das von einem Ende des Universum zum andern die harmonische Erschütterung fortleitet: das Thier ohne Freiheit; ich, von welchem in der sichtbaren Welt die Bewegung ausgeht, ohne daß sie darum in mir gegründet sey, mit Freiheit.

Aber rein und heilig, und deinem eignen Wesen so nahe, als im Auge des Sterblichen etwas ihm seyn kann, fließet dieses dein Leben hin als Band, das Geister mit Geistern in Eins verschlingt, als Luft und Aether der Einen Vernunftwelt; undenkbar und unbegreiflich, und doch offenbar da liegend vor dem geistigen Auge. In diesem Lichtstrom fortgeleitet schwebt der Gedanke, unaufgehalten und derselbe bleibend, von Seele zu Seele,

und kommt reiner und verklärt zurück aus der verwandten Brust. Durch dieses Geheimniß findet der Einzelne sich selbst, und versteht und liebt sich selbst nur in einem andern; und jeder Geist wickelt sich los nur von andern Geistern, und es gibt keinen Menschen sondern nur eine Menschheit, kein einzelnes Denken und Lieben und Hassen, sondern nur ein Denken, Lieben und Hassen in und durch einander. Durch dieses Geheimniß strömt die Verwandtschaft der Geister in der unsichtbaren Welt fort bis in ihre körperliche Natur, und stellt sich dar in zwei Geschlechtern, die, wenn auch jedes geistige Band zerreissen könnte, schon als Naturwesen genöthigt sind, sich zu lieben, fließt aus in die Zärtlichkeit der Aeltern und Kinder, und Geschwister, gleich als ob die Seelen eben so aus einem Blute entsprossen wären, wi die Leiber, und die Gemüther Zweige und Blühten desselben Stammes wären, und umfasset von da aus in engern oder weitern Kreisen die ganze empfindende Welt. Selbst ihrem Hasse liegt der Durst nach Liebe zum Grunde, und es entsteht keine Feindschaft, außer aus versagter Freundschaft.

Dieses ewige Leben und Regen in allen Adern der sinnlichen und geistigen Natur erblickt mein Auge durch das, was andern todte Masse scheint, hindurch, und siehet dieses Leben stets steigen und wachsen, und zum geistigen Ausdrucke seiner selbst

sich verklären. Das Universum ist mir nicht mehr jener in sich selbst zurücklaufende Cirkel, jenes unaufhörlich sich wiederholende Spiel, jenes Ungeheuer, das sich selbst verschlingt, um sich wieder zu gebähren, wie es schon war; es ist vor meinem Blicke vergeistigt, und trägt das eigne Gepräge des Geistes; stetes Fortschreiten zum vollkommenen in einer geraden Linie, die in die Unendlichkeit geht.

Die Sonne geht auf, und geht unter, und die Sterne versincken, und kommen wieder, und alle Sphären halten ihren Cirkeltanz; aber sie kommen nie so wieder, wie sie verschwanden, und in den leuchtenden Quellen des Lebens ist selbst Leben und Fortbilden. Jede Stunde von ihnen herbeigeführt, jeder Morgen und jeder Abend sinkt mit neuem Gedeihen herab auf die Welt; neues Leben und neue Liebe entträufelt den Sphären, wie die Thautropfen den Wolken, und umfängt die Natur, wie die kühle Nacht die Erde.

Aller Tod in der Natur ist Geburt, und gerade im Sterben erscheint sichtbar die Erhöhung des Lebens. Es ist kein tödtendes Prinzip in der Natur, denn die Natur ist durchaus lauter Leben; nicht der Tod tödtet, sondern das lebendigere Leben, welches, hinter dem alten verborgen, beginnt und sich entwickelt. Tod und Geburt ist blos das Ringen des Lebens mit sich selbst, um sich stets verklärter und ihm selbst ähnlicher darzustellen.

Und mein Tod könnte etwas anders seyn — meiner, der ich überhaupt nicht eine bloße Darstellung und Abbildung des Lebens bin, sondern das ursprüngliche, allein wahre und wesentliche Leben in mir selbst trage? — Es ist gar kein möglicher Gedanke, daß die Natur ein Leben vernichten solle, das aus ihr nicht stammt; die Natur, um deren Willen nicht ich, sondern die selbst nur um meinetwillen lebt.

Aber selbst mein natürliches Leben, selbst diese bloße Darstellung des innern unsichtbaren Lebens vor dem Blicke des Endlichen, kann sie nicht vernichten, weil sie sonst sich selbst müßte vernichten können; sie, die blos für mich, und um meinetwillen da ist, und nicht ist, wenn ich nicht bin. Gerade darum, weil sie mich tödtet, muß sie mich neu beleben; es kann nur mein in ihr sich entwickelndes höheres Leben seyn, vor welchem mein gegenwärtiges verschwindet; und das, was der Sterbliche Tod nennt, ist die sichtbare Erscheinung einer zweiten Belebung. Stürbe kein vernünftiges Wesen auf der Erde, das da nun einmahl ihr Licht erblickt hätte, so wäre kein Grund da, eines neuen Himmels und einer neuen Erde zu harren: die einzig mögliche Absicht dieser Natur, Vernunft darzustellen und zu erhalten, wäre schon hienieden erfüllt, und ihr Umkreis wäre geschlossen. Aber der Akt, durch den sie ein freies selbstständiges Wesen tödtet, ist ihr feierliches aller Vernunft

kundbares Hinüberschreiten über diesen Akt, und über die ganze Sphäre, die sie dadurch beschließt; die Erscheinung des Todes ist der Leiter, an welchem mein geistiges Auge zu dem neuen Leben meiner selbst, und einer Natur für mich hinübergleitet.

Jeder meines gleichen, der aus der irdischen Verbindung heraustritt, und der meinem Geiste nicht für vernichtet gelten kann — denn er ist meines gleichen — zieht meinen Gedanken mit sich hinüber; er ist noch, und ihm gebührt eine Stätte. Indeß wir hienieden um ihn trauern, ist drüben Freude, daß der Mensch zu ihrer Welt gebohren wurde, so wie wir Erdenbürger die unsrigen mit Freude empfangen. Wenn ich einst ihnen folgen werde, wird für mich nur Freude seyn; denn die Trauer bleibt in der Sphäre zurück, die ich verlasse.

Es verschwindet vor meinem Blicke, und versinkt die Welt, die ich noch so eben bewunderte. In aller Fülle des Lebens, der Ordnung und des Gedeihens, welche ich in ihr schaue, ist sie doch nur der Vorhang, durch die eine unendlich vollkommnere mir verdeckt wird, und der Keim, aus dem diese sich entwickeln soll. Mein Glaube tritt hinter diesen Vorhang, und erwärmt, und belebt diesen Keim. Er sieht nichts Bestimmtes, aber er erwartet mehr, als er hienieden fassen kann, und je in der Zeit wird fassen können.

So lebe, und so bin ich, und so bin ich unveränderlich, fest, und vollendet für alle Ewigkeit; denn dieses Seyn ist kein von aussen angenommenes, es ist mein eignes, einziges wahres Seyn und Wesen.

Fichte. Bestimmung des Menschen.

Campe, an seine lieben Kinder.

(Dedikation seines Theophron.)

Was ich, wie ihr wißt, bei der Abnahme meiner Gesundheit, schon vor einiger Zeit mit Bekümmerniß in dunkler Ferne sah, das ist jezt eingetroffen. Die Vorsehung hat gesprochen; unser Loos ist geworfen; es heißt — Trennung.

Ich trockne meine Augen, um in eurer Mitte noch einmahl freudig und liebevoll umherzublicken; noch einmahl mich zu laben an den großen herzerhebenden Hoffnungen, die ihr mir einflößtet, und die ich — ach! so gerne unterhielt; noch einmahl meinen besten, innigsten, feuerigsten Herzenssegen über euch alle auszugiessen, und dann — zu haften am Boden auf der Stelle, auf welcher Gott mir still zu stehn geboth, euch nachzusehen, so weit mein Auge reichen wird, auf den Wegen, auf denen Gott euch, ohne mich, nun weiter führen wird.

Ihr sahet, meine guten Kinder, wie lange ich kämpfte, wie oft ich mich ermannte, und die sinkende Hand von neuem erhob, um euch weiter zu leiten auf dem schmalen ungebahnten Pfade zu jeder schönen Tugend und zur Glückseligkeit: aber ihr sahet auch, und der Allsehende sah es zugleich, daß ich unter der Anstrengung erlag, und daß ich mich entschließen mußte, entweder euch in euerm Laufe aufzuhalten, oder allein zurückzubleiben. Ich wählte das leztere, ungeachtet ich wohl wußte, daß der unvernünftigere Theil der Vorübergehenden meine Bewegungsgründe zu dieser Wahl nicht fassen würde, nicht fassen könnte, weil zur Beurtheilung und Billigung eines gewissenhaften Verfahrens erfordert wird, daß man selbst gewissenhaft zu handeln sich gewöhnt habe. Und ach! — warum muß ich diese traurige Wahrheit euch schon so früh entdecken? — so zu handeln, hat ein größerer Theil der Menschen, als man glauben sollte, sich noch nicht gewöhnt! —

Aber ehe wir, Wange an Wange gelegt, unsere Thränen zum leztenmahl in einander fließen lassen, vernehmt, ihr Lieben, mit derjenigen freudigen Folgsamkeit, womit ihr meine treue Liebe zu euch so oft belohnt habt, den lezten Willen eines Vaters, der auch dann, wann wir getrennt seyn werden, zu eurer Glückseligkeit noch so gerne etwas beitragen möchte! Ihr erwartet vielleicht, indem ich euch so auffordere, daß ich

euch noch einmahl alle die Vorschriften zu einem rechtschaffenen, gemeinnützigen und glücklichen Leben, nach denen wir eure junge Herzen zu bilden uns bestrebten, wiederholen, und bei unserer Liebe, bei eurer ewigen Wohlfahrt euch beschwören werde, ihnen immer treu zu bleiben? Aber nein, Kinder! dieß ist jezt meine Absicht nicht. Ich darf hoffen, daß jede wichtige Lehre, die wir euch gegeben, und nach der wir euch geübt haben, mit unauslöschlicher Schrift in euerm Herzen angeschrieben stehe; darf hoffen, daß forthin es keinem unter euch mehr möglich seyn werde, wissentlich und vorsätzlich dem entgegen zu handeln, was ihr als schön und gut, als recht und gottgefällig erkannt habt: wozu also eine Wiederholung? eine nochmahlige Ermahnung zu dem, was ihr gern, und immer eifriger aus eigenem Antriebe thun werdet?

Mein lezter Wille hat also einen andern Gegenstand. Vernehmt ihn meine Kinder, und laßt, um eurer selbst willen, ihn euch heilig seyn.

Bis hieher war es zu eurer Glückseligkeit genug, daß ihr euch gegen unsre Vorschriften folgsam bewieset, daß ihr alles erkannte Gute gern umfaßtet, und vor allem erkannten Bösen mit Abscheu zurückbebtet. Dieß wird denn auch fernerhin, so lang ihr noch an der Hand eines erfahrnen Führers geht, zu eurer Wohlfahrt hinreichend seyn. Aber, Kinder, die Zeit nahet heran, und bei einigen von euch ist sie schon vor der

Thüre — da ihr den mißlichen Weg des Lebens allein betreten sollt. Da wird es nun der verführerischen Seitenwege, welche links und rechts durch einladende Gegenden laufen, viele geben. Da werdet ihr oft, und ehe ihr es euch verseht, euch mitten in einem undurchdringlichen Dickicht befinden, wo um und neben euch keine menschliche Spur, und über euch kaum eine Spanne breit vom Himmel wird zu sehen seyn. Da werdet ihr nicht selten, plötzlich auf tiefe, mit staudichten Blumen verwachsene Gruben stossen, und ein einziger unvorsichtiger Schritt, vorwärts gethan, kann auf immer euch ins Verderben stürzen. Da wird es endlich oft in lachenden Thälern giftige, im hohen Grase versteckte Schlangen und Ottern geben, welche euern Fersen auflauern, auch wilde Bestien im nahen Gehölz, welche auf euch hervorschießen werden, zu einer Zeit, da ihr in euern arglosen leicht betrogenen Herzen euch völlig sicher wähnt.

Kinder! ich bin des Weges gekommen, und rede nicht von Hörensagen, sondern aus Erfahrung. Glaubt also einem glaubwürdigen Manne und einem für euch zitternden Vater: es ist zum glücklichen Antritt und zur sichern Vollendung der gefahrvollen Lebensreise nicht genug, die Himmelsgegend zu wissen, nach der man wandern muß; nicht genug, mit dem festen Vorsatze auszugehn, der rechten Straße immer folgen, nie von ihr abweichen, und alle gefährlichen Oerter sorgfältig

vermeiden zu wollen; nicht genug, sich gewöhnt zu haben, keinem der Mitwanderer vorsätzlich in den Weg oder auf den Fuß zu treten — mit andern Worten: es ist zu einem ruhigen, zufriedenen und glücklichen Leben hienieden nicht genug, daß man gut und immer besser zu werden sich bestrebe: (ungeachtet dieses Bestreben das erste unentbährliche Mittel zur Glückseligkeit ist) man muß auch vorsichtig, klug, und durch Erfahrung weise geworden seyn.

Aber, ach! diese Klugheit, diese Erfahrung hat man gemeiniglich erst dann erworben, wenn die Zeit, sie zu nutzen, schon vorüber ist. Unglücklicher Jüngling, dem die Vorsehung keinen väterlichen Freund gewährte, der aus seiner Fülle diesen Mangel ersezte, und ihm liehe, was er selbst noch nicht erwerben konnte! Ihr, meine Lieben — o freuet euch, und danket Gott dafür! — sollt zu der Zahl dieser Unglücklichen, die erst durch Schaden klug werden müssen, nicht gehören. Seht, ich übergeb' euch hier ein Buch, worin ich meine besten, oft theuer erkauften Erfahrungen für euch aufgezeichnet habe. Dieß ist der Nachlaß meines Herzens für euch und für alle junge Weltbürger, welche Theil daran nehmen wollen. Höret nun, was für einen Gebrauch ihr davon machen sollet; dieß ist mein lezter Wille:

„Ihr sollt dieß Büchlein bei denjenigen aufbewahren, was unter allen euern Sachen euch am liebsten ist. Da soll es liegen, als ein Heiligthum, bis die Zeit herannahet, da ihr ohne Führer in das große menschliche Leben treten werdet. Dann sollt ihr es zur Hand nehmen, euch durch die dankbare Erinnerung an meine Liebe recht erwärmen; ein kurzes brünstiges Gebeth um Weisheit, Verstand und guten Willen zu Gott thun, und dann mit der stillsten und größten Aufmerksamkeit, deren ihr fähig seid, lesen, was ich für euch geschrieben habe. Bei jedem Absatze sollt ihr stille stehen, um erst in euch selbst, dann um euch her zu blicken, und die Fragen an euch zu thun: bin ich denn nun auch schon, was hier mein guter Vater wollte, das ich seyn sollte? Oder hab' ich auch wohl jezt schon Gelegenheit, diese Lehre in Ausübung zu bringen? Dann sollt ihr alles, was schon zu der Zeit für euch anwendbar seyn wird, zeichnen, um, nach vollendeter Lesung des ganzen Buchs, euch diese Stellen noch einmahl ganz vorzüglich zu merken, und darauf sogleich zur Anwendung zu schreiten. Dieß alles sollt ihr am Ende eines jeden halben Jahrs an bestimmten Tagen feierlich und gewissenhaft wiederholen, und zwar so lange, bis ihr, durch eigne Erfahrung hinlänglich bereichert, finden werdet, daß die meinigen euch entbährlich geworden sind.“

Und nun herbei, ihr lieben, in meine Arme, so viel sie eurer fassen können, um Herz an Herz, Wange an Wange gedrückt, den längst geschlossenen Bund der Liebe und der Rechtschaffenheit noch einmahl mit unsern Thränen zu versiegeln. In einer vollkomnern Welt, wo tugendhafte Verbindungen, hier im Lande der Unvollkommenheit geschlossen, erneuert und auf ewig fest geknüpft werden sollen, warte ich einst mit eurer guten Pflegmutter eurer Ankunft, um uns gemeinschaftlich in heisser Dankbarkeit vor dem Wesen aller Wesen hinzuwerfen, dessen väterliche Hand euch durch alle Gefahren, welche eurer Tugend und eurer Glückseligkeit drohen, bis dahin gnädig leiten wird. Sein alles vermögender Segen über euch! — und nun getrost und muthig hinan den Berg, der meinen Blicken euch entziehen soll!

Klage wider die weitläuftige Schreibart.

Hochedler Herr,

Hochgeehrtester Herr,

Welchergestalt Ew. Hochedel in Ihrer Monatschrift, daß alle muntre Köpfe dieses grossen deutschen Reichs die Freiheit haben sollten, Ihre Sammlung durch ihren Beitrag zu befördern, hochgeneigt und günstig erlaubt, nicht minder

daß denenselben sie die wohlgerathenen Proben, von der Stärke ihres Geistes, und der Gründlichkeit ihres Verstandes zur Bekanntmachung anvertrauen möchten,

zugleich ersucht: Solches muß Ew. Hochedl. noch wohl erinnerlich seyn, erhellet auch aus der Vorrede de dato Leipzig, den 1ten Heumonats 1741. pag. 15 allenthalben in mehrerm.

Nachdem nun von meinem hochgeehrtesten Herrn hiedurch ich befehligt zu seyn glaube, dasjenige, so zur Ausbesserung der teutschen Sprache dienet, treu fleißigst und pflichtschuldigster Maßen beizutragen, mithin den Vorwurf mit Grunde nicht befürchten darf,

quod culpa sit, immiscere se rei ad se non pertinenti. l. 36. D. de R. I.

wenigstens wider den klaren Inhalt der Gesetze laufen würde, wenn jemand, daß ich mir diese Freiheit nehme, übel deuten wollte,

quia, quoties dubiae interpretatio libertatis est, secundum libertatem respondendum erit, l. 20. ibid.

und aber in denen bisherigen Monaten obmentionirter Schrift ich mißfällig wahrnehmen müssen, daß dieselben uns zwar von verschiedenen Arten der Gelehrsamkeit Regeln und Proben mitgetheilet, im Gegentheil, wie die Schreibart männlich und bündig einzurichten sey, nicht alleine geflissentlicher Weise keine Anleitung gegeben,

ejus enim est non nolle, qui potest velle.
Vipianus l. I. ad sabin.

sondern auch zum mehrsten solche Stücke uns vorgelegt, in welchen öftermahls die gründlichsten Sachen durch eine widrige Schreibart ekelhaft, die Leser bei denen bündigsten Beweisen durch eine verdrüßliche Weitläuftigkeit müde gemacht, und dasjenige in fünfzig Perioden eingehüllet worden, was doch auf die angenehmste und deutlichste Art in einem einzigen Satze vorgetragen werden können, sollen oder mögen:

injustus enim videtur, qui per ambages exponit, quod una formula comprehendere potest. Pyrrhus Mauritius de satisd. et fidej.

Et illa actio est optima, quae brevissima. vid. Lanfrancus de Oriano, de dialect. cf. Mantica de convent. it. Loriottus de transact. et Caccialupa de off. advoc.

Als habe Ew. Hochedl. solches ich nicht bergen mögen, mit dem Ermahnen, Sie wollen, daß solchem allem abhelfliche Masse gegeben, und die bisherige weitläuftige Schreibart geändert, auch alles in einer beliebigen Kürze abgefaßt werden möge, gebührende Sorge tragen, oder entstehenden Falls, daß ich nach gegenwärtiger Probe eigene Regeln entwerfe, und Denenselben zur Bekanntmachung schierst künftig übersende, Sich unfehlbar gewärtigen. Und Denenselben bin ich übrigens ange-

nehme Freundschaft zu erweisen, vor die Person stets willig. Der ich verharre

Ew. Hochedl.

Meissen den 9. November
1741.

ergebenster
Cajus Javolenus
J. U. D. Advocatus et Not. Publ.
Caes. cor. Reg. El. immatr.

De gustibus non est disputandum.

Das ist: man lasse einem Jeden sein Steckenpferd ungeschoren. Und, ich kann wohl sagen, ich vergreife mich auch selten daran; es würde mich auch nicht fein kleiden, wenn ich schon im Grunde ihr Freund nicht wäre, weil ich zu gewissen Zeiten und Mondwandelungen selbst ein Geiger und ein Mahler bin, nachdem mich die Fliege sticht. Sie mögens gerne wissen, daß ich mir selbst ein Paar Klepper halte, auf welchen ich (gar nicht verstohlner Weise) eins ums andre sehr oft spatzieren reite; ob ich gleich, zu meiner Schande muß ichs gestehn, zuweilen wohl einen weitern Ritt thue, als es ein weiser Mann für völlig recht halten möchte. — Aber es ist auch wahr, daß ich kein weiser Mann bin; und noch dazu ein Sterblicher von so

geringer Bedeutung in der Welt, daß es wenig darauf ankommt, was ich thue. Deswegen laß ich auch gerne fünfe gerade seyn; lasse mich auch nicht sonderlich aus meiner Fassung bringen, wenn ich solche große Herren und vornehme Personen, als hier folgen z. E. Mylord A, B, C, D, E, F, G, H, J, K, L, M, N, O, P, Q u. s. w. sammt und sonders, alle in einer Reihe auf ihren verschiedlichen Pferden sehe, — einige mit großen Steigbügeln, die in einem preislichen ernsthaften Schritte daher reiten, — andere hingegen, bis ans Kinn aufgeschürzt, mit der Peitsche im Maule, trottiren und prunken dahin, als obs so viele kleine Teufel wären, und als obs einige darauf angelegt hätten, die Hälse zu brechen, — desto besser — pfleg ich bei mir selbst zu sagen, — denn wenns zum Aergsten käme, so würde die Welt schon wissen, gar vortrefflich ohne sie zurecht zu kommen — und im Uebrigen — Je nun! — Glück auf den Weg, — laß sie meinetwegen immer fort reiten, ich will sie nicht aufhalten — denn wenn auch Ihro Gnaden noch heute Abend absässen — man kann Zehn gegen Eins wetten, daß manche von ihnen noch vor Morgen früh, um die Hälfte schlechter beritten seyn würden.

Nicht einer von diesen Vorfällen also kann meiner Ruhe Abbruch thun. — Aber einen gibt es, der, ich gestehe es, mich aus meiner Fassung bringt, und das ist der, wenn ich Jemanden

sehe, der zu großen Thaten gebohren ist, und, was ihm noch mehr zur Ehre gereicht, dessen Natur ihn beständig zu guten Thaten antreibt, — wenn ich so Jemanden sehe, wie Sie, Mylord, dessen Grundsätze und Betragen eben so erhaben und edel sind, als seine Geburt, und eben deswegen, eine verderbte Welt nicht einen Augenblick missen kann; — wenn ich so einen reiten sehe, Mylord, und ist's auch nur eine Minute über die Zeit, die ihm die Liebe zu meinem Vaterlande vorgeschrieben, oder meine Sorgfalt für seinen Ruhm gewünscht hat — so ist alle meine Philosophie zu Ende, Mylord, und in der ersten Aufwallung eines gerechten Eifers wünsche ich das Steckenpferd und seine ganze Brüderschaft zum Herrn Urian.

Mylord.

Ich behaupte, daß dieses eine Dedication sey, ob sie gleich in den drei sehr wesentlichen Dingen, der Materie, der Form und des Orts ihre Besonderheiten hat, ich bitte also, nehmen Sie es dafür an, und erlauben mir, daß ich solche mit der Ehrfurchtvollsten Ergebenheit, zu Eurer Lordschaft Füßen legen darf — wenn Sie eben zu Fuße sind — welches Sie seyn können, wenn Sie wollen, und das ist, Mylord, so oft als es nöthig ist, und ich will hinzusetzen, und auch zu

den besten Zwecken. Ich habe die Ehre zu beharren

Mylord
Eurer Lordschaft

ganz gehorsamster
treu ergebenster
und unterthänigster Diener
Tristram Schandy.

Aus Jean Pauls

Erklärung der Holzschnitte unter den zehn Geboten des Katechismus.

Da in meinen Tagen jeder etwas herausbringt und entdeckt — entweder einzig-mögliche Beweise — oder Nebelflecke — oder Sonnenflecke — oder Fleckkugeln — Jakobiner — ganze Inseln — die Flora und Fauna dazu — neue Luftarten — neue Theorien — Stücke von Livius — von Afrika — kurz alles: so wußt' ich nicht, was ich daraus machen sollte, daß ich allein auf meinem Sessel saß, und nichts entdeckte, nicht einen neuen Fleischring am Leberwurm, geschweige einen am Saturn. — Dieser Verdruß ist vorbei; ich reihe nun an die Perlengarnitur der Entdecker dieses Säculs noch vor dem Abschlusse desselben munter mich an.

Im Juny des vorigen Jahres bereisete ich Sachsen. Ich sah mich in Wittenberg unter den

merkwürdigsten Merkwürdigkeiten als Reisender um, und observirte zwei durch die Stadt laufende Bäche — Nahmens die frische und die faule Bach — und einige eingefallne Schutthaufen aus dem siebenjährigen Krieg und einen Taufengel ohne Kopf. Meine Marschroute bestimmte mich dann nach Bleesern, einem Vorwerk an der Elbe, eigentlich bloß nach einer Wiese darneben, auf der ich dem jährlichen Juny-Wettrennen zusehen wollte, u. s. w.

Sprache des bequemen Sensualisten.

Glücklich ist, wer Pasteten isset und utramque rempublicam gehen läßt, wie sie geht! dem sein Schutzgeist, der bei seiner Geburt den ganzen Zweck seines Daseyns übersah, nichts wünschte — als eine gesegnete Mahlzeit! Der Kitzel alles zu wissen versagt ihm den schmausenden Morgentraum nicht; ein Floh im Strumpf ängstigt ihn mehr als alle Zweifel über seine Bestimmung, und er verlangt von dem göttlichen Lorbeer nur wenige Blätter — um sein Rindfleisch zu würzen. Nichts erinnert ihn an seine Sterblichkeit, als wenn zu viel Knochen im Frikassee sind, und nie geräth er in tiefes Nachdenken, als wenn er mit Erstaunen ausruft: was für Geheimnisse stecken in einem Ragout!

Und was haben wir denn davon, daß uns alle Morgen der Fleiß sein Erwache! ins Ohr donnert, daß wir der Natur, Freundschaft, Liebe und uns selber entsagen, daß uns das männliche Alter als Greise findet, kurz, was bezahlt uns das Unglück gelehrt und berühmt zu heißen? Etwa, daß wir uns mit offenem Hemde vor einem Duodezband, oder, in einer gestickten Weste, und neben uns unser Wappen, vor einem Quartanten sehen? Daß ein reisender Uffenbach unsere krummen oder geraden Beine bemerkt? Oder daß ein Stück Silber mit unserm Brustbilde von Liebhabern zu Juden und von Juden zu Liebhabern wandert? Oder daß wir in einer schwärmerischen Minute die Ewigkeit bei allen vier Zipfeln zu halten glauben?

J. Ant. Leisewitz, Rede eines Gelehrten an eine Gesellschaft Gelehrter.

Das Gebet.

Indem sie nun so vergnügt in der Laube bei einander saßen, redeten sie auch von dem Gebet. Da fragte Wilhelm: Muß man denn auch am Sonntage besonders beten?

Der Vater antwortete und sprach: Man muß ohne Unterlaß alle Tage beten. Aber am Sonntag hat man doch besonders Anlaß zum Beten. Da ist man frei von störender Arbeit und irdischem Trachten, und das Herz erhebt sich leichter. Und

wenn du nun alles so bedenkst, was in vergangener Woche dir der himmlische Vater Gutes gethan, und schauest so ungehindert um dich her, und brauchst dein Haupt nicht zur Erde zu neigen, siehe, da wird es dir näher, zu beten. —

Da sprach der Knabe: Aber Vater ich kann noch nicht viel beten. —

Liebes Kind, antwortete die Mutter, es kommt nicht auf die Worte an. Siehe, wenn ich weiß, daß du mit dankbarem und liebevollem Herzen deiner Mutter gedenkest, so ist mir das eben so lieb, als wenn du es mir in Worten aussprichst. Aber der liebe Gott sieht auch und weiß alles, was du in deinem Herzen empfindest. Und wenn du mit Liebe seiner gedenkst und mit dankbarem Herzen umschauest, so ist das auch ein Gebet.

Ich will dir eine Geschichte erzählen, die ich von meiner Mutter gehört habe. Da drüben in dem Garten auf dem Gebürge lebte eine arme Wittwe mit fünf Kindlein, und hatte nur ein wenig Ackerland und eine Ziege. Davon lebte sie mit ihren fünf Kindern, und obwohl sie nicht Ueberfluß hatten, so fehlte es ihnen doch nicht an dem Nothdürftigen, und die Kindlein waren frohen Muths und gesund. — An jedem Morgen, wenn die Mutter in der Frühe aufstand, um zu schaffen, und die Kindlein noch lagen und schliefen, dann deucht' es ihr wunderbar, daß es ihnen so wohl gieng in ihrer Armuth. Aber wenn nun

die Sonne aufgieng und die hohen Gipfel des Gebürges erglänzten in Morgenroth, dann vermochte die Wittwe ihr Herz nicht länger zu halten. Sie streckte ihre gefaltenen Hände gen Himmel, und betete mit Thränen der Dankbarkeit, Aber ihr ganzes Gebet war nur ein inbrünstig Wörtlein: Oh! — und weiter nichts. — Und, was meint ihr, sollte das nicht dem lieben Gott so wohlgefallen haben, als viele Worte?

Ach ja, gewißlich! — sagten die Kinder des Landmanns.

Nun, sagte der Vater, wer es kann, und sich so fühlet, der mag auch länger beten, und für sich alles aussprechen, wie ihm das Herz eingiebt. Wenn du größer wirst, Wilhelm, und ein frommes kindliches Herz behältst, so wirst du schon von selber beten lernen. Denn ein frommes Herz ist einem guten Bäumchen zu vergleichen. Es bringet schon die Bluhte von selber, und aus der Bluhte die Frucht. Also auch das Gebet ist die natürliche Bluhte eines frommen kindlichen Herzens.

Die Betenden.

Darauf sprachen die Kinder zu dem Vater in der Laube: O lieber Vater, hier hast du noch nie mit uns gebetet. Bete auch izt in der Laube mit uns. Da entblößte der Vater sein Haupt, und betete wie folget:

Lieber himmlischer Vater, o laß uns deine Güte und Liebe recht von Herzen empfinden, damit wir dir ähnlich werden an Güte und Liebe, recht von Herzen gerne werden wir dann, deine Kinder, deinen Willen befolgen wie die Engel im Himmel deinen Willen vollbringen. Wie viel Gutes giebst du uns jeden Tag! Alles was wir haben und genießen, ist deine Gabe, du lieber gütiger Vater. Obwohl wir es nicht verdienen, so thust du uns doch immer wohl, und erweisest uns lauter Liebes und Gutes. O möchten wir doch auch unsere Brüder, alle Menschen von Herzen lieben, wie du uns liebtest und allen wohlthust. Laß uns mit jedem Tage wachsen in allem, was dir wohlgefällt, und hilf uns alles Böse meiden. Du lieber heiliger Vater im Himmel, erfülle was wir mit kindlichem Herzen von dir bitten. Amen.

Darauf sprach die Mutter mit sanfter Stimme: Habe auch Dank du guter Vater, daß du uns fromme und gesunde Kindlein gegeben hast. Erhalte du sie mit unschuldigen Herzen und mache sie alle recht fromm und brav, und laß deine heiligen Engelein sie bewahren vor aller Gefahr und allem Bösen. Amen.

O ja, liebe Eltern, riefen gerührt die beiden Kinder — wir wollen gewiß fromm und gut werden!

Da nahm der Vater die Kinder zu sich und herzte sie und sprach: Sehet, liebe Kindlein, nun

hat der Vater gebetet, und die Mutter hat gebetet, und ihr habt gebetet. — Dann herzte die Mutter die Kinder auch und umarmte sie.

Krummacher, Festbüchlein.
Der Sonntag.

Gespräche.

Kritobul,
oder erforderliche Eigenschaften eines Freundes, und Mittel sich Freunde zu erwerben.

Socrates. Sage mir, Kritobul, wenn wir eines braven Freundes bedürfen, wie müßten wir darüber wohl zu Rathe gehn? Müßten wir uns wohl nicht zuvor umsehen, wer seine Begierden im Essen, im Trinken, in der Wollust, im Schlafe und in der Gemächlichkeit beherrschen könnte? Denn wer von diesen Begierden beherrscht wird, kann weder sich selbst, noch seinem Freunde die schuldigen Dienste leisten.

Kritobul. Nein, gewiß nicht.

Socrat. Du glaubst also, daß man sich eines Menschen, der unter dieser Herrschaft steht, enthalten müsse?

Kritob. Allerdings.

Sokrat. Wie aber? Ein Verschwender, der stets seines Nächsten bedarf, weil er nicht auskommen kann; der borgt, und nicht im Stande ist, wieder zu geben, denjenigen aber haßt, der ihm nicht leihen will, scheint dir nicht auch dieser ein lästiger Freund zu seyn?

Kritob. Recht sehr!

Sokr. Auch mit diesem also muß man sich nicht einlassen?

Kritob. Durchaus nicht!

Sokr. Mit dem aber, der zwar Geld zu sammeln weiß, aber auch große Reichthümer begehrt, und deshalb unverträglich ist, zwar gerne nehmen, aber nicht wiedergeben mag?

Kritob. Der scheint mir noch schlimmer zu seyn, als jener.

Sokr. Wer aus Wucherbegierde sich zu nichts Zeit nimmt, als wobei er gewinnen kann?

Kritob. Auch mit diesem, denke ich, muß man sich nicht einlassen: man würde keinen Nutzen von ihm haben.

Sokr. Und ein zänkischer Mensch, der seinen Freunden viele Feinde zu machen aufgelegt wäre?

Kritob. Behüte der Himmel vor einem solchen!

Sokr. Wer nun zwar keinen dieser Fehler hat, aber gute Dienste sich gefallen läßt, ohne an Gegendienste zu denken?

Kritob. Auch der wäre unnütze. Aber wie, lieber Sokrates, muß denn der beschaffen seyn, den wir uns zum Freunde zu machen suchen?

Sokr. Ich denke, er muß das Gegentheil aller jener Fehler in sich vereinigen, muß enthaltsam in Ansehung der körperlichen Lüste, muß sanftmüthig und umgänglich seyn; muß sich beeifern, im Wohlthun gegen seine Wohlthäter nicht zurück zu bleiben, und so seinen Freunden recht nützlich zu werden.

Kritob. Aber wie das alles erproben, lieber Sokrates, bevor wir Umgang mit ihm haben?

Sokr. Einen Bildhauer beurtheilen wir nicht nach seinen Worten, sondern wenn wir sehen, daß er vorherige Bildsäulen schön gearbeitet hat, so trauen wir ihm das auch nachher zu.

Kritob. Du willst sagen, wer sich gegen seine vorigen Freunde dienstfertig bewiesen, habe damit an den Tag gelegt, daß er das auch gegen die spätern so beweisen werde?

Sokr. Ganz recht: wenn ich sehe, daß einer vordem schon mit Pferden gut umgegangen ist: so traue ich ihm zu, daß er auch mit den nachfolgenden gut umgehen werde.

Kritob. Schon gut! Wie aber machen wir einen Menschen, der uns dessen werth scheint, zu unserm Freunde?

Sokr. Erstlich müssen wir den Willen der

Götter erforschen, ob sie auch zur Wahl dieses Freundes ihren Beifall geben.

Kritob. Wie nun, wenn einer uns gefällt, und die Götter ihm nicht zuwider sind? kannst du mir sagen, wie dieser zu fangen ist?

Sokr. Wahrlich nicht durch ein Paar schnellere Füße, wie der Hase; auch nicht durch List, wie die Vögel, oder durch Gewalt, wie die Eber. Einen Freund wider seinen Willen zu fangen, ist eine schwere Arbeit, und auch nicht leicht, ihn, wie einen Sklaven, in Banden fest zu halten; durch eine solche Behandlung würde man sich viel mehr Feinde als Freunde gewinnen.

Kritob. Freunde aber, wie gewinnt man die?

Sokr. Man sagt von gewissen Zauberliedern: wer sich auf die verstehe, der könne einen jeden, dem er sie vorsingen will, zu seinem Freunde machen.

Kritob. Wie mögen wir das lernen können?

Sokr. Was die Sirenen dem Ulyß vorgesungen haben, weißt du aus dem Homer. Es fängt sich so an:

> Komm, vielgepriesener Ulyß, schönster Schmuck der Achäer!

Kritob. Haben die Sirenen auch andern dieses Zauberlied vorgesungen, und sie so fest damit gehalten, daß sie sich nicht von ihnen losmachen konnten?

Sokr. Nein! nur die, welche durch Verdienste Ehre suchten, bezauberten sie mit einem solchen Liede.

Kritob. Du willst vielleicht sagen, man müsse einem jeden solche Zauberlieder vorsingen, die er nicht für Spott halten kann; denn dadurch würde man sich verhaßt machen, und die Menschen von sich treiben; wie, wenn man einen, der sich bewußt wäre, daß er klein, häßlich und schwach ist, als einen großen, schönen und starken Menschen loben wollte. — Aber sind dir noch mehr Zauberlieder bekannt?

Sokr. Nein, aber ich habe gehört, daß Perikles deren viele gewußt, und durch ihren Gesang den ganzen Staat zur Liebe gegen sich gereizt habe.

Kritob. Und Themistokles, wodurch erwarb sich der die Liebe des Staates?

Sokr. Wahrlich nicht durch Zauberlieder, sondern durch Verdienste um denselben.

Kritob. Du willst sagen, wer sich einen guten Freund erwerben will, müsse zuvor selbst gut werden in Reden und Handlungen?

Sokr. Glaubst du denn, ein schlechter Mensch sey fähig, sich brave Freunde zu erwerben?

Kritob. Hab' ich doch wohl gesehen, daß schlechte Schreier mit großen Rednern Freunde waren, und daß Menschen, die zum Oberbefehl nicht taugten, großer Feldherrn Vertraute waren.

Sokr. Allein auch den Fall, wovon wir jetzt reden? Kennst du Menschen, die als Freunde unnütz sind, und sich nützliche Freunde erwerben können?

Kritob. Nein wahrlich nicht! Aber wenns unmöglich ist, daß man als ein schlechter Mensch, gute und edle Freunde haben könne: so sag mir nun, ist es, wenn man selbst gut und edel ist, wohl leicht, mit guten und edeln Menschen Freund zu werden?

Sokr. Macht dich etwa das irre, Kritobul, daß du oft siehst, wie Männer von Verdienst und Ehre, statt Freunde zu seyn, einander hassen, und sich schlimmer behandeln, als die nichtswürdigsten Menschen?

Kritob. Und nicht nur einzelne Menschen thun das, sondern auch Staaten, die am meisten auf Ehre halten, und am wenigsten sich auf schändliche Dinge einlassen, sind häufig feindselig gegen einander gesinnt. Diese Betrachtungen schlagen meine Hoffnung, Freunde zu finden, ganz darnieder. Unter schlechten Menschen, sehe ich wohl, ist keine Freundschaft möglich: denn wie könnten undankbare, fahrlässige, habsüchtige, treulose, ausschweifende Menschen Freunde werden? Diese scheinen mir schon von Natur, in allem Betracht, vielmehr Feinde, als Freunde zu seyn. Auch mit den Guten können, wie du sagst, die Bösen sich nie zur Freundschaft vereinigen: denn

wie sollten Menschen, welche Böses thun, mit denen, die dergleichen hassen, Freunde werden können? — Wenn aber selbst Männer von Verdienst um den Vorrang im Staate sich beneiden und hassen, welche Menschen sollen denn noch Freunde seyn? Unter welchen soll denn noch Wohlwollen und Treue sich finden?

Sokr. Die Sache hat ihre verschiedenen Seiten, lieber Kritobul. Die Menschen haben von Natur eine Anlage, theils zur Freundschaft: denn sie bedürfen einer des andern, fühlen gegenseitiges Mitleid, nützen sich durch gegenseitige Hülfleistungen, und sind, wenn sie dieß einsehen, dankbar gegen einander gesinnt; theils aber auch eine Anlage zur Feindschaft. Denn bald finden sie einerlei Dinge schön und angenehm, und gerathen darüber in Streit; bald sind sie verschiedner Meinung, und arbeiten einander entgegen. Auch Hader und Zorn stiften Feindschaft, desgleichen ist die Gewinnsucht übelgesinnt, und der Neid erregt Haß. — Gleichwohl dringt die Freundschaft durch das alles hindurch, und verbindet mit einander die Guten und Edeln: denn aus Liebe zur Tugend wählen sie lieber, ein Geringes in Frieden zu besitzen, als durch Streit und Feindschaft alles zu beherrschen. Sie vermögen, bei Hunger und Durst, ohne Verdruß um Speise und Trank sich zu vereinigen, und von den Reizen der Liebe bezaubert, sich zu enthalten, so daß sie keinen ungebührlich

betrüben. — Sie vermögen, von aller Habsucht entfernt, nicht nur einem jeden sein rechtmäßiges Eigenthum zu erhalten, sondern auch durch Wohlthaten einander auszuhelfen. — Sie vermögen Streitigkeiten nicht nur ohne Verdruß, sondern auch zu ihrem gegenseitigen Vortheile beizulegen, und dem Zorne zu wehren, daß er nicht durch Ausschweifung Reue nach sich ziehe. Den Neid aber verbannen sie gänzlich. Denn was sie selbst Gutes haben, stellen sie ihren Freunden zu Diensten, und was diese besitzen, sehen sie als das Ihrige an. — Warum sollten also nicht edle und tugendhafte Menschen, auch an hohen Würden im Staate, nicht nur ohne Nachtheil, sondern auch zu ihrem gegenseitigen Vortheile, gemeinschaftlichen Antheil haben können? — Menschen freilich, die deshalb nach Ehre und Herrschaft im Staate streben, damit sie Macht haben, fremdes Gut zu stehlen, Gewaltthätigkeiten zu üben, und in Wollüsten zu schwelgen, — die wären ungerecht und böse, und unfähig, mit einem andern zu harmoniren. Wer hingegen nur deßhalb sich im Staate Ehrenstellen wünscht, um selbst vor Unrecht gesichert zu seyn, und seinen Freunden zu ihren Rechten helfen zu können; wer als Regent dem Vaterlande gute Dienste zu thun sich bestrebt, warum sollte ein solcher mit einem andern von gleicher Gesinnung nicht harmoniren können? Wird er etwa, in Verbindung mit edlen guten

Menschen, seinen Freunden weniger nützen können? Oder wird er minder vermögend seyn, dem Staate wohl zu thun, wenn er edle und tugendhafte Gehülfen zur Seite hat!

Schon bei den gymnastischen Kampfspielen fällt es in die Augen, daß die besten Kämpfer, wenn sie vereinigt auf die schlechtern losgehen dürften, in allen Kämpfen siegen, und alle Preise davon tragen würden. Dort wird das nun freilich nicht gestattet: in politischen Wettkämpfen aber, wo die Guten und Tugendhaften die Oberhand haben, ist es unverwehrt, sich, mit wem man will, zum Besten des Staates zu vereinigen. Wie sollt' es also nicht vortheilhaft seyn, in freundschaftlicher Verbindung mit den würdigsten Männern, die Staatsgeschäfte zu verwalten, diese vielmehr zu Theilnehmern und Gehülfen in seinen Verrichtungen, als zu Gegnern zu haben? — Auch bedarf man offenbar bei vorkommenden Fehden Streitgenossen, und derer um so mehrere, je braver und wackerer die Gegner sind. Da muß man seine Verbündeten durch Wohlthaten aufmuntern. Es ist aber weit rathsamer, der kleinen Zahl der Bessern wohlzuthun, als den Schlechten, deren so viele sind. Die Schlechten verlangen weit mehr Wohlthaten, als die Guten. Wohlan denn, nur gutes Muthes, Kritobul! Suche gut zu werden, und wenn du das bist, unternimm es, guten und edeln Menschen nachzujagen! Vielleicht

daß auch ich dir bei dieser Jagd nach tugendhaften Menschen einige Hülfe leisten kann.

Xenophon, aus Xörers Blumenlese.

Von der menschlichen Seele.

Vater. Soviel, Kinder, habt ihr doch Alle wohl schon längst gewußt, daß nicht dieser unser Leib, sondern unsre Seele es sey, die da lebt und thut alles, was wir vornehmen; nicht?

Johannes. O ja, — wenn die Seele aus dem Leibe heraus ist, so liegt er ja da, als ein Klumpen Fleisch, und kann sich gar nicht mehr bewegen.

Vat. Ganz recht; aber wie werden wir es nun wohl anfangen, um die Seele, die in diesem Leibe verborgen ist, kennen zu lernen? — Wie? wenn einer von euch so gut seyn wollte, sich den Leib vom Kopfe bis zu den Füßen aufschneiden zu lassen, damit wir Andern hineinsehen; und bemerken könnten, was für ein Ding es doch wohl eigentlich seyn möge, das bis jetzt ihn belebt hat?

Alle. Ei, großen Dank! das Schneiden thut wehe.

Diedrich. Ja, und was würd' es uns auch helfen? Die Seele kriegten wir ja doch nicht zu sehen! die kann ja nicht gesehen werden.

Vater. Woher weißt du denn das so zuverlässig?

Died. Sind nicht oft Leute dabei gewesen, wenn Einer starb, oder wenn einem der Kopf mitten entzwei gehauen würde? Na, da ging doch die Seele des Menschen heraus aus dem Körper: aber hat sie wohl jemahls Einer gesehen?

Vater. Hast recht, Diederich! Daraus scheint freilich zu folgen, daß man die Seele mit Augen nicht sehen könne. — Aber wenn sie nun auch nicht sichtbar ist, so ist sie vielleicht hörbar, wie der Wind, oder fühlbar, wie das Feuer, oder schmeckbar, wie Salz oder Zucker, im Wasser aufgelöst?

Nikolaus. Ich habe mein Lebtag keine gehört, noch gefühlt, und geschmeckt habe ich auch keine.

Vater. Ich bin in dem nähmlichen Fall; und andere Menschen, so viel ich weiß, sind es auch. — Sonderbar! Sollte es sich denn etwa gar so mit ihr verhalten, wie mit dem Duft einer Rose, oder einer Nelke, den man auch nicht sehen, nicht hören, nicht fühlen und nicht schmecken, aber doch riechen kann?

Gottlieb. Hat der Vater denn schon eine gerochen?

Vater. Nein!

Mathias. Oder haben andere Menschen sie gerochen?

Vater. So viel ich weiß, auch nicht!

Ferdinand. Nun, so muß man sie ja also wohl auch nicht riechen können; sonst würde ja wohl Einer wenigstens sie schon einmahl gerochen haben!

Vater. Das denke ich auch. — Immer sonderbarer! Die Seele ist also ein Wesen, welches man nicht sehen, nicht hören, nicht fühlen, nicht schmecken und nicht riechen kann.

Joh. (hastig) I, so ist sie ja gar nichts!

Vater. Wie meinst du das?

Joh. Ja, wenn man gar nichts sehen, hören, riechen, schmecken oder fühlen kann, so ist ja gar nichts da!

Vater. So scheints, aber der Schein betrügt uns oft. Nikolaus, hole mir einmahl deine magische Laterne. — — —

(Aus dieser Laterne fielen nun durch das Loch eines Schirms, hinter welchem sie war, einige Abbildungen auf die entgegenstehende Wand, ohne daß sie selber konnte gesehen werden)

Nun, sagt mir doch, Kinder, was ist denn wohl die Ursache von den Bildern, die ihr da an der Wand seht?

Alle. Die magische Laterne!

Vater. Was ist denn eigentlich in der magischen Laterne, das diese Wirkungen hervorbringt?

Diederich. Ein Licht, und denn auch bemahlte Gläser, die davor gehalten werden.

Vater. Könnt ihr dieses Licht und die bemahlten Gläser denn jetzt wohl sehen?

Alle. Nein!

Vater. Oder könnt ihr sie etwa hören, riechen, schmecken oder fühlen?

Alle. Nein!

Vater. Nun, woher wißt ihr denn, daß die magische Laterne mit dem Licht und den bemahlten Gläsern hier im Zimmer sey?

Johannes. Weil wir den Schein des Lichts und die Bilder an der Wand sehn.

Vater. Also daher, weil das Licht und die bemahlten Gläser hier etwas machen, etwas hervorbringen, welches sonst nicht da seyn würde?

Joh. Ja!

Vat. Noch eins! was hab ich hier?

Alle. Ach! den Magnet!

Vater. Was thut er jetzt?

Alle. Er zieht die Nadel an sich; ah! das ist närrisch.

Vater. Könnt ihr die Kraft, womit der Magnet das Eisen anzieht, sehen?

Alle. Nein!

Vater. Oder könnt ihr diese Kraft hören, riechen, schmecken, fühlen?

Alle. Nein!

Vater. Woher wißt ihr denn abermahls so zuverlässig, daß der Magnet diese Kraft habe? daß sie wirklich da seye?

Joh. Weil wir sehen, daß diese Kraft etwas macht.

Vater. Also, wo etwas gethan oder verrichtet wird, da, meinst du, müsse auch ein Ding seyn, das dieses thut oder verrichtet?

Joh. Ja, so mein' ich.

Vater. Wohl! wenn du nun also mit Gewißheit erführest, daß unsre Seele auch etwas thut, oder verrichtet, würdest du dann wohl zweifeln, daß sie da sey? daß sie wirklich etwas sey?

Joh. Nein dann nicht mehr.

Vater. Wohlan! so laßt uns denn einmahl versuchen, ob wir sie nicht etwa auf der That ertappen können, indem sie gerade etwas macht. (Mit leiser Stimme) Seid alle ganz stille, damit wir sie nicht stören. Sch! Sch! — Nun werden wir gleich etwas von ihrer Arbeit zu sehen bekommen. — (den Hund rufend) Spadille! (er nimmt den Hund, und setzt ihn auf den Tisch) da seht ihn alle einmal recht an! Nun macht alle die Augen fest zu; so! — und nun versucht einmahl, ob ihr euch Spadillen wohl wieder vorstellen könnt, ohne daß ihr die Augen aufmacht. Könnt ihr das?

Alle. O ja! o ja! es ist ordentlich, als wenn wir ihn noch mit Augen sähen.

Vater. Ihr könnt euch also, auch mit verschlossenen Augen, ein Bild von etwas machen, euch etwas vorstellen; nicht?

Alle. Ja, das können wir.

Vater. Und wer sind denn die Wir's, die das können? Sind es eure Leiber?

Nikolaus. Ah! das wird wohl unsre Seele seyn, die das thut!

Vater. Und wer könnte es denn auch sonst wohl seyn? Daß unser Leib für sich selbst nichts zu thun vermöge, wissen wir ja; Alles also, was wir thun, das muß ja wohl nothwendig unsere Seele thun. Also auch, wenn wir uns etwas vorstellen, wer thut es, unser Leib, oder unsere Seele?

Alle. Unsere Seele!

Vater. Nun, Johannes, scheint es dir nun noch so, als wenn unsere Seele gar nichts sey?

Joh. Nein, wenn sie etwas thun kann, so muß sie selbst auch wohl etwas seyn.

Vater. Wenn nun aber Jemand wissen wollte, was unsere Seele denn eigentlich sey, was können wir nach dem, was wir jetzt von ihr erkannt haben, ihm antworten?

Joh. Die Seele ist ein Ding, das sich etwas vorstellen kann.

Vat. Ein solches Ding pflegen wir eine Vorstellungskraft zu nennen.

Joh. Nun, also ist unsre Seele eine Vorstellungskraft.

Vat. Aber ist nicht eben das auch der Spiegel, der da an der Wand hängt? Stellt der nicht auch etwas vor, was ausser ihm ist?

Mathias. Ja!

Vater. Spiegel und Seele sind also wohl einerlei? Die Seele ist ein Spiegel, und der Spiegel ist eine Seele; nicht?

(Alle machten große Augen, und wußten nicht, was sie dazu sagen sollten.

Ihr stutzt? Gut, ich will euch auf die Spur helfen. — Wenn eure Seele sich etwas vorstellt, weiß sie denn auch wohl, was sie thut? Weiß sie, daß sie sich etwas vorstellt?

Diederich. O ja!

Vater. Wenn ihr aber vor den Spiegel tretet, und dieser dann euer Bild darstellt, könnt ihr glauben, daß er auch wisse, was er thue? Was für ein Bild jetzt in ihm zu sehen sei? Sagt, glaubt ihr das?

Alle. O nein! der Spiegel weiß ja nichts davon.

Vater. Wenigstens gibt er durch nichts zu erkennen, daß er etwas davon wisse; wir haben also auch ganz und gar keinen Grund, ihm ein solches Wissen zuzuschreiben. — Da wäre also ein großer Unterschied zwischen der Seele und dem Spiegel: wer von euch hat diesen Unterschied gefaßt? Worin besteht er nun?

Joh. Die Seele weiß, was sie sich vorstellt; der Spiegel aber nicht.

Vater. Der Spiegel also stellt blos etwas vor, die Seele hingegen stellt sich etwas vor; das heißt ja wohl mit andern Worten: die

Seele ist sich bewußt, sowohl ihrer selbst, als auch der Dinge, die sie sich vorstellt, aber der Spiegel weiß nichts, weder von sich selbst, noch von den Dingen, die er vorstellt; nicht so?

Alle. Ja, ja, so ists!

Vater. Nun so wissen wir also schon zweierlei von unsrer Seele; sie ist —

Johannes. O soll ich's sagen? — Sie ist ein Ding oder ein Wesen, das sich etwas vorstellt, und das sich seiner und seiner Vorstellungen bewußt ist.

Campe. Kl. Seelenl.
f. Kinder.

Die Liebe.

An einem frühen Sonntag-Morgen, im Monat Junius, kam der kleine Wilhelm zu seinem Vater, der ein Landmann war, und sprach zu ihm: Vater, gehn wir nun bald in die Wiese, das Heu umzukehren, und das trockene in runde große Schober zu häufen, und es dann einzufahren? O, wie freu ich mich darauf! —

So redete der kleine Wilhelm, und faßte dabei seinen Vater bei der Hand, als ob sie sogleich gehen wollten.

Aber der Vater antwortete: Nein, Wilhelm, heute gehen wir nicht in das Heu, und arbeiten nicht. Du weißt ja wohl, daß es Sonntag ist? —

Ist der eine Tag nicht so gut, wie der andere? fragte der Knabe.

Ja wohl, sagte der Vater, der eine Tag ist so gut als der andere. Der liebe Gott lässet an dem einen, wie an dem andern die Sonne scheinen und regnen, und thut immer seine milde Hand auf und segnet. Bei ihm ist kein Unterschied in Tagen und Stunden. — Aber bei dem Menschen ist es nicht so, und soll nicht so seyn. Denn der Mensch ist zweierlei, mein lieber Wilhelm.

Als der Vater dieses sagte, sah ihn Wilhelm an. Denn er wußte nicht recht, was der Vater meinte.

Da fuhr der Vater also fort: Siehe, mein lieber Wilhelm, du bist auch mein Kind auf zweierlei Weise. Alles, was du nöthig hast zu deinem Unterhalt und Leben, empfängst du von mir und deiner Mutter, Speise und Trank, Kleidung und Wohnung, das Bett, worin du schläfst, und alles. Denn du hast ja von dir selber nichts. Wir, Wir geben dir alles, und das thun wir gerne, denn wir haben dich lieb. Und, nicht wahr? du nimmst es auch gerne an?

Als der Vater dieses sagte, faßte der Knabe seine Hand, und blickte freundlich hinauf zu dem Vater.

Der Vater fuhr fort: Wer dich nun so sieht, wie du bey uns wohnest und mit uns alles genießest, und von uns empfängst, was du bedarfst, der denkt leicht, du müßtest uns angehören, und

unser Kind seyn. — Aber denkst du auch wohl selbst daran?

Der Knabe antwortete gerührt: O ja, mein lieber Vater, aber eben so wie izt hab' ich es doch nie bedacht, und es wird mir dabei so eigen im Herz, daß ich es nicht sagen und ausdrücken kann.

Lieber Wilhelm, sagte der Vater, das heißt, du bist dankbar. — Nicht wahr, du möchtest deinen Eltern wohl gerne vergelten, was sie an dir thun und ihnen Freude machen, wenn du könntest? Du möchtest nicht gerne etwas thun, was deinen Vater oder deine Mutter betrüben könnte. Und, gesezt, du hättest etwas Böses gethan — du wärest etwa ungehorsam gewesen, oder hättest Unwahrheit gesagt — nicht wahr? so würde es dich izt gereuen, du würdest betrübt seyn und dir vornehmen, es nie wieder zu thun? — Was meinest du? —

O ja, gewiß! sagte der Knabe, ich will dich nie betrüben. Ich will folgsam, freundlich und gehorsam seyn, und meinen Eltern Freude machen wie und wo ich kann.

Da sprach der Vater: Erkennest du nun, daß du noch auf eine andere Weise unser Kind seyn kannst, als wenn du blos mit uns issest und trinkest, und bei uns wohnest und schläfst?

O ja mein lieber Vater, sagte der Knabe.

Und was wäre wohl das Bessere? fragte der Vater — wenn du blos von uns empfängst, ohne

etwas dabei zu empfinden, oder wenn du mit Liebe und Dankbarkeit deiner Eltern gedenkst?

Wohl gewiß das letztere, sagte der Knabe, und wie sollt' ich denn anders, als mit Liebe und Dankbarkeit ihrer gedenken, da sie mir aus lauter Liebe so viel Gutes erweisen!

Das ist recht, sagte der Vater. Lieben, wie du geliebet wirst! beides gehört zusammen. Und Liebe kann auch nur die Liebe belohnen.

Darauf schwieg der Vater ein Weilchen stille, denn er war erfreut in seinem Herzen über die Aufmerksamkeit und Liebe seines Kindes.

Mensch und Thier.

Nach einigen Augenblicken fing der Vater die Unterredung von neuem an, und sprach: Jezt wirst du mich begreifen, wenn ich dir sage, daß auch der Mensch zweierlei sei.

Siehe, der Mensch genießet. Er genießt gar viel Gutes, nicht blos was er bedarf, um zu leben; — sondern auch vieles, was ihn erfreut und sein Leben verschönert. Siehe, unsere Felder stehen voll herrlichen Korns, Weizen und Rocken, woraus wir das Brod bereiten; unsere Gärten sind voll Früchte, auf den Bäumen Kirschen und Aepfel von allerlei Art, und zu deinen Füßen reifen die Erdbeeren. Wir säen und ärndten, und sammeln in die Scheuern — alles um zu genießen. Und so gehet es jeglichen Tag, und ein Jahr nach dem

andern. — Aber sind wir denn blos da, um zu essen und zu trinken, wie die Thiere des Feldes? Oder können wir auch dabei etwas denken und empfinden?

Ja wohl, antwortete der Knabe. Wir können dabei an Gott denken, der alles erschaffen hat, und uns alles schenket, was wir bedürfen und was uns erfreuet. Und wenn wir dieses denken, so empfinden wir Liebe und Dankbarkeit gegen Ihn.

Und was dünket dir das schönste zu seyn, fragte der Vater — das Genießen oder das Denken und Empfinden?

Gewiß das letztere, antwortete Wilhelm. Denn wenn das erste blos wäre, so würden wir ja nichts besser seyn, als die Thiere in unsern Ställen und auf dem Felde.

Ist denn der Mensch besser? fragte der Vater, und Wilhelm antwortete: Freilich wohl — er kann ja denken und empfinden, was die Thiere nicht vermögen.

Darauf sagte der Vater: Hast du wohl jemals ein Lämmchen aufmerksam betrachtet? Siehe wenn es gebohren ist, so sauget es an seiner Mutter, und erkennt die Stimme seiner Mutter unter allen Schafen. Aber wenn es der Milch und Brust nicht mehr bedarf, so vergißt es die Mutter und die Mutter erkennt es auch nicht mehr. Es neiget sein Haupt zur Erde, und sucht nun seine Nahrung. Das ist die Weise des Thieres. — Wenn aber ein Kindlein gebohren wird, dann sauget es an der Mut

ter Brust, gleich wie das Lämmchen. Aber nach nach einiger Zeit lächelt es seine Mutter an — das ist der erste Dank, den es ihr darbringt. Und wenn es anfängt zu lallen, so lallt es zuerst den Mutternahmen. Dann erkennt das Kind die Mutter und den Vater, und hängt ihnen an mit Liebe und Dankbarkeit. Und in diesem Gefühl der Liebe erstärket dann das Herz des Kindes immer mehr, und dann erhebt es sich zu dem Glauben — —

Der Vater schwieg bei diesem Worte und sah den Knaben an. Und Wilhelm fuhr fort und sprach: Zu dem Glauben, daß im Himmel ein großer lieber Vater wohnet, und daß der Mensch ein Kind sei des himmlischen Vaters.

Hier hast du ein herrliches Wort geredet, sagte der Vater. Aber dein frommes unschuldiges Herz hat es dir offenbaret. Wie liegt doch, setzt' er hinzu, der frommen Unschuld die erste der Wahrheiten so nahe!

Erde und Himmel.

Der Vater schwieg ein Weilchen. Darauf fragte der Vater den Knaben: Was du so eben sagtest, mein lieber Wilhelm, ist das höchste und allerbeste, was der Mensch denken und empfinden kann, und soll, und auch das natürlichste. Denn was könnte natürlicher seyn, als daß ein Kind an seinen Vater denkt? Und was ist dem Herzen näher und erquickender als das Gefühl der Liebe und Dank-

barkeit? So ist dem Menschen der Gedanke an den himmlischen Vater eben so nahe und natürlich, als dem Kinde der Gedanke an seine Eltern. Es wäre erschrecklich, wenn der Mensch dessen vergessen könnte.

Dann würde er wie ein Thier seyn — sagte Wilhelm.

Schlimmer! erwiederte der Vater. Denn das Thier kann ja nicht sich dazu erheben, sein ganzes Wesen neiget sich von Natur zur Erde hernieder, so wie sein Haupt sich zur Erde neigt. — Aber der Mensch muß sich erniedrigen, bevor er des himmlischen Vaters und seiner hohen Würde daß er göttliches Geschlechts ist, vergessen kann. Siehe, Wilhelm, damit dieses nicht geschehe, soll der Mensch, wenn er die Woche über gearbeitet, und sich mit dem Irdischen beschäftiget hat, einen Tag ausruhen und nicht arbeiten. Es soll ihm dann von neuem recht deutlich und anschaulich werden, daß er nicht für die Erde bestimmt ist, die er bearbeitet, sondern einer höhern Welt angehört.

Damit er in der Woche bei seiner Arbeit es nicht vergesse, soll er am ersten Wochentage von neuem inne werden, daß er ein Kind und Hausgenosse des himmlischen Vaters, und daß er als ein göttliches Kind, und Ebenbild wandeln, und zu dem Himmlischen sich erheben müsse. —

Siehe, mein Kind, dazu soll die Ruhe des Sonntags bestimmt seyn.

Die Laube.

Nach diesem Gespräch in der frühen Morgenstunde kehrte der Meyer mit seinem Söhnchen in das Haus zurück, ihre sonntägige Kleidung anzulegen. Als dieses geschehen war, lud der Meyer seine Hausfrau zu einem Gang in den Garten, der neben dem Meyerhofe lag. Die Mutter kam bald mit ihrem Töchterlein Hannchen, und Wilhelm gieng auch mit heraus. Als sie nun in den Garten gekommen waren, freuten sie sich allesamt des stillen heitern Tags und der vielen schönen Gewächse und Bäume, die in dem Garten standen, und sahen in der Ferne die Kornfelder, wie sie wogeten vom Winde, und den reichlichen Segen verkündeten, und in der Wiese die runden duftenden Heuhaufen.

Darauf, indem sie in dem Garten auf und abgingen, pflückte der Vater den Kindern Kirschen von den Bäumen, und zeigte ihnen die jungen Aepfel, wie sie an den Zweigen traubenförmig hingen, und allmählich sich rundeten. Hannchen pflückte indeß einige Rosen und Nelken, band sie zu einem Blumenstraus, und brachte ihn der Mutter, welche dem Kinde herzlich dankte für das Geschenk. Zu gleicher Zeit überreichte Wilhelm ihr auf einem großen Blatt die ausgesuchtesten Erdbeeren. Dem dankte sie auch. So waren die Kinder sehr vergnügt samt den Eltern, und sie setzten sich nun in die schattige runde Sommerlaube.

Hier saß schon der alte Hausknecht Paul, und hatte das jüngste Kindlein auf seinem Schoos. Da lachten die Kinder, daß er so heimlich da saß, und und auf einem so schönen Plätzchen. Denn sie hatten Paul sehr lieb.

Hannchen aber sagte: O wie ist es so schön, liebe Mutter, daß wir nun alle so beisammen sind.

Ja wohl, antwortete die Mutter, das können wir nicht alle Tage. Da geht Paul und der Vater auf den Acker, und ich muß in Küche und Keller, in Garten und Ställen herumspringen, und ihr seid in der Schule, oder bei sonstigem Tagewerk. Aber am Sonntag, da ists anders. Es ist ein lieber freundlicher Tag, und füget die Hausgenossen alle zusammen, so daß sie sich unter einander und die Felder und Gärten gemeinsam beschauen, und sich über einander freuen mögen!

Diese Worte der freundlichen Hausmutter gefielen dem Meyer über die Maßen, so daß er dem lieben Weibe die Hand drückte, und zu Paul sprach: Paul, laß uns doch ein Liedlein anstimmen! Denn Paul verstand vielerlei Weisen und Lieder, weltliche und geistliche, und hatte sie immer in Bereitschaft, so unterweisete er auch die Kindlein im Gesange.

Darauf begann er und die Meyerin, der Meyer und die Kinder stimmten mit ein.

Krummacher, Festbüchlein;
Der Sonntag.

Briefe.

M. Tull. Cicero P. Lentulo, Proconsuli S. D.

Ego omni officio, ac potius pietate erga te, caeteris satisfacio omnibus; mihi ipse nunquam satisfacio. Tanta enim magnitudo est tuorum erga me meritorum, ut quoniam tu, nisi perfecta re, de me non conquiesti; ergo quia non idem in tua causa efficio, vitam mihi acerbam putem. In causa haec sunt: Hammonius regis legatus aperte pecunia nos oppugnat. Res agitur per eosdem creditores, per quos, cum tu aderas, agebatur. Regis causa, si qui sunt qui velint, qui pauci sunt, omnes rem ad Pompejum deferri volunt. Senatus religionis calumniam, non religione sed malevolentia, et illius regiae largitionis invidia comprobat. Pompejum et hortari et orare, et jam liberius accusare, et monere, ut magnam infamiam fugiat, non desistimus. Sed plane nec precibus nostris, nec ad monitionibus reliquit locum. Nam cum in sermone quotidiano, tum in senatu palam sic egit causam tuam, ut neque eloquentia majore quisquam, neque gravitate, nec studio, nec contentione agere potuerit, cum summa testificatione tuorum in te officiorum, et amo-

ris erga te sui. Marcellinum tibi esse iratum scis: hac regia causa excepta, caeteris in rebus se acerrimum tui defensorem fore ostendit. Quod dat, accipimus: quod instituit referre de religione, et saepe jam retulit, ab eo deduci non potest. Res ante Idus acta sic est; nam haec idibus mane scripsi. Hortensii, et mea, et Luculli sententia cedit religioni de exercitu (teneri enim res aliter non potest) sed ex illo Senatusconsulto, quod te referente factum est, tibi decernitur, ut regem reducas; quod commode facere possis: ut exercitum religio tollat, te auctorem Senatus retineat. M. Crassus tres legatos decernit, nec excludit Pompejum: censet enim etiam ex iis, qui cum imperio sunt. Bibulus tres legatos ex iis, qui privati sunt. Huic assentiuntur reliqui consulares, praeter Servilium, qui omnino reduci negat oportere, et Volcatium, qui Lupo referente, Pompejo decernit: et Afranium, qui assentitur Volcatio: quae res auget suspicionem Pompeji voluntatis: nam advertebatur Pompeji familiares assentire Volcatio. Laboratur vehementer, inclinata res est: Libonis et Hipsaei non obscura concursatio et contentio, omniumque Pompeji familiarium studium, in eam opinionem rem adduxerunt, ut Pompejus cupere videatur: cui qui nolunt, iidem tibi, quod eum ornasti, non sunt amici. Nos in causa auctoritatem eo mi-

norem habemus, quod tibi debemus. Gratiam autem nostram extinguit hominum suspicio, quod Pompejo se gratificari putant. Ut in rebus multo ante, quam profectus es, ab ipso rege, et ab intimis ac domesticis Pompeji clam exulceratis, deinde palam a consularibus exagitatis, et in summam invidiam adductis, ita versamur. Nostram fidem omnes, et amorem tui absentis praesentes tui cognoscent. Si esset in iis fides, in quibus summa esse debebat, non laboraremus. Vale.

M. T. Cicero Curioni S. P. D.

Nondum erat auditum, te ad Italiam adventare, cum Sextum Villium, Milonis mei familiarem, cum his ad te litteris misi: sed tamen cum appropinquare tuus adventus putaretur, et te jam ex Asia Romam versus profectum esse constaret; magnitudo rei fecit, ut non vereremur, ne nimis cito mitteremus, cum has ad te quamprimum literas perferri magnopere vellemus. Ego si mea in te essent officia solum, Curio, tanta, quanta magis a te ipso praedicari, quam a me ponderari solent; verecundius a te, si qua magna res mihi petenda esset, contenderem: grave est enim homini pudenti, petere aliquid mag-

num ab eo, de quo se bene meritum putet; ne id, quod petat, exigere magis, quam rogare, et in mercedis potius, quam beneficii loco numerare videatur. Sed quia tua in me vel nota omnibus, vel ipsa novitate meorum temporum clarissima et maxima beneficia extiterunt; estque animi ingenui, cui multum debeas, eidem plurimum velle debere: non dubitavi, id a te per literas petere, quod mihi omnium esset maximum, maximeque necessarium. Neque enim sum veritus, ne sustinere tua in me vel innumerabilia beneficia non possem; cum praesertim confiderem, nullam esse gratiam, quam vel non capere animus meus accipiendo, vel remunerando cumulandoque illustrare possit. Ego omnia studia mea, omnem operam, curam, industriam, cogitationem, mentem denique omnem in Milonis consulatu fixi et locavi, statuique, in eo me non officii solum fructum, sed etiam pietatis debere quaerere. Neque vero cuiquam salutem ac fortunas suas tantae curae fuisse unquam puto, quantae mihi sit honos ejus, in qua omnia mea posita esse decrevi. Huic te unum tanto adjumento esse, si volueris, posse intelligo, ut nihil sit praeterea nobis requirendum. Habemus haec omnia: bonorum studium, conciliatum ex tribunatu, propter nostram, (ut spero te intelligere) causam; vulgi ac multitu-

dinis, propter magnificentiam munerum liberalitatemque naturae; juventutis et gratiosorum in suffragiis, propter ipsius excellentem in eo genere vel gratiam vel diligentiam; nostram suffragationem, si minus potentem, at probatam tamen et justam, et debitam et fortasse propterea etiam gratiosam: Dux nobis et auctor opus est, et eorum ventorum, quos proposui, moderator quidam et quasi gubernator, qui si ex omnibus unus exoptandus esset, quem tecum conferre possemus, non haberemus. Quamobrem si me memorem, si gratum, si bonum virum vel ex hoc ipso, quod tam vehementer de Milone laborem, existimare potes; si dignum denique tuis beneficiis judicas: hoc a te peto, ut subvenias huic meae solicitudini, ut huic meae laudi vel (ut verius dicam) propriae saluti tuum studium dices. De ipso T. Annio tantum tibi polliceor, te majoris animi, gravitatis, constantiae benevolentiae erga te, si complecti hominem volueris, habiturum esse neminem. Mihi vero tantum decoris, tantum dignitatis adjunxeris, ut eundem te facile agnoscam fuisse in laude mea, qui fueris in salute. Ego ni te videre scirem, cum ad te haec scriberem, quantum officii sustinerem, quantopere esset mihi in hac petitione Milonis omni non modo contentione, sed etiam dimicatione elaborandum, plura scriberem. Nunc tibi omnem

rem atque causam, meque totum commendo atque trado. Unum hoc sic habeto: si a te hanc rem impetraro, me pene plus tibi, quam ipsi Miloni debiturum; non enim mihi tam mea salus chara fuit, in qua praecipue sum ab illo adjutus, quam pietas erit in referenda gratia jucunda. Eam autem tui unius studio me assequi posse confido. Vale.

M. T. Cicero Trebatio S. P. D.

In omnibus meis epistolis, quas ad Caesarem aut ad Balbum mitto, legitima quaedam est accessio commendationis tuae, nec ea vulgaris, sed cum aliquo insigni indicio meae erga te benevolentiae. Tu modo ineptias istas, et desideria urbis et urbanitatis depone; et quo consilio profectus es, id assiduitate et virtute consequere. Hoc tibi tam ignoscemus amici, quam ignoverunt Medeae, quae Corinthi arcem altam habebant, matronae opulentae, optimates; quibus illa manibus gypsatissimis persuasit, ne sibi illae vitio verterent, quod abesset a patria.

Nam multi suam rem bene gessere, et publicam, patria procul:
Multi, qui domi aetatem agerent, propterea sunt improbati.
Quo in numero tu certe fuisses, nisi te extrusissemus.

Sed plura scribemus alias. Tu qui caeteris cavere didicisti in Britannia ne ab essedariis decipiaris, caveto. Et quando Medeam agere coepi, illud semper memento: Qui ipse sibi sapiens prodesse nequit, nequicquam sapit. Cura, ut valeas.

M. T. Cicero Trebatio S. P. D.

Legi tuas litteras, ex quibus intellexi, te Caesari nostro valde jureconsultum videri. Est, quod gaudeas te in ista loca venisse, ubi aliquid sapere viderere. Quodsi in Britanniam quoque profectus esses; profecto nemo in illa tanta insula peritior te fuisset. Veruntamen rideamus licet; sum etenim a te invitatus. Subinvideo tibi, ultro se etiam accersitum ab eo, ad quem caeteri, non propter ejus superbiam, sed propter occupationem, aspirare non possunt. Sed tu in ista epistola nihil mihi scripsisti de tuis rebus, quae me hercule mihi non minori curae sunt, quam meae. Valde metuo, ne frigeas in hybernis; quam ob rem camino luculento utendum censeo: idem et Mutio et Manilio placebat; praesertim qui sagis non abundares. Quanquam vos nunc istic satis calere audio: quo quidem nuntio valde me Hercule de te timueram. Sed tu in re militari multo es cautior quam in advocationibus, qui neque in

Oceano natare volueris, studiosissimus homo natandi, neque spectare essedarios, quem antea ne Andabatam quidem defraudare poteramus. Sed jam satis jocati sumus. Ego de te ad Caesarem quam diligenter scripserim, tute scis; quam saepe ego. Sed me hercule jam intermiseram, ne viderer liberalissimi hominis meique amantissimi voluntati erga me diffidere. Sed tamen his literis, quas proxime dedi, putavi, hominem esse commonendum. Id feci: quid profecerim, facias me velim certiorem et simul de toto statu tuo consiliisque omnibus. Scire enim cupio, quid agas, quid expectes, quam longum istum tuum discessum a nobis futurum putes. Sic enim tibi persuadeas velim, unum mihi esse solatium, quare facilius possim pati, te esse sine nobis, si id tibi esse emolumento sciam: sin autem id non est, nihil duobus nobis est stultius, me, qui te non Romam attraham; te, qui non huc advoles. Una me hercule nostra vel severa vel jocosa congressio pluris erit, quam non modo hostes, sed etiam fratres nostri Hedui. Quare omnibus de rebus fac quamprimum sciam; aut consolando, aut consilio, aut re juvero. Vale.

Marcus Q. Fratri S.

Mi frater! mi frater! mi frater! tune id veritus es, ne ego iracundia aliqua adductus pue-

vos ad te sine literis miserim? aut etiam ne te videre voluerim? Ego tibi irascerer? tibi ego possem irasci? scilicet tu enim me afflixisti? tui me inimici, tua me invidia, ac non ego te misere perdidi. Meus ille laudatus consulatus mihi te, liberos, patriam, fortunas, tibi velim nequid eripuerit, praeter unum me. Sed certe, a te mihi omnia semper honesta et jucunda acciderunt: a me tibi luctus meae calamitatis, metus tuae, desiderium, moeror, solitudo. Ego te videre noluerim? immo vero me a te videri nolui. Non enim vidisses fratrem tuum: non eum, quem reliqueras, non eum, quem noras: non eum, quem flens flentem, prosequentem proficiscens dimiseras: ne vestigium quidem ejus, nec simulacrum: sed quandam effigiem spirantis mortui. Atque utinam me mortuum prius vidisses aut audisses. Utinam te non solum vitae, sed etiam dignitatis meae superstitem reliquissem. Sed testor omnes Deos, me hac una voce a morte esse revocatum, quod omnes in mea vita partem aliquam tuae vitae repositam esse dicebant. Quare peccavi, scelerateque feci; nam si cecidissem, mors ipsa meam pietatem, amoremque in te facile defenderet. Nunc commisi, ut vivo me careres, vivo me aliis indigeres, mea vox in domesticis periculis potissimum occideret, quae saepe alienissimis praesidio fuisset. Nam quod ad te pueri sine literis venerunt, quoniam vides

non fuisse iracundiam in causa, certe pigritia fuit, et quaedam infinita vis lacrymarum et dolorum. Haec ipsa me quo fletu putas scripsisse? eodem, quo te legere certo scio. An ego possum aut non cogitare aliquando de te, aut unquam sine lacrymis cogitare? cum enim te desidero, fratrem solum desidero; ego vero suavitate prope aequalem, obsequio filium, consilio parentem. Quid mihi sine te unquam, aut tibi sine me jucundum fuit? quid? quod eodem tempore desidero filiam? qua pietate? qua modestia? quo ingenio? effigiem oris, sermonis, animi mei. Quid filium venustissimum, mihique dulcissimum? quem ego ferus ac ferreus dimisi e complexu meo, sapientiorem puerum, quam vellem. Sentiebat enim miser jam, quid ageretur. Quid vero tuum filium, quid imaginem meam, quem meus Cicero et amabat ut fratrem, et jam ut majorem fratrem, verebatur? quid, quod mulierem miserrimam, fidelissimam conjugem, me prosequi non sum passus, ut esset, quae reliquias communis calamitatis, communes liberos tueretur? sed tamen, quoquo modo potui, scripsi et dedi litteras ad te Philogono, liberto tuo, quas credo tibi postea redditas esse? in quibus idem te hortor et rogo, quod pueri tibi verbis meis nuntiarunt, ut Romam protinus pergas, et properes. Primum enim te praesidio esse volui, siqui essent inimici, quorum crude-

litas nondum esset nostra calamitate satiata. Deinde congressus nostri lamentationem pertimui: digressum vero non tulissem: atque etiam id ipsum, quod tu scribis metuebam, ne a me distrahi non posses. His de causis hoc maximum malum, quod te non vidi, quo nihil amantissimis et conjunctissimis fratribus acerbius ac miserius videtur accidere potuisse, minus acerbum, minus miserum fuit, quam fuisset tum congressio, tum vero digressio nostra. Nunc si potes, id quod ego, qui fortis tibi semper videbar, non possum, erige te et confirma, si qua subeunda dimicatio erit. Spero, si quid mea spes habet auctoritatis, tibi et integritatem tuam, et amorem in te civitatis, et aliquid etiam misericordiam nostri praesidii laturam. Sin eris ab isto periculo vacuus, ages scilicet, siquid agi posse de nobis putabis. De quo scribunt quidem ad me multi multa, et se sperare demonstrant, sed ego quid sperem, non dispicio, cum inimici plurimum valeant, amici partim deseruerint me, partim etiam prodiderint, qui in meo reditu fortasse reprehensionem sui sceleris pertimescunt. Sed ista qualia sint, tu velim perspicias, mihique declares. Ego tamen, quamdiu tibi opus erit, si quid periculi subeundum videbis, vivam: diutius in hac vita esse non possum. Neque enim tantum virium habet ulla aut prudentia, aut doctrina, ut tan-

tum dolorem possit sustinere. Scio fuisse et honestius moriendi tempus et utilius: sed non hoc solum: multa alia praetermisi: quae si queri velim praeterita, nihil agam, nisi ut augeam dolorem tuum, indicem stultitiam meam. Illud quidem nec faciendum est, nec fieri potest, me diutius, quam aut tuum tempus, aut firma spes postulabit, in tam misera tamque turpi vita commorari: ut qui modo fratre fuerim, liberis, conjuge, copiis, genero ipso, pecunia beatissimus; dignitate, auctoritate, existimatione, gratia non inferior, quam qui unquam fuerunt amplissimi: is nunc in hac tam afflicta perditaque fortuna, neque me, neque meos lugere diutius possim. Quare quid ad me scripsisti de permutatione? — Quasi vero nunc me non tuae facultates sustineant. Qua in re ipse videor miser, et sentio, quid sceleris admiserim, cum de visceribus tuis, et filii tui, satisfacturus sis; quibus debes: ego acceptam ex aerario pecuniam tuo nomine frustra dissiparim. Sed tamen et M. Antonio, quantum tu scripseras et Caepioni tantundem solutum est: mihi ad id, quod cogito, hoc, quod habeo, satis est. Sive enim restituimur, sive desperamur, nihil amplius opus est. Tu, si forte quid erit molestiae, te ad Crassum, et ad Callidium conferas, censeo. Quantum Hortensio credendum sit, nescio. Me simulatione amoris, summaque assiduitate

quotidiana sceleratissime, insidiosissimeque tractavit, adjuncto quoque Arrio: quorum ego consiliis, promissis, praeceptis destitutus, in hunc calamitatem incidi. Sed haec occultabis, ne quid obsint. Illud caveto: et eo puto per Pomponium fovendum tibi esse ipsum Hortensium, ne ille versus, qui in te erat collatus, cum aedilitatem petebas, de lege Aurelia, falso testimonio confirmetur. Nihil enim tam timeo, quam ne, cum intelligant homines, quantum misericordiae nobis tuae preces, et tua salus allatura sit, oppugnent te vehementius. Messalam tui studiosum esse arbitror. Pompejum etiam simulatorem puto. Sed haec utinam non experiare: quod precarer Deos, nisi meas preces audire desiissent. Veruntamen precor, ut his infinitis nostris malis contenti sint: in quibus non modo tamen nullius inest peccati infamia: sed omnis dolor est, quod optime factis poena est maxima constituta. Filiam meam et tuam, Ciceronemque nostrum, quid ego, mi frater, tibi commendem? quin illud moereo, quod tibi non minorem dolorem illorum orbitas affert, quam mihi. Sed te incolumi, orbi non erunt. Reliqua, ita, mihi salus aliqua detur, potestasque in patria moriendi, ut me lacrymae non sinant scribere. Etiam Terentiam velim tueare, mihique de omnibus rebus rescribas. Sis fortis,

quoad rei natura patietur. Idibus Juniis. Thessalonicae.

C. Plin. Cornelio Tacito suo S.

Ridebis: et licet, rideas. Ego Plinius ille, quem nosti, apros tres, et quidem pulcherrimos, cepi. Ipse? inquis. Ipse: non tamen ut omnino ab inertia mea et quiete discederem. Ad retia sedebam: erant in proximo, non venabulum aut lancea, sed stilus et pugillares: meditabar aliquid enotabamque, ut, si manus vacuas, plenas tamen ceras reportarem. Non est, quod contemnas hoc studendi genus. Mirum est, ut animus agitatione motuque corporis excitetur. Jam undique silvae et solitudo, ipsumque illud silentium, quod venationi datur, magna cogitationis incitamenta sunt. Proinde, cum venabere, licebit, autore me, ut panarium et laguncularn, sic etiam pugillares feras. Experieris non Dianam magis, quam Minervam montibus inerrare. Vale.

C. Plin. Atrio Clementi suo S.

Siquando urbs nostra liberalibus studiis floruit: nunc maxime floret. Multa claraque exempla sunt. Suffecerit unum Euphrates philosophus. Hunc ego in Syria, cum adolescentulus

militarem, penitus et domi inspexi, amarique ab eo laboravi; etsi non erat laborandum: est enim obvius, et expositus, plenusque humanitate, quam praecipit. Atque utinam sic ipse, quam spem tunc ille de me concepit, impleverim; ut ille multum virtutibus suis addidit, aut ego nunc illas miror, quia magis intelligo. Quanquam ne nunc quidem satis intelligo: ut enim de pictore, sculptore, fictore, nisi artifex judicare, ita nisi sapiens non potest perspicere sapientem. Quantum mihi tamen cernere datur, multa in Euphrate sic eminent et elucent, ut mediocriter quoque doctos advertant et afficiant. Disputat subtiliter, graviter, ornate: frequenter etiam platonicam illam sublimitatem et latitudinem effingit. Sermo est copiosus et varius, dulcis in primis, et qui repugnantes quoque ducat et impellat. Ad haec, proceritas corporis, decora facies, demissus capillus, ingens et cana barba. Quae licet fortuita et inania putentur, illi tamen plurimum venerationis acquirunt. Nullus horror in cultu, nulla tristitia, multum severitatis: reverearis occursum, non reformides; vitae sanctitas summa, comitas par: insectatur vitia, non homines, nec castigat errantes, sed emendat. Sequaris monentem attentus et pendens: et persuadere tibi etiam cum persuaserit, cupias. Jam vero liberi tres, duo mares, quos diligentissime instituit. Socer

Pompejus Julianus, cum cetera vita, tum vel hoc uno magnus et clarus, quod ipse provinciae princeps hunc inter altissimas conditiones generum, non honoribus principem, sed sapientia, elegit. Quanquam quid ego de viro plura, quo mihi frui non licet? an ut magis angar, quod non licet? nam distringor officio, ut maximo, sic molestissimo: sedeo pro tribunali, subnoto libellos, conficio tabulas, scribo plurimas sed illiteratissimas litteras. Soleo nonnunquam (nam id ipsum quandoque contingit) de his occupationibus ad Euphratem queri. Ille me consolatur: affirmat etiam esse hanc philosophiae, et quidem pulcherrimam partem, agere negotium publicum, cognoscere, judicare, promere et exercere justitiam, quaeque ipsi doceant, in usu habere. Mihi tamen hoc unum non persuadet, satius esse ista facere, quam cum illo dies totos audiendo discendoque consumere. Quo magis te, cui vacat, hortor, cum in urbem proxime veneris (venias autem ob hoc maturius) illi te expoliendum limandumque permittas. Neque enim ego, ut multi, invideo aliis bonum, quo ipse careo; sed contra sensum quendam voluptatemque percipio, si ea, quae mihi denegantur, amicis video superesse. Vale.

C. Plinius Paulino suo S.

Irascor: nec liquet mihi, an debeam: sed irascor. Scis, quam sit amor iniquus interdum, impotens saepe, μικραιτιος semper. Haec tamen causa magna est; nescio, an justa: sed ego, tanquam non minus justa, quam magna sit, graviter irascor, quod a te tamdiu litterae nullae. Exorare me potes uno modo, si nunc saltem plurimas et longissimas miseris. Haec mihi sola excusatio vera, ceterae falsae videbuntur. Non sum auditurus: non eram Romae, vel occupatior eram. Illud enim nec Dii sinant, ut infirmior. Ipse ad villam partim studiis, partim desidia fruor, quorum utrumque ex otio nascitur. Vale.

C. Plinius Fabio Justo suo S.

Olim nullas mihi epistolas mittis. Nihil est, inquis, quod scribam. At hoc ipsum scribe, nihil esse, quod scribas: vel solum illud, unde incipere priores solebant: Si vales bene est, ego valeo. Hoc mihi sufficit, est enim maximum. Ludere me putas? serio peto. Fac sciam, quid agas, quod sine solicitudine summa nescire non possum.

C. Plin. Prisco suo S.

Studium Valerium Martialem decessisse, et moleste fero. Erat homo ingeniosus, acutus,

acer et qui plurimum scribendo et salis haberet et fellis, nec candoris minus. Prosecutus eram viatico secedentem: dederam hoc amicitiae, dederam etiam versiculis, quos de me composuit. Fuit moris antiqui, eos, qui vel singulorum laudes vel urbium scripserant, aut honoribus aut pecunia ornare: nostris vero temporibus, ut alia speciosa et egregia, ita hoc in primis exolevit: nam postquam desiimus facere laudanda, laudari quoque ineptum putamus. Quaeris, qui sint versiculi, quibus gratiam retulerim? remitterem te ad ipsum volumen, nisi quosdam tenerem: tu, si placuerint hi, caeteros in libro requires. Alloquitur Musam, mandat, ut domum meam in Exquiliis quaerat, adeat reverenter:

Sed ne tempore non tuo disertam
Pulses ebria januam, videto.
Totos dat tetricae dies Minervae,
Dum centum studet auribus virorum:
Hoc, quod saecula posterique possint
Arpinis quoque comparare chartis.
Seras tutior ibis ad lucernas,
Haec hora est tua, cum furit Lyaeus,
Cum regnat rosa, cum madent capilli.
Tunc me vel regidi legunt Cantones.

Meritone —

Meritone eum, qui haec de me scripsit, et tunc dimisi amicissime, et nunc, ut amicissi-

mum, defunctum esse doleo? dedit enim mihi, quantum maximum potuit, daturus amplius, si potuisset. Tametsi quid homini potest dari majus, quam gloria, et laus et aeternitas? at non erunt aeterna, quae scripsit? non erunt fortasse, ille tamen scripsit, tanquam essent futura. Vale.

C. Plin. Pomponio Basso suo S.

Magnam cepi voluptatem, cum ex communibus amicis cognovi, te, ut sapientia tua dignum est, disponere otium, et ferre: habitare amoenissime, et nunc terra, nunc mari corpus agitare; multum disputare, multum audire, multum lectitare, cumque plurimum scias, quotidie tamen aliquid addiscere. Ita senescere oportet virum, qui magistratus amplissimos gesserit, exercitus rexerit, totumque se reipublicae, quamdiu decebat, obtulerit. Nam et prima vitae tempora et media patriae, extrema nobis impertire debemus, ut ipsae leges monent, quae majorem annis LX otio reddunt. Quando mihi licebit? quando per aetatem honestum erit imitari istud pulcherrimae quietis exemplum? quando secessus mei non desidiae nomen sed tranquillitatis accipient? Vale.

C. Plinius Caninio suo S.

Studes? an piscaris? an venaris? an simul omnia? possunt enim omnia simul fieri ad Larium nostrum; nam lacus piscem, feras silvae, quibus lacus cingitur, studia altissimus iste secessus affatim suggerunt. Sed, sive omnia simul, sive aliquid facias; non possum dicere, invideo: angor tamen, non et mihi licere, quae sic concupisco, ut aegri vinum, balnea, fontes. Nunquamne hos arctissimos laqueos, si solvere negatur, abrumpam? nunquam puto. Nam veteribus negotiis nova accrescunt; nec tamen priora peraguntur. Tot nexibus, tot quasi catenis majus indies occupationum agmen extenditur. Vale.

C. Plinius Fusco suo S.

Quaeris, quemadmodum in secessu, quo jam diu frueris, putem te studere oportere. Utile imprimîs, et multi praecipiunt, vel ex graeco in latinum, vel ex latino vertere in graecum. Quo genere exercitationis proprietas splendorque verborum, copia figurarum, vis explicandî, praeterea imitatione optimorum similia inveniendi facultas paratur. Simul, quae legentem fefellissent, transferentem fugere non possunt. Intelligentia ex hoc et judicium acquiritur. Nihil obfuerit, quae legeris hactenus ut

rem argumentumque teneas, quasi aemulum scribere, lectisque conferre, ac sedulo pensitare, quid tu, quid ille commodius. Magna gratulatio; tum magnus pudor, si cuncta ille melius. Licebit interdum et notissima eligere, et certare cum electis. Audax haec, non tamen improba, quia secreta, contentio: quanquam multos videmus ejusmodi certamina sibi cum multa laude sumpsisse, quosque subsequi satis habebant, dum non desperant, antecessisse. Poteris et, quae dixeris, post oblivionem retractare, multa detinere, plura transire; alia interscribere, alia rescribere. Laboriosum istud et taedio plenum, sed difficultate ipsa fructuosum, recalescere ex integro, et resumere impetum fractum omissumque. Postremo nova velut membra peracto corpori intexere, nec tamen priora turbare. Scio, nunc tibi esse praecipuum studium orandi, sed non ideo semper pugnacem hunc et quasi bellatorium stilum suaserim. Ut enim terrae variis mutatisque seminibus, ita ingenia nostra nunc hac nunc illa meditatione recoluntur. Volo interdum aliquem ex historia locum apprehendas; volo epistolam diligentius scribas. Nam saepe in orationes quoque non historica modo, sed prope poetica descriptionum necessitas incidit; et pressus sermo purusque ex epistolis petitur. Fas est et carmine remitti, non dico continuo et longo

(id enim perfici, nisi in otio, non potest) sed hoc arguto et brevi, quod apte quantaslibet, occupationes, curasque distinguit. Lusus vocantur; sed hi lusus non minorem interdum gloriam, quam seria, consequuntur. Atque adeo, cur enim te ad versus non versibus adhorter:

Ut laus est cerae mollis, cedensque sequatur
Si doctos digitos, jussaque fiat opus:
Utque sacri fontes non sola incendia sistunt;
Saepe etiam flores, vernaque prata lavant:
Sic hominum ingenium flecti ducique per artes
Non rigidas, docta mobilitate, decet.

Itaque summi oratores, summi etiam viri sic se, aut exercebant, aut delectabant; imo delectabant exercebantque. Nam mirum est, ut his opusculis animus intendatur, remittatur. Recipiunt enim amores, odia, iras, misericordiam, urbanitatem, omnia denique, quae in vita, atque etiam in foro causisque, versantur. Inest his quoque eadem, quae aliis carminibus utilitas, quod metri necessitate devincti soluta oratione laetamur, et, quod facilius esse comparatio ostendit, libentius scribimus. Habes plura etiam fortasse, quam requirebas. Unum tamen omisi: non enim dixi, quae legenda arbitrarer. Quanquam dixi, cum dicerem, quae scribenda. Tu memineris, sui cujusque gene-

ris auctores diligenter eligere; ajunt enim, non multum legendum sed multa.

Qui sint hi, adeo notum, pervulgatumque est, ut demonstratione non egeat; et alioqui tam immodice epistola me extendi, ut, dum tibi, quemadmodum studere debeas, suadeo, studendi tempus abstulerim. Quin ergo pugillares sumis, et aliquid ex his, vel istud ipsum, quod coeperas, scribis. Vale.

C. Plinius Fusco suo S.

Quaeris, quemadmodum in Thuscis diem aestate disponam. Evigilo, cum libuit, plerumque circa horam primam, saepe ante, tardius raro. Clausae fenestrae manent: mire enim silentio et tenebris, ab his, quae avocant, abductus, et liber, et mihi relictus, non oculos animo, sed animum oculis sequor, qui eadem, quae mens, vident, quoties non vident alia. Cogito, siquid in manibus, cogito ad verbum, scribenti emendantique similis, nunc pauciora, nunc plura, ut vel difficile vel facile componi, tenerive potuerunt: notarium voco, et die admisso, quae formaveram, dicto. Abit, rursusque revocatur, rursusque remittitur. Ubi hora quarta, vel quinta (neque enim certum, dimensumque tempus: ut dies suasit) in Xystum me, vel crypto porticum confero: reliqua meditor,

et dicto: vehiculum ascendo: ibi quoque idem, quod ambulans, aut jacens: durat intentio, mutatione ipsa refecta. Paulum redormio: dein ambulo. Mox orationem graecam latinamve clare et intente; non tam vocis causa quam stomachi, lego; pariter tamen et illa firmatur. Iterum ambulo: ungor: exerceor: lavor. Coenanti mihi sic cum uxore vel paucis liber legitur. Post coenam comoediae aut lyristes. Mox cum meis ambulo, quorum numero sunt eruditi. Ita variis sermonibus vespera extenditur, et quanquam longissimus dies cito conditur. Nonnunquam ex hoc ordine mutantur: nam si diu tacui, vel ambulavi; post somnum demum lectionemque, non vehiculo, sed quod brevius, quia velocius, equo gestor. Interveniunt amici ex proximis oppidis, partemque diei ad se trahunt, interdumque lassato mihi opportuna interpellatione subveniunt. Venor aliquando; sed non sine pugillaribus; ut, quamvis nihil ceperim, non nihil referam. Datur et colonis, ut videtur ipsis, non satis temporis, quorum mihi agrestes querelae litteras nostras et haec urbana opera commendant. Vale.

C. Plin. Marcellino suo S.

Tristissimus haec tibi scribo. Fundani nostri filia minor est defuncta: qua puella nihil unquam

festivius, amabilius, me modo longiore vita, sed prope immortalitate dignius vidi. Nondum annos quatuordecim impleverat, et jam illi anilis prudentia, matronalis gravitas erat: et tamen suavitas puellaris cum virginali verecundia. Ut illa patris cervicibus inhaerebat? ut nos amicos paternos et amanter et modeste complectebatur? ut nutrices, ut paedagogus, ut praeceptores pro suo quemque officio diligebat? quam studiose, quam diligenter lectitabat? ut parce custoditeque ludebat? qua illa temperantia, qua patientia, qua etiam constantia novissimam valetudinem tulit? medicis obsequebatur, sororem, patrem adhortabatur, ipsamque se, destitutam corporis sui viribus, vigore animi sustinebat: duravit hic illi usque ad extremum, nec aut spatio valetudinis, aut metu mortis infractus est; quo plures gravioresque nobis causas relinqueret, et desiderii, et doloris. O triste plane acerbumque funus! o morte ipsa mortis tempus indignius! Jam destinata erat egregio juveni, jam electus nuptiarum dies, jam nos advocati. Quod gaudium quo moerore mutatum est! non possum exprimere verbis, quantum animo vulnus acceperim, cum audivi, Fundanum ipsum (ut multa luctuosa dolor invenit) praecipientem, quod in vestes, margaritas, gemmas fuerat erogaturus, hoc in thura, et unguenta, et odores impenderetur. Est quidem ille

eruditus et sapiens, ut qui se ab ineunte aetate altioribus studiis artibusque dediderit: sed nunc omnia quae audiit, saepeque dixit, aspernatur; expulsisque virtutibus aliis, pietatis est totus. Ignosces, laudabis etiam, si cogitaveris, quid amiserit. Amisit enim filiam, quae non minus mores ejus, quam os vultumque, referebat, totumque patrem mira similitudine exscripserat. Proinde, si quos ad eum de dolore tam justo litteras mittes, memento adhibere solatium, non quasi castigatorium et nimis forte, sed molle et humanum. Quod ut facilius admittat, multum faciet medii temporis spatium. Ut enim crudum adhuc vulnus medentium manus reformidat; deinde patitur, atque ultro requirit: sic recens animi dolor consolationes rejicit ac refugit; mox desiderat, et clementer admotis acquiescit. Vale.

C. Plin. Maximo suo S.

O diem laetum! adhibitus in concilium a Praefecto urbis, audivi ex diverso agentes summae spei, summae indolis juvenes duos, Fuscum Salinatorem, et Numidium Quadratum, egregium par, nec modo temporibus nostris, sed literis ipsis ornamento futurum. Mira utrique probitas, constantia salva, decorus habitus, os latinum, vox virilis, tenax memoria, magnum

ingenium, judicium aequale: quae singula mihi voluptati fuerunt, atque inter haec illud, quod et ipsi me ut rectorem, ut magistrum intuebantur, et iis, qui audiebant, me aemulari, meis instare vestigiis videbantur. O diem (repetam enim) laetum, notandumque mihi candidissimo calculo! quid enim aut publice laetius! quam clarissimos juvenes nomen et famam ex studiis petere? aut mihi optatius, quam me ad recta tendentibus quasi exemplar esse propositum? quod gaudium ut perpetuo capiam, Deos oro: ab iisdem, teste te peto, ut omnes, qui me imitari tanti putabunt, meliores esse, quam me velint. Vale.

C. Plin. Trajano Imp. S.

Solenne est mihi, Domine, omnia, de quibus dubito, ad te referre. Quis enim potest melius, vel cunctationem meam regere, vel ignorantiam instruere? Cognitionibus de Christianis interfui nunquam? ideo nescio, quid et quatenus aut puniri soleat, aut quaeri. Nec mediocriter haesitavi, sitne aliquod discrimen aetatum, an quamlibet teneri nihil a robustioribus differant: deturne poenitentiae venia, an ei, qui omnino Christianus fuit, desisse non prosit: nomen ipsum, etiamsi flagitiis careat, an flagitia cohaerentia nomini puniantur. In-

terim in iis, qui ad me tanquam Christiani deferebantur, hunc sum secutus modum: Interrogavi ipsos, an essent christiani: confitentes iterum ac tertio interrogavi, supplicium minatus: perseverantes duci jussi: neque enim dubitabam, qualecunque esset, quod faterentur, pervicaciam certe et inflexibilem obstinationem debere puniri. Fuerunt alii similis amentiae, quos, quia cives romani erant, annotavi, in urbem remittendos: mox ipso tractu, ut fieri solet, diffundente se crimine, plures species inciderunt. Propositus est libellus sine auctore, multorum nomina continens, qui negarent, se esse Christianos aut fuisse; cum praeeunte me Deos appellarent, et imagini tuae, quam propter hoc jusseram cum simulacris numinum afferri, thure ac vino supplicarent, praeterea maledicerent Christo, quorum nihil cogi posse dicuntur, qui sunt revera Christiani. Ergo dimittendos putavi. Alii ab indice nominati esse se Christianos dixerunt, et mox negaverunt: fuisse quidem, sed desiisse, quidam ante triennium, quidam ante plures annos, non nemo etiam ante viginti quoque. Omnes et imaginem tuam, Deorumque simulacra venerati sunt, ii et Christo maledixerunt. Affirmabant autem, hanc fuisse summam vel culpae suae vel erroris, quod essent soliti stato die ante lucem convenire, carmenque Christo, quasi Deo di-

cere secum invicem, seque sacramento non in scelus aliquod obstringere, sed ne furta, ne latrocinia, ne adulteria committerent, ne fidem fallerent, ne depositum appellati abnegarent, quibus peractis morem sibi discedendi fuisse, rursusque coeundi ad capiendum cibum, promiscuum tamen et innoxium, quod ipsum facere desisse post edictum meum, quo secundum mandata tua hetaerias esse vetueram. Quo magis necessarium credidi, ex duabus ancillis, quae ministrae dicebantur, quid esset veri, et per tormenta quaerere. Sed nihil aliud inveni, quam superstitionem pravam et immodicam: ideoque dilata cognitione ad consulendum te decurri. Visa est enim mihi res digna consultatione, maxime propter periclitantium numerum: multi enim omnis aetatis, omnis ordinis, utriusque sexus, etiam vocantur in periculum et vocabuntur. Neque enim civitates tantum, sed vicos etiam atque agros, superstitionis istius contagio pervagata est, quae videtur sisti et corrigi posse. Certe satis constat, prope jam desolata templa coepisse celebrari, et sacra solemnia diu intermissa repeti, passimque venire victimas, quarum adhuc rarissimus emptor inveniebatur. Ex quo facile est opinari, quae turba hominum emendari possit, si sit poenitentiae locus.

Trajanus Plinio S.

Actum, quem debuisti, mi Secunde, in excutiendis causis eorum, qui Christiani ad te delati fuerant, secutus es. Neque enim in universum aliquid, quod quasi certam formam habeat, constitui potest. Conquirendi non sunt: si deferantur et arguantur, puniendi sunt: ita tamen, ut qui negaverit, se Christianum esse, idque re ipsa manifestum fecerit, id est, supplicando Diis nostris, quamvis suspectus in praeteritum fuerit, veniam ex poenitentia impetret. Sine auctore vero propositi libelli nullo crimine locum habere debent, nam et pessimi exempli, nec nostri saeculi est.

Epistolae ex Mureto.

Constantio Bargellino, Episcopo Reatino, S. P. D.

Nunquam putassem fore, non modo ut ex tuo, sed ut ex cuiusquam dolore voluptatem capere possem. Et tamen, si vera dicenda sunt, fatear necesse est, jucundissimum mihi fuisse, quod ex litteris tuis intellexi, vehementer doluisse te, cum primum de invalitudine mea nuncius istuc allatus est. Dolor enim ille aliunde quam ab eximio quodam amore erga me tuo, proficisci non potuit; et mihi, ex quo

te primum vidi, atque ex aliis plurimis audivi, qua tu eruditione ac virtute vir esses, nihil optatius fuit, quam ut abs te amarer. Jam optabilium rerum signa atque argumenta omnia jucunda esse, notum est. Incredibiliter igitur gavisus sum, Bargelline, vir praestantissime, tanti me a te fieri, ut et mirificum dolorem senseris, cum me graviter aegrotare audisti, et exhilaratus sis, simul atque Dei beneficio morbum depulsum esse cognosti. Quanquam ego ipse nondum satis constitui, utrum mihi satius fuerit, ex huius vitae miseriis quam primum eripi, an diutius hic manere. Certe enim, cum omnes summo consensu Medici dictitarent, nullam prope amplius reliquam esse spem evadendi: ita me compararam, atque ita animum composueram, ut neque angerer neque terrerer mortis, ut putabatur, imminentis metu; neque quidquam aliud a Deo peterem, quam ut mecum misericorditer ageret, condonaret errata anteactae vitae, neque pateretur me in illa separatione animi a corpore, aut diutius, aut vehementius torqueri, quam vires meae ferre possent. Hoc ego tum unum agitabam animo; hoc ex animo precabar; hoc caeteros quoque, qui mihi assidebant, ut a deo mihi impetrare conarentur, obsecrabam. Spero tamen relictum esse me a deo inhac vita, ut maculas superiori aetate contractas, lachrymis

deleam: tandemque omissis et abjectis vitiorum illecebris, saltem jam senex eam vivendi rationem capessam, quam tenere a principio debuissem. Atque a te, vir clarissime, etiam atque etiam peto, ut me ad hoc animi mei propositum persequendum, ut exemplo incitas, ita et monitis ac praeceptis et fusis pro me ad Deum precibus adjuvare digneris. Jucundissimum mihi fuit munus tuum. Nam radiculae illae non tantum palato suaves sunt, sed etiam ad valetudinem meam valde accomodatae. Mitto ad te, ut te pro opibus remunerer, librum unum orationum mearum, et poemata quaedam, quae spero te libenter lecturum esse, non quod valde bona sunt, sed quod mea. A te peto, uti me amare pergas, tibique pro certo persuadeas, te a me ita observari, ac coli, ut paucos admodum habeas tui, quam ego sum, studiosiores. Vale. Romae XIV Kalend. Mart. MCLXXVI.

Alexandro Ripario suo S. P. D.

Dulces litterae tuae, ut omnia, quae a te proficiscuntur; etsi in eis multa peccaveras. Sed ut filioli balbutientes libenter audiuntur a patribus, suntque eorum etiam ipsi errores voluptati: sic mihi ista tua in litteris infantia jucundissima est. Eas ipsas ad te remitto mea

manu emendatas. Scis enim ita inter nos convenisse. Tu, mi Alexander dulcissime ac suavissime, sequere magno animo eam viam, ad quam et tua te natura fert, et ego tibi hortator atque impulsor fui. Magnam de te spem meo testimonio apud parentes tuos concitavi: quae ne et eos et me fallat, omni tibi cura ac studio providendum est. Vale. Nonis Julii. Tibure MDLXX.

Eidem Ripario.

Ne priores litterae tuae ad te pervenirent, Caroli incuria factum erat, cujus tu quoque negligentiam nosti. Nunc una cum his meis utrasque tuas accipies: simulque hoc intelliges, (quod tibi gratuleris) posteriores multo meliores esse prioribus: ut, si ad istum modum pergas, magna mihi spes sit, te praeclare responsurum exspectationi meae. Vide igitur, si me amas, quod et facis, et facere certe debes, ut omnibus aliis rebus neglectis, quantum quidem valetudinis ratio patietur, urgeas studia tua: multa legas, multa ediscas, multa audias, frequenter cum iis versere, quorum familiaritate et consuetudine melior ac doctior fieri potes. Fac cogites, gravissimam esse jacturam temporis: praecipue autem ista aetate, qua tu nunc es, hora nulla tibi perire sine magno dispendio

potest. Saluta mihi praeceptorem tuum, cui mihi ad te litteras ostendas licet. Eas quidem, quas tu ad me missurus es, nemini prorsus ostendi volo: eas enim mihi gratiores faciunt ipsi errores tui. Vale mi dulcissime Alexander, IV. id. Julii MDLXX. Tibure. Oblitus eram scribere, heri in mensa injectum esse sermonem de comoedia: qua occasione multa de te quoque dicta sunt. Valde tibi nunc aures tinnivisse oportet. Omnino spero fore, ut huc tibi ad me veniendum sit.

Eidem Ripario.

Perge, ut facis, mi Alexander, amare litteras, eis te oblectare, in eis omnia et seria et joca tua collocare. Nam magnus labor magno tibi olim honori futurus est. Ista via, quam tu nunc ingrederis, multi humili et obscuro loco orti ad amplissimas dignitates pervenerunt. Atque etiamsi nulla ejusmodi praemia litteris proposita essent: ipsa tamen doctrina amanda est per se: neque quidquam in homine ingenio turpius est ignoratione earum rerum, quarum scientia sine litteris comparari non potest. Voluptas, quae ex turpibus capitur, celeriter transit; dolorem autem in animo diuturnum relinquit: at labor in rebus honestis collocatus, ipse quidem effugit; memoriam autem sui in

animo relinquit plenam honestissimae et solidissimae voluptatis. Haec cogita et vale. Postrid. id Jul. Tibure.

Eidem.

Etsi nihil erat, quod scriberem, ac praeterea mirum me quoddam scribendi odium tenebat: nolui tamen verberonem hunc meum sine meis ad te litteris istuc venire. Amo te quotidie magis, quod a te litterarum studia eodem modo amari confido. Sed velim ad me diligenter scribas, quo te nunc scriptore oblectes? Cicerone, an Terentio, an, quod malim, utroque? Dare etiam operam debes, ut in iis, quae ad me scribes, iis loquendi generibus utare, quae in illorum scriptis notaveris; ut ea ipsa res fidem mihi faciat diligentiae in eis legendis tuae. Vale. Tibure V. Kalend. August.

Eidem.

Nemo est omnium, ad quem libentius, quam ad te scribam. Sum enim animo et voluntate erga te plane paterna. Sed vix credas, quam sim in hoc secessu, occupatus; quem tamen plerique omnes esse plenum otii putant. Et quotidie quinas aut senas ab amicis litteras accipio, ad quas si respondere omnes velim, nil

aliud agendum sit. Gratum est mihi, quod applicusti te ad consuetudinem P. Aemilii et Horatii Macarani. Eorum enim uterque et doctrina et exemplo efficere meliorem potest. Tales sectare. Qui autem alio ingenio sunt, eorum consuetudinem quasi pestem aliquam vita. Aetati tuae nihil diligentius providendum est, quam quibus sodalitatibus utare. Neque ego severum te ac tetricum, omnique genere voluptatem inimicum volo. Hoc tantum moneo, non eas amicitias quaerendas, quae dulcissimae videantur, sed inducendum animum, ut quae honestissimae sunt, easdem etiam dulcissimas esse ac suavissimas putes. Mi Alexander, etiam atque etiam vale. Tibure. V. id. August.

E i d e m.

Vide quam te amem, cum a multis hodie literas acceperim, nihil mihi prius faciendum esse duxi, quam ut ad te potissimum rescriberem. Cave putes, Alexander mi, ipsi te patri tuo chariorem esse quam mihi. Ac si quaeras, quae causa sit huius erga te tanti amoris mei, ne vivam, si aliam adferre possum, quam quod videor mihi animadvertisse in te ingenium excellens, et, si tu volueris, ad omnia summa natum, sed tu hoc facito tecum cogites: multas res esse suapte quidem natura bonas, sed quae

culpa eorum, qui illas possident, interdum pessimae ac perniciosissimae fiant. Bonae sunt opes, sed si quis non recte utatur, malae. Bonum forma, sed id bonum multis exitio fuit. Ex eodem genere est ingenium. Si recte utaris, nullum prope hominum generi dari potest majus aut praestabilius donum: sed si ad bonum ingenium mala mens accesserit, itidem erit, ut gladius in manu furiosi. Quo erit melior et acutior, eo plus adferet mali. Ego autem te, Alexander, amo nunc, quia ingenio bono es; amare desinam, si tu bono ingenio male uti coeperis. Sed id spero non fore, teque bono ingenio bene usurum esse confido, vel tuapte sponte, vel quia videris mihi valde amare amorem erga te meum: quem tueri ac conservare alia ratione nulla potes. Vale, et si me amas, virtutem ac literas ama. Nulla in humanis rebus majora bona sunt. Iterum vale. Tibure, VIII Kalend. Sept.

E i d e m.

Versiculi, quos ad me misisti, ostendunt illiquidem, te, si ad poeticam ingenium tuum contulisses, et bonos magistros nactus, in eo studio perstitisses, ad aliquam praestantiam pervenire potuisse. Nam et numerosi sunt, et sententias habent neque inconcinnas, neque in-

eleganter collocatas; et ipsum dicendi genus non abhorret a recto. Planeque sperare posses, te aliquando bonum Poetam fore, si hoc agere velles. Sed majora tibi proposita sunt, quae, quantum potes, urgeas, censeo: et subscivis horis veterum poetarum scripta manibus teras, non tam ut imiteris, quam ut eis te oblectes: Simulque aliquid ex eis assidue, quod tibi usui sit, colligas. In scribendis versibus tempus a te collocari, verum ut fatear, nolim. Malos versus facere, turpe est; mediocres, inglorium, bonos, difficilius, quam ut praestari possit ab iis, quibus aliud agendum est. Quid in tuis lima egeat, praesens praesentem monere possem: per literas non aeque facile possum. Recteque ac vere videtur mihi Ovidius dixisse, emendandi laborem majorem esse, quam scribendi. Mihi hoc credas velim: me hodie non difficilius ad saltandum, quam ad faciendos versus adduci posse. Si quid erit serium, in quo meam operam desideres, non deero: in his levioribus, si quando de me cogitabis, peto a te, illud quoque cogites; non multo juniorem esse me, quam erat Horatius, cum illa de se scriberet:

Nunc itaque et versus, et caetera ludicra pono. Vale. Romae. Id. Febr.

Ein Freund wünschet dem andern Glück zum neuen Jahre.

Bilden Sie Sich nicht etwa ein, liebster Freund, daß ich die Menge der Gratulanten vermehren will, die sich heute zu Ihnen hindrängen. Meine Wünsche für Sie bestehen nicht in Worten und zierlichen Phrasen. Daß mein Herz Ihnen alles Gute gönnt, daß mich jedes Glück, welches Ihnen zu Theil wird, eben so innig erfreut, wie mein eigenes, wissen Sie ja schon und müssen es wissen. Aber, mein Bester, lesen Sie meine Glückswünsche für Sie lieber in meinem Herzen, als in meinen Briefen; denn auch der beste Brief würde sie nur unvollkommen darstellen. Sagen Sie dieses auch Ihrer liebenswürdigen Gattinn: und wenn Sie mir zum neuen Jahre etwas recht Erfreuliches sagen wollen, so sagen Sie mir, daß Sie mich noch immer lieben, und eben so sehr mein Freund sind, als ich

der Ihrige
N. N.

Ein Sohn gratulirt seinem Vater zum Geburtstage.

Theuerster Vater!

Sie erleben heute Ihren fünfzigsten Geburtstag; und nichts kann meinen innigsten Wünschen angemessener seyn, als daß Sie ihn gesund erle=

ben. Ihnen danke ich jedes Vergnügen, jede Freude des Lebens, und folglich betrachte ich diesen Tag als die Quelle meiner ganzen Glückseligkeit. Mit den Empfindungen des innigsten Dankes sehe ich auf die unendlichen Wohlthaten zurück, und zugleich, wenn es möglich wäre, meine Dankbegierde, aber diese ist keines Zusatzes fähig. Alles was ich bin, alles was ich habe, bin und habe ich durch Sie. Gott segne Sie dafür, und schenke Ihnen die reinsten Freuden des Lebens! Wie glücklich werde ich seyn, wenn meine Wünsche für Sie in Ihrem ganzen Umfange erfüllet werden; wenn ich durch meinen unverbrüchlichen Gehorsam etwas zu Ihrer Zufriedenheit beitragen, wenn ich Ihnen noch oft zu Ihrem Geburtstage Glück wünschen, und dem Allgütigen für Ihr Wohlseyn danken kann!

Ich bin in kindlicher Ehrfurcht

Ihr gehorsamster Sohn.

Schreiben von einem Neffen an seine Tante.

Theuerste Tante!

Sie sind noch immer nicht wohl? O wenn Sie wüßten, wie viel Thränen mich Ihre langwierige Krankheit gekostet hat! Wissen denn die Aerzte gar keine Mittel? Gott, daß doch die besten Menschen gerade die meisten Dornen auf dem

Pfade ihres Lebens antreffen müssen! Sie haben so viele zufrieden und glücklich gemacht, haben so manchem Leidenden geholfen, und seine Thränen abgetrocknet; und doch ist Ihr Loos so hart, doch ist Ihr Leben eine immerwährende Krankheit! Aber was beginne ich? Beinahe hätte mich meine unbegränzte Liebe für Sie zum Murren wider die Vorsehung verleitet. Sollte mir nicht die bewundernswürdige Geduld, die Sanftmuth, die Gelassenheit, womit Sie Ihre Leiden tragen, das lehrreichste Beispiel seyn? O! verehrungswürdigste Tante, Sie heischen zugleich Bewunderung und Ehrfurcht, indem Sie Thränen und Bedauern erregen; aber eben dieses vergrößert nur meinen Schmerz. Sie lehren mich Widerwärtigkeiten ohne Murren, und mit völliger Ergebung in den göttlichen Willen ertragen, und diese Lehren sind tief in meine Seele geprägt. Aber izt, izt sind Sie noch nicht fähig, meinen Kummer zu stillen, weil die Widerwärtigkeiten, die meine Thränen veranlassen, eben Sie betreffen. Schließen Sie hieraus, wie sehr ich Sie verehre, wie zärtlich ich Sie liebe, und wie innig meine Wünsche für Ihre baldige völlige Wiederherstellung sind.

Ich bin ꝛc.

Liebster Bruder!

Du suchst einen Informator für Deine Kinder, und ich bin recht froh, Dir dazu in H. St**,

dem Ueberbringer dieses, einen Mann empfehlen zu können, der ganz für dich gemacht ist. Ich kenne ihn fünf Jahre lang als einen sehr würdigen Mann, und als einen der besten Erzieher. Der junge Herr von Z hat ihm seine Bildung zu danken, und du weißt selbst, was dieß für ein liebenswürdiger junger Mann ist. Schon dieß allein wird dich bestimmen, daß du ihn wählest, wenn Du anders nicht bereits einen andern gewählt hast. Ich hoffe bald selbst zu Dir zu kommen, um Dir noch mehr von meinem lieben St** zu sagen.

Ich bin ꝛc.

An einen ehemaligen Lehrer.

Ich würde eine Pflicht, die Sie mich selbst als eine der heiligsten lehrten, verletzen, wenn ich Ihnen nicht izt, nach meiner Ankunft auf der Universität meine unbegränzte Dankbarkeit einiger Maaßen zu erkennen gäbe. Sie waren mein Lehrer, mein Führer, mein zweiter Vater. Meinen Verstand durch Lehren der Weisheit und nützliche Kenntnisse zu bilden, mein Herz jedes guten Eindruckes fähig zu machen, dieß war Ihre größte eifrigste Bemühung. Wem kann ich mehr zu verdanken haben, als Ihnen, dem es so sehr am Herzen lag, mein wahres Glück zu gründen, und mich zu einem für die Welt einst brauchbaren Menschen zu machen? Ich bin nicht im Stande,

mit Worten auszudrücken, was mein Herz bei diesem Gedanken fühlt. Doch Sie kennen mich zu gut, als daß Sie nicht meiner Versicherung hievon glauben sollten. Auch weiß ich, daß Ihr größter Wunsch kein anderer ist, als daß ich die vortrefflichen Lehren, die Sie mir gegeben haben, recht nützlich anwenden, und mich meiner Bestimmung täglich mehr nähern möge. In der That müßte ich der unredlichste, schlechteste Mensch und Ihrer Liebe ganz unwürdig seyn, wenn ich mich nicht mit möglichstem Eifer bemühte, das Werk, was ich durch Hülfe angefangen habe, fortzusetzen, und mich durch Fleiß und Wohlverhalten Ihnen und jedem Rechtschaffenen jederzeit zu empfehlen. Nun noch eine Bitte. Schenken Sie mir auch in Zukunft Ihre unschätzbare Liebe! Unterstützen Sie mich ferner mit Ihrem heilsamen Rathe; und erlauben Sie, daß ich jederzeit meine Zuflucht zu Ihnen nehmen darf, so oft ich dessen benöthigt bin. Seyn Sie mir schriftlich, was Sie mir bisher mündlich waren! Ihr Herz bürgt mir für die Erfüllung dieses meines Wunsches, und ich werde dieselbe stets mit dem lebhaftesten Danke erkennen, so gewiß ich bin ꝛc.

Gellert an einen jungen Dichter.

Hochzuehrender Herr!

Es thut mir leid, daß ich die Ehre, die Sie mir anbiethen, nicht annehmen kann. Eine Früh=

lingscur, eine Reise, die ich deswegen vornehmen muß, und zwar noch diese Woche, verwehren mir, eine Vorrede vor Ihre Gedichte zu machen, und kommen meiner Bescheidenheit und Furchtsamkeit in diesem Falle zu Hülfe. Indessen danke ich Ihnen von ganzem Herzen für das besondere Vertrauen, dessen Sie mich würdigen, und ich will es den Augenblick durch eine freundschaftliche Erinnerung zu verdienen suchen. Ich wünschte nähmlich, hochzuverehrender Herr, daß Sie Ihre Gedichte vor dem Drucke noch mit einigen guten Freunden und Kennern durchgehen, und hin und wieder bessern, auch etliche gar weglassen möchten. Ich finde überhaupt viel Schönes darin, aber auch vieles, das mir nicht gefällt; vieles, das mir in Ansehung Ihres Charakters zu frei scheint, zumal, wenn ich bedenke, daß diese Schrift einem großen Gottesgelehrten dedicirt ist. Doch ich kann irren, und es kommt nicht auf meinen Ausspruch an, sondern auf das Urtheil der Kenner. Haben Sie dieses schon zu Rathe gezogen, so will ich mit Freuden Unrecht haben.

Alles dieses sage ich Ihnen aus wahrer Aufrichtigkeit, und nicht im geringsten aus einem kritischen Stolze. Ich wünsche mir Ihre Freundschaft, und rede mit Ihnen als Ihr Freund. Nehmen Sie mirs also nicht übel, wenn ich bei meiner Erinnerung die Worte nicht sorgfältig genug ge-

wählt habe. Ich bin mit der größten Hochachtung u. s. w.

An den Paulin.

Ich bin böse, ohne recht zu wissen, ob ichs seyn soll; aber genug, ich bin böse. Sie wissen, daß die Liebe zuweilen unbillig, oft ausschweifend, und allezeit bei Kleinigkeiten empfindlich ist. Doch meine Ursache ist groß genug; nur weiß ich nicht, ob sie billig ist. Indessen thue ich, als ob sie nicht weniger billig, als groß wäre, und ich bin sehr böse auf Sie, daß Sie mir so lange nicht geschrieben haben. Sie können mich durch ein Mittel wieder gut machen, nähmlich wenn Sie mir wenigstens nunmehr oft und recht viel schreiben. Dieses will ich allein für eine wahre Entschuldigung gelten lassen, die übrigen nehme ich nicht an. Ich war nicht in Rom, ich hatte viel zu thun, das werde ich gar nicht anhören; und ich war krank, das wolle der Himmel nicht! Ich, mein lieber Paulinus, lebe auf dem Lande, und ergötze mich zuweilen durch Studiren, zuweilen auch durch Müssiggang. Beides habe ich der Ruhe von öffentlichen Geschäften zu danken. Leben Sie wohl.

Plin. übers. v. Gellert.

An Septitius Clarus.

Sie sind mir ein Schöner! versprechen sich zu Tische, und bleiben dann aus? Sie bekommen einen Prozeß, wo Sie alle Unkosten bei einem Pfennig bezahlen sollen; und die nicht gering. Für jeden war Salat bestellt, auf jede Portion drei Schnecken, ein Paar Eier, nebst einem Trank von Meth und Schnee (denn auch diesen müssen sie mit anrechnen, zumahl da der im Gerichte zerschmilzt.) Es waren Oliven aus Andalusien da, Kürbisse, Bulben und tausend andere Delikatessen. Sie hätten einen Komödianten gehört, oder Vorleser, oder Virtuosen auf der Lyra; oder wohl alle: Sie kennen meine Freigebigkeit. Da sind Sie aber, der Himmel weiß wo gewesen, und Austern, andere Leckerbissen, fremde Fische rc. waren Ihnen lieber. Sie sollen mir das nicht umsonst gethan haben. Warten Sie nur! Es war gar nicht hübsch von Ihnen! Sie haben vielleicht sich, zum wenigsten mir — aber doch auch sich selbst keinen geringen Tort gethan. Wie hätten wir da scherzen, lachen, und uns unterhalten wollen! Bei andern können Sie zwar viel prächtiger schmausen; aber nirgends fröhlicher, ungezwungener und freier. Kurz, versuchen Sie's einmahl. Und wenn Sie dann nicht andere Einladungen ausschlagen, so entschuldigen Sie sich bei mir auf immer. Leben Sie wohl.

Mein allerliebster Freund!

Noch ist kein Tag hingegangen, wo ich nicht hundertmahl an Sie, und an alle unsre Freunde gedacht, und mich hundertmahl beklagt hätte. Wenn alle meine Klagen Briefe geworden wären; wie viel würden Sie nicht zu beantworten haben? Aber ich habe Sie so lieb, daß ich Sie mit meinen Klagen so wenig beunruhigen will, als nur möglich seyn wird. Ich klage mein Leid mir, und den Büschen, in die ich mich alle Abende verliehre, sobald es sechs geschlagen hat. Nun habe ich hier zwar keinen so poetischen Garten gefunden, als unsere kleine wilde Insel war, wo der Geist der Musen unter der alten Linde, unter den Weiden am Wasser und überall so gern herbergte; wo Sie, mein liebster Freund, mich zuweilen störten, wenn ich allein seyn wollte, weil Sie wußten, daß ich nicht deßwegen allein war, um nicht bey Ihnen zu seyn; wo die Narren nur selten hinkommen, wo wir die ganze Gegend durch Gespräche der Freundschaft und der Liebe heiligten. Alles dieses ist für mich aus. Die einsamen Gegenden, die ich hier durchstreiche, weil ich noch kein bequemes einsiedlerisches Gartenhaus habe finden können, scheinen solcher Klagen, als ich zu führen Lust habe, noch gar nicht gewohnt zu seyn. Allein, ich will sie noch dazu gewöhnen, und wenn ein Poet oder Freund nach mir diese Gegenden mit seinen Klagen besucht: so soll ihm das Echo schon

viel zärtlicher antworten, als es mir antwortet. Vor dem einen Thore habe ich es schon versucht. Ich finde dort einen sehr schönen poetischen Garten, mit Inseln, ziemlich natürlichen Einsiedeleien, kleinen Gehölzen, Nachtigallen und Lauben. Allein ich bin immer in Gefahr, von einer Gesellschaft gestört zu werden, die nicht poetisch ist. Ich habe es also auch vor einem andern Thore versucht, und hier ein sehr schönes, wohleingerichtetes Kaffeehaus gefunden, das ziemlich fleißig besucht wird, aber dabei einen Garten hat, in welchem man zuweilen so glücklich ist, allein zu seyn. Hart hinter demselben liegt ein kleines Holz voll Nachtigallen, das aber manchmahl durch das Jauchzen betrunkner Soldaten auf eine schändliche Weise entweiht wird. Doch neben diesem Gehölze ist, auf der andern Seite des Wassers, ein angenehmer Spaziergang hinter lauter Bauerngärten und Häusern, den wegen des nahen Wäldchens niemand besucht, und den ich eben deswegen besuche! Heute hoffe ich dort an einem abgelegenen Orte eine Bauernhütte und vielleicht eine Laube anzutreffen, wo ich meine einsiedlerische Residenz aufschlagen kann. Ich habe die Einsamkeit niemahls mehr geliebt, als jezt, und dieß ist das erste Mahl in meinem Leben, daß ich einen Spaziergang, oder einen Garten suche, um daselbst ungehindert schwermüthig zu seyn. Ach, mein liebster Freund, das habe ich niemahls gedacht, daß ich

Sie und unsere andern Freunde so sehr lieb hätte, ungeachtet ich immer gewußt habe, daß Sie insgesammt dasjenige sind, was ich auf der Welt am meisten liebe. Grüßen Sie Alle, und erinnern Sie auch unter unsrer ehrwürdigen Linde auf der Insel die Nachtigall und den ganzen fröhlichen Himmel zuweilen an Ihren alten Freund. Wie sehr bin ich der Ihrige —

Gieseke.

Hochwohlgebohrner Herr,
Gnädiger Herr General!

Wenn ich so glücklich bin, zum Besten Dero Herrn Sohns, wie Er rühmt, etwas gethan zu haben, so muß ich zugleich Ew. Excellenz aufrichtig bekennen, daß Er mir diese Pflicht sehr leicht, ja daß er mir sie zum Vergnügen gemacht hat. Ich mag auf seinen Verstand oder sein gutes Herz, auf seine große Fähigkeit und Kenntniß der Wissenschaften, oder auf seine Wißbegierde und seinen täglich wachsenden Fleiß sehen: so ist Er einer der besten jungen Kavaliere, die sich jemahls meines Unterrichts bedient haben; und ich verspreche mir und der Welt ausserordentlich viel Gutes und Großes von ihm. Gott lasse durch die glückliche Erziehung, die Ew. Excellenz diesem hoffnungsvollen Sohne gegeben haben, und noch geben, alle Dero väterliche Absichten und Wünsche erfüllt werden, und ihn aus einem guten Jünglinge zu

einem der besten und tugendhaftesten Männer aufwachsen! Er selbst, dieser theure Sohn, den ich wegen seines frommen und edeln Herzens väterlich liebe, ist gestern glücklich wieder bei uns angekommen, und hat mir durch die Ueberbringung Dero gnädigen Zuschrift an mich, seine Ankunft noch erfreulicher gemacht. Für dieses schriftliche und unverdiente Zeichen Dero Gnade danke ich heute Ew. Excellenz ehrerbietigst, und ersuche Dieselben zugleich gehorsamst, Dero Herrn Sohn, wenn es möglich ist, unserer Akademie und mir noch künftigen Sommer zu überlassen; der ich mit vollkommenster Verehrung zeitlebens verharre

Euer Hochwohlgebohrnen Excellenz

unterthäniger Diener

Gellert.

An Prof. Gellert.

Verehrungswürdiger Freund!

Ich habe Leipzig verlassen müssen, ohne Sie zu sehen; ohne von Ihnen Abschied nehmen zu können; ohne Ihnen bei unsern lezten Umarmungen wenigstens durch Thränen sagen zu können, wie sehr ich Sie liebe. Ich bin von Ihnen getrennt, und soll die großen Vorzüge Ihres Geistes, und die noch größern Vorzüge Ihres Herzens künftig nur aus der Ferne verehren. O wenn ich Ihnen schreiben könnte, wie empfindlich

mir dieses alles fällt! wie sehr ich Sie hochschätze. —

Ich bin auf dem Lande bei meinen Aeltern, und wenn ich an den Plan vom Landleben denke, den wir einmahl zusammen machten, so seufze ich so sehr, daß man mir Schuld giebt, ich hätte eine eine Geliebte in Leipzig zurückgelassen. Aber alsdann fange ich an von Ihnen zu reden, und da bin ich so unerschöpflich, daß sogar die Bedienten, die bei der Tafel aufwarten, unter einander sprechen, sie möchten doch den Mann gern kennen, von dem der junge Herr so viel sage, und bei dessen Erinnerung ihm immer die Thränen in die Augen kämen.

Ich bin zeither durch Reisen nach Ansbach so zerstreut worden, daß ich kaum Zeit zum Denken gehabt; sonst hätte ich Ihnen schon eher geschrieben. Keine gereimte Zeile, seit ich Leipzig verlassen habe.

Es hängt die früh begriffne Leyer
An schwachen Aesten blasser Cypressen:
Benetzt von stillen zärtlichen Thränen
Ertönen die schlummernden Saiten nicht mehr.

Ich schicke Ihnen meinen Scipio und einige andere Kleinigkeiten. Vertreten Sie auch noch entfernt das Amt meines Lehrers, und sagen Sie mir die Fehler dieser Stücke, wenn sie nicht zu viel Fehler haben, als daß sie sich verbessern ließen. Auf diesen Fall aber schicken Sie mir sie wieder,

und ich verspreche Ihnen, sie augenblicklich zu verbrennen. Ich setze noch immer mein Vertrauen auf Sie, und hoffe, Sie sollen mich nicht ganz vergessen. Vielleicht verdiene ich Ihre Freundschaft sonst durch keine gute Eigenschaft; aber mein Herz ist so voll von Zärtlichkeit und Dankbarkeit gegen sie, daß ich doch dadurch einen Platz in Ihrem Andenken verdiene.

Empfehlen Sie mich dem Herrn Grafen von Brühl, Ihrem Herrn Bruder, und dem schalkhaftesten und liebenswürdigsten aller Steuerrevisor. Ich weiß, daß Sie nicht gern Briefe schreiben, und ich will nicht so unbescheiden seyn, auf fleissige Antworten zu dringen. Erlauben Sie mir nur bisweilen, Ihnen zu schreiben. Leben Sie wohl. Ich bin zeitlebens

Ihr

aufrichtigster Freund und
Verehrer v. Cronegk.

An Herrn Cramer.

Denken Sie etwa, mein Herr, daß ich jezt auf Ihren Brief vom 12ten Jäner antworten wolle? Denken Sie das nur nicht. Wir sind beide nicht gewohnt, uns so zu übereilen. Auf den 12ten Jäner 1755 ist es immer noch Zeit genug; da bleiben wir fein bei unsrer alten Ordnung. Nichtwahr, lieber Freund, also antworte ich Ihnen

nicht: aber zanken will ich mich mit Ihnen. So? Ja, ja, im Ernste! Nehmen Sie nur Ihre Mütze ab; denn ich will sie erbärmlich ausschelten. Ein so wichtiges Amt zu bekommen, und mir nicht ein Wort davon zu melden! Ganz von ungefähr habe ich es in Leipzig erfahren. Ist das erlaubt? O, über die Nachlässigkeit!

Den Augenblick setzen Sie sich hin und schreiben mir alles, wie es mit Ihrer Veränderung zugegangen ist? Wie Sie sich befinden? Wie Sie sich befinden wollen? Alles schreiben Sie mir, und alsdenn will ich Ihnen auf zwei Briefe recht weitläuftig antworten. . . . Was machen Sie mir für eine trotzige Miene? Im Ernste? wollen Sie mir nicht schreiben? Gut, schreiben Sie mir nicht!

Rabener.

An einen jungen Dichter.

Ihre Furcht vor den innerlichen Schwierigkeiten der poetischen Kunst ist eine heilsame Furcht, wovon ich allen angehenden Dichtern ein großes Maaß wünschen möchte. Sie gründet sich auf lebendiges Anschauen und Bewußtseyn alles dessen, was ein Dichter von sich selbst fordern muß, wenn es ihm auch unglücklicher Weise an einem Publicum fehlte, das sich mit weniger nicht befriedigen ließe. Ein Jüngling, den die Natur

mit zureichenden Kräften begabt hat, die Schwierigkeiten zu überwinden, kann sich dieselben schwerlich zu groß einbilden. Sein Geschmack kann nie zu ekel, sein Ohr nie zu fein, sein Gefühl für Schönheiten und Fehler nie zu zart und scharf, kurz, er kann nie zu streng seyn, sich selbst nichts zu übersehen, was durch hartnäckigen Fleiß gehoben werden kann, und wenn es auch nur ein dem Ohr unangenehmer Zusammenstoß von Konsonanten, eine die Eurythmie des Perioden unterbrechende Cäsur, oder ein übel klingender Sylbenfall am Schlusse desselben wäre. Die Gesetze des Schicklichen, die der Dichter zu beobachten hat, sind unzählig; und die kleinste Uebertretung des kleinsten dieser Gesetze, erregt einen Mißlaut, eine unangenehme Unterbrechung der besondern Rührung oder doch des reinen Vergnügens überhaupt, welches in Hörern oder Lesern von richtig zartem Gefühle fortdauernd hervorzubringen, sein letzter Zweck ist und seyn soll. Wehe dem Dichter, der seine Kunst nicht mehr liebt als — seine Bequemlichkeit! der seine poetischen Sünden mit einer vorgeblichen poetischen Licenz zu beschönigen glaubt, und uns mit Entschuldigungen abfertigt, wo er uns mit Schönheiten befriedigen sollte! Nur die Gränzen, die ihm die Natur selbst gesetzt hat, das ist die oft unüberwindliche Unbiegsamkeit seiner Sprache, oder die Unmöglichkeit, eine Schönheit von der geringern Art in gewissen

individuellen Fällen mit den höhern und wesentlichern zugleich erzielen zu können, — kurz, nur physische Unmöglichkeit, oder das große Gesetz der Kunst selbst, welches uns zuweilen befiehlt, einem höhern Zwecke den geringern wissentlich aufzuopfern, dieß allein und nichts anders kann einen Dichter wegen irgend einer Beleidigung rechtfertigen, die er dem Ohr zufügt, das die Musen mit Gefühl für Wohlklang und schöne Modulation der Verse begabt haben. Auch bei der glücklichsten Anlage bedarf es doch vieles Studierens und einer langen Uebung, bis man es in allem dem, was unter dem Mechanischen und Musikalischen unsrer Kunst begriffen ist, zu einem mehr als gemeinen Grade der Vollkommenheit bringt, und meine Erfahrenheit in diesen Dingen kann Ihnen vielleicht behülflich seyn, früher dazu zu gelangen.

Indessen ist nicht wohl zu läugnen, daß, was diesen Punkt betrifft, in unsrer Sprache selbst Schwierigkeiten liegen, die weder durch die vollständigste Kenntniß derselben, noch durch den angestrengtesten Fleiß, allezeit gehoben werden können. Es ist mehr als zu wahr, daß die teutsche Sprache an Wohlklang und Sanftheit beinahe allen andern europäischen nachsteht, und daß sie insonderheit von der englischen (die von allen andern gute Beute gemacht hat,) an Reichthum an Worten, und an derjenigen Stärke, die aus

Kürze und Gedrungenheit entsteht, von der französischen an Tauglichkeit — Witz und Empfindung (zwei so ungleichartige und doch so nahe verwandte Dinge) bis auf den äußersten Grad der Feinheit auszuspinnen und zu verweben, und von der italiänischen an Geschmeidigkeit und Ueberfluß an poetischen Worten zum lebendigsten Ausdruck, zur feinsten und glänzendsten Farbengebung, zur anmuthigsten Modulation des Verses übertroffen werde.

Die italiänische Dichtersprache wimmelt von Wörtern, besonders von Beiwörtern, für die uns die unsrige kein Aequivalent geben kann. Ich habe die Pein, die ein teutscher Dichter leidet, wenn er in allen Fächern seines Gedächtnisses vergeblich nach einem Worte sucht, welches gerade das, was er sagen will, sage, und dabei nicht durch irgend ein leidiges Schr oder Ch, oder ein dreifaches Uebergewicht harter Konsonanten den schönen Gegenstand, den es bezeichnen, oder die Stelle, wo es Effekt machen soll, verunziere, — zu oft erfahren, als daß ich Ihnen einen kleinen Unmuth über das Rauhe, Wiehernde und Unsingbare unsrer Sprache übel nehmen könnte. Der Fehler liegt freilich meistens nicht im Mangel an Worten, sondern im Mangel solcher Wörter, wie unser durch griechische, lateinische, wälsche und französische Töne verwöhntes Ohr sie gerne haben möchte. Zärtliche heißt eben das was teneri,

und hat den nähmlichen Sylbenfall: aber was für einen Unterschied macht das ch und der Zusammenstoß der drei Mitlauter r t l in dem teutschen Worte? Beltà und Schönheit bezeichnen einerlei Begriffe; aber wie wohlklingend ist jenes, und wie müssen die Organe arbeiten, um dieses hervorzubringen? Welch ein ewiges Zischen und Hauchen, Knarren und Klirren in unserm mit H, Ch, S, Sch, Pf und R überladenen Hochteutschen? Alles dieß, lieber Freund, und was Sie mir noch sonst gegen die poetische Euphonie derselben hätten einwenden können, ist zu offenbar, um geläugnet zu werden. Aber Unrecht würden Sie haben, wenn Sie darum, weil unsre Sprache nicht so sanft und sonor wie die italiänische ist, die Augen von ihren wirklichen Schönheiten, und selbst vor dem, was sie gleichwohl auch in diesem Stücke ist, verschließen wollten. Ohne hier zu wiederholen, was von vielen andern, und von mir selbst anderswo hierüber schon gesagt worden ist, — bedürfen wir eines stärkern Beweises, als die Dichter, die wir schon besitzen, und den ungemeinen Zuwachs an Biegsamkeit, Sanftheit und Wohllaut, den sie unter ihrer Bearbeitung nur seit vierzig Jahren gewonnen hat?

Aber wenn wir auch zugeben müssen, daß unsre Sprache bei weitem nicht so sanft ist, als die größtentheils aus der lateinischen entsprungenen unsrer Nachbarn jenseits des Rheins und

der Alpen; — ist denn Sanftheit die einzige poetische Tugend einer Sprache? Ist die ganz vorzügliche Geschicklichkeit der unsrigen, starke und heftige Leidenschaften und große Naturscenen in dem heftigsten Kampf ihrer gewaltigen Kräfte darzustellen, — und besonders, ist ihr ungemeiner Reichthum an ausdrucksvollen und alle Arten von Schall und hörbarer Bewegung nachahmenden Wörtern für etwas geringes zu achten?

Nehmen Sie, was unsre Dichtersprache durch Kleist, Cramer, Uz, Geßner, Rammler, Gerstenberg, Götze, Zachariä, Dusch, J. G. Jacobi, Bürger u. a. vornehmlich aber, was sie durch Klopstock gewonnen hat; machen Sie sich die Verdienste eines jeden dieser Dichter, in seiner Art, und nach dem besondern Charakter seines Geistes und seiner Dichtart, genau bekannt — und gewiß, ich müßte die Gesundheit Ihres Verstandes ganz verkennen, wenn ich zweifeln wollte, daß Sie billiger von dieser Sprache urtheilen, und sich's nicht mehr leid seyn lassen werden, daß das Schicksal Sie an der Donau, und nicht am Tiber oder Arno gebohren werden ließ. Wenigstens verspreche ich mir dieß so lange, bis Sie mir in einem wälschen Dichter eine stärkere, ausdrucksvollere, und in diesem Ausdruck an Klang und Modulation, ihrem Inhalt angemeßnere, Stelle werden gewiesen haben, als es die folgende aus der Messiade ist:

— Indem die Ewigen sprachen,
Gieng durch die ganze Natur ein ehrfurchts-
volles Erdbeben;
Seelen, die jezt wurden, die noch nicht zu den-
ken begonnen,
Zitterten und empfanden zuerst. Ein ge-
waltiger Schauer
Faßte den Seraph, Ihm schlug sein Herz,
und um ihn lag wartend,
Wie vorm nahen Gewitter, die Erde, sein furcht-
samer Weltkreis.
Nur in die Seelen zukünftiger Christen kam
sanftes Entzücken,
Und ein süßbetäubend Gefühl des
ewigen Lebens.
Aber sinnlos und nur zur Verzweiflung allein noch
empfindlich,
Sinnlos wider Gott was zu denken, entstürz-
ten im Abgrund
Ihren Thronen die höllischen Geister. Als
jeder dahinsank
Stürzt auf jeden ein Fels, brach un-
ter jedem die Tiefe
Ungestüm ein, und donnernd erklang
die unterste Hölle.

Ich überlasse Ihnen selbst die leichte Mühe, auszufinden, wie die Sprache, an den mit anderer Schrift gedruckten Stellen, dem Willen des

Dichters gleichsam auf den Wink dienstbar gewesen ist. Alles Genie eines Homers und Miltons kann, oder darf vielmehr kein solches Wort, wie gewaltiger, wie zitterten, wie süßbetäubend, wie ehrfurchtsvolles, erschaffen, wenn es nicht schon in seiner Sprache ist. Das leztere ist sogar ein sehr hartes Wort; aber welch einen lebendigen Ausdruck hilft es gerade durch seinen ernsten, langsamen und gleichsam im Munde erstarrenden Spondeenton bewirken? Ich müßte die Hälfte der Messiade abschreiben, um Ihnen Stellen auszuzeichnen, wo die Sprache dem Dichter zu jedem Ausdruck sanfter, zarter, liebevoller, trauriger, wehmüthiger — oder erhabener, majestätischer, schauervoller, schrecklicher und ungeheurer Gegenstände oder Empfindungen, freiwillig entgegen gekommen ist: und die andere Hälfte, um Ihnen in Beispielen zu zeigen, wie dieser große Dichter die Sprache, die er fand, auszuarbeiten, zu formen, zu wenden, kurz zur seinigen zu machen gewußt hat. Niemand hat besser als Er die Kunst verstanden, ihre Widerspänstigkeit zu bezähmen, und aus diesem oft so spröden Stoffe seinem Genius, so zu sagen, einen edeln und geschmeidigen Luftkörper zu bilden. Studieren Sie ihn, ohne ihn jemahls zu kopieren; lernen Sie von ihm, und auch von den übrigen Dichtern, die ich genannt habe, und die, (wiewohl zum Theil von den Jeztlebenden schon

halb vergessen) eine aufgeklärtere und geschmackvollere Nachwelt ganz gewiß in alle ihre Rechte wieder einsetzen wird — lernen Sie aus ihnen, unsre durch eigenthümlichen Reichthum so vorzügliche Sprache in ihrem ganzen Umfange, von allen ihren Seiten, in allen ihren Kräften und Anlagen kennen und gebrauchen; so werden Sie — wenn es gleich an Augenblicken, wo Sie Ihre Geduld auf harte Proben setzen dürfte, nicht fehlen wird — gleichwohl Ursache genug finden, sich immer wieder mit ihr auszusöhnen.

Aus Wielands Schreiben an einen jungen Dichter.

Reden.

Oratio Ciceronis pro lege Manilia.

Quanquam mihi semper frequens conspectus vester multo jucundissimus, hic autem locus ad agendum amplissimus, ad dicendum ornatissimus est visus, Quirites: tamen hoc aditu laudis, qui semper optimo cuique maxime patuit, non mea me voluntas, sed meae vitae rationes ab ineunte aetate susceptae prohibuerunt. Nam

cum antea per aetatem nondum hujus auctoritatem loci attingere auderem, statueremque, nihil huc nisi perfectum ingenio, elaboratum industria afferri oportere, omne meum tempus amicorum temporibus transmittendum putavi. Ita neque hic locus vacuus unquam fuit ab iis, qui vestram causam defenderent: et meus labor in privatorum periculis caste, integreque; versatus, ex vestro judicio fructum est amplissimum consecutus. Nam cum propter dilationem Comitiorum ter Praetor primus centuriis cunctis renunciatus sum, facile intellexi, Quirites, et quid de me judicaretis, et quid aliis praescriberetis. Nunc cum et auctoritatis in me tantum sit, quantum vos honoribus mandandis esse voluistis: et ad agendum facultatis tantum, quantum homini vigilanti ex forensi usu prope quotidiana dicendi exercitatio potuit afferre: certe et siquid auctoritatis in me est, ea apud eos utar, qui eam mihi dederunt: et siquid etiam dicendo consequi possum, iis ostendam potissimum, qui ei quoque rei fructum suo judicio tribuendum esse censuerunt. Atque illud inprimis mihi laetandum jure esse video, quod in hac, insolita mihi ex hoc loco ratione dicendi, causa talis oblata est, in qua oratio deesse nemini potest. Dicendum est enim de Cn. Pompeji singulari eximiaque virtute: hujus autem orationis difficilius est exitum, quam

principium invenire. Ita mihi non tam copia, quam modus in dicendo quaerendus est. Atque ut inde oratio mea proficiscatur, unde haec omnis causa ducitur, bellum grave et periculosum vestris vectigalibus, atque sociis a duobus potentissimis regibus infertur, Mithridate, et Tigrane, quorum alter relictus, alter lacessitus occasionem sibi ad occupandam Asiam oblatam esse arbitratur. Equitibus romanis honestissimis viris afferuntur ex Asia quotidie litterae, quorum magnae res aguntur in vestris vectigalibus exercendis occupatae: qui ad me pro necessitudine, quae mihi est cum illo ordine, causam reipublicae, periculaque rerum suarum detulerunt: Bithyniae quae nunc vestra provincia est, vicos exustos esse complures: regnum Arcobarzanis, quod finitimum est vestris vectigalibus, totum esse in hostium potestate: Lucullum magnis rebus gestis, ab eo bello discedere: huic qui successerit, non satis esse paratum ad tantum bellum administrandum: unum ab omnibus sociis, et civibus ad id bellum imperatorem deposci atque expeti: eundem hunc, unum ab hostibus metui, praeterea neminem. Causa, quae sit, videtis: nunc, quid agendum sit, considerate. Primum mihi videtur de genere belli, deinde de magnitudine, tum de imperatore diligendo esse dicendum. Genus est belli ejusmodi, quod maxime vestros

animos excitare, atque inflammare ad persequendi studium debeat: in quo agitur populi Rom. gloria, quae vobis a majoribus, cum magna in rebus omnibus, tum summa in re militari tradita est: agitur salus sociorum, atque amicorum, pro qua multa majores vestri magna et gravia bella gesserunt: aguntur certissima populi romani vectigalia, et maxima: quibus amissis et pacis ornamenta, et subsidia belli requiretis: aguntur bona multorum civium, quibus est et a vobis, et ipsorum, et reipublicae causa consulendum. Et quoniam semper appetentes gloriae praeter caeteras gentes, atque avidi laudis fuistis, delenda est vobis illa macula mithridatico bello superiore suscepta, quae penitus jam insedit, atque inveteravit in populi romani nomine: quod is, qui una die, tota Asia, tot in civitatibus, uno nuntio, atque una litterarum significatione cives romanos necandos, trucidandosque denotavit, non modo adhuc poenam nullam suo dignam scelere suscepit, set ab illo tempore annum jam tertium et vicesimum regnat: et ita regnat, ut re non Ponto, neque Cappadociae latebris occultare velit, sed emergere e patrio regno, atque in vestris vectigalibus, hoc est, in Asiae luce versari. Etenim adhuc ita vestri cum illo rege contenderunt imperatores, ut ab illo insignia victoriae, non victoriam reportarent. Trium-

phavit L. Sulla, triumphavit L. Muraena de Mithridate, duo fortissimi viri, et summi imperatores, sed ita triumpharunt, ut ille pulsus, superatusque regnaret. Veruntamen illis imperatoribus laus est tribuenda, quod egerunt: venia danda, quod reliquerunt: propterea quod ab eo bello Sullam in Italiam respublica, Muraenam Sulla revocavit. Mithridates autem omne reliquum tempus non ad oblivionem veteris belli, sed ad comparationem novi contulit: qui posteaquam maximas aedificasset, ornassetque classes, exercitusque permagnos, quibuscunque ex gentibus potuisset, comparasset, et se Bosphoranis, finitimis suis bellum inferre simulasset: usque in Hispaniam legatos Ecbatanis misit ad eos duces, quibuscum tum bellum gerebamus: ut cum duobus in locis disjunctissimis, maximeque diversis: uno consilio, a binis hostium copiis bellum terra, marique gereretur, vos ancipiti contentione districti de imperio dimicaretis. Sed tamen alterius partis periculum, sertorianae atque hispaniensis, quae multo plus firmamenti ac roboris habebat, Cn. Pompeji divino consilio, ac singulari virtute depulsum est: in altera parte res a L. Lucullo, summo viro, est administrata, ut initia illa gestarum rerum magna atque praeclara, non felicitati ejus, sed virtuti: haec autem extrema, quae nuper acciderunt, non

culpae, sed fortunae tribuenda esse videantur. Sed de Lucullo dicam alio loco, et ita dicam, Quirites, ut neque vera laus ei detracta oratione nostra, neque falsa afficta esse videatur. De vestri imperii dignitate atque gloria (quoniam is est exorsus orationis meae) videte, quem vobis animum suscipiendum putetis. Majores vestri saepe mercatoribus, ac naviculariis injuriosius tractatis bella gesserunt: vos tot civium romanorum millibus uno nuntio, atque uno tempore necatis, quo tandem animo esse debetis? Legati, quod erant appellati superbius, Corinthum patres vestri, totius Graeciae lumen, extinctum esse voluerunt: vos eum regem inultum esse patiemini, qui Legatum populi romani Consularem vinculis ac verberibus, atque omni supplicio excruciatum necavit? Illi libertatem civium romanorum imminutam non tulerunt: vos vitam ereptam negligetis? Jus legationis verbo violatum illi persecuti sunt: vos legatum populi romani omni supplicio interfectum inultum relinquetis? Videte, ne ut illis pulcherrimum fuit, tantum vobis imperii gloriam relinquere: sic vobis turpissimum sit, id, quod accepistis, tueri, et conservare non posse. Quid, quod salus sociorum summum in periculum ac discrimen vocatur? Regno expulsus est Ariobarzanes rex, socius populi romani, atque amicus: imminent duo reges toti

Asiae, non solum vobis inimicissimi, sed etiam vestris sociis atque amicis: civitates autem omnes, cuncta Asia atque Graecia, vestrum auxilium exspectare propter periculi magnitudinem coguntur: imperatorem a vobis certum deposcere, cum praesertim vos alium miseritis, neque audent, neque id se facere summo sine periculo posse arbitrantur. Vident et sentiunt hoc idem, quod vos, unum virum esse, in quo summa sint omnia, et eum prope esse, quo etiam carent aegrius: cujus adventu ipso atque nomine, tametsi ille ad maritimum bellum venerit, tamen impetus hostium repressos esse intelligunt, ac retardatos. Hi vos, quoniam libere loqui non licet, tacite rogant, ut se quoque sicut caeterarum provinciarum socios, dignos existimetis, quorum salutem tali viro commendetis. Atque hoc etiam magis, quam caeteros; quod ejusmodi in provinciam homines cum imperio mittimus, ut, ut etiamsi ab hoste defendant, tamen ipsorum adventus in urbes sociorum non multum ab hostili expugnatione differant. Hunc audiebant antea; nunc, praesentem vident, tanta temperantia, tanta mansuetudine, tanta humanitate, ut si beatissimi esse videantur, apud quos ille diutissime commoratur. Quare si propter socios nulla ipsi injuria lacessiti majores nostri cum Antiocho, cum Philippo, cum Aetolis, cum Poenis bella ges-

serunt: quanto vos studio convenit, injuriis provocatos sociorum salutem una cum imperii vestri dignitate defendere; praesertim cum de vestris maximis vectigalibus agatur? Nam caeterarum provinciarum vectigalia, Quirites, tanta sunt, ut iis ad ipsas provincias tutandas vix contenti esse possimus: Asia vero tam optima est, ac fertilis, ut et ubertate agrorum, et varietate fructuum, et magnitudine pastionis, et multitudine earum rerum, quae exportantur, facile omnibus terris antecellat. Itaque haec vobis provincia, Quirites, si et belli utilitatem, et pacis dignitatem retinere vultis, non modo a calamitate, sed etiam a metu calamitatis est defendenda. Nam caeteris in rebus, cum venit calamitas, tum detrimentum accipitur, at in vectigalibus non solum adventus mali, sed etiam metus ipse affert calamitatem. Nam cum hostium copiae non longe absunt, etiam si irruptio facta nulla sit, tamen pecora relinquuntur, agricultura deseritur, mercatorum navigatio conquiescit. Ita neque ex portu, neque ex decumis, neque ex scriptura vectigal conservari potest. Quare saepe totius anni fructus uno rumore periculi, atque uno belli terrore amittitur. Quo tandem animo esse existimatis, aut eos, qui vectigalia nobis pensitant, aut eos, qui exercent, atque exigunt, cum duo reges cum maximis copiis prope adsint? cum una

excursio equitatus perbrevi tempore totius anni vectigal auferre possit? cum Publicani familias maximas, quas in salinis habent, quas in agris, quas in portubus, atque custodiis, magno periculo se habere arbitrentur? Putatisne vos illis rebus frui posse, nisi eos, qui vobis fructui sunt, conservaritis, non solum, ut antea dixi, calamitate, sed etiam calamitatis formidine liberatos? Ac ne illud quidem vobis negligendum est, (quod mihi ego extremum proposueram, cum essem de belli genere dicturus) quod ad multorum bona civium romanorum pertinet: quorum vobis pro vestra sapientia, Quirites, habenda est ratio diligenter. Nam et Publicani, homines et honestissimi, et ornatissimi suas rationes et copias in illam provinciam contulerunt: quorum ipsorum per se res et fortunae curae vobis esse debent. Etenim si vectigalia nervos esse reipublicae semper duximus: eum certe ordinem, qui exercet illa, firmamentum caeterorum ordinum recte esse dicimus. Deinde caeteris ex ordinibus gnavi et industrii partim ipsi in Asia negotiantur, quibus vos absentibus consulere debetis; partim suas et suorum in ea provincia pecunias magnas collocatas habent. Erit igitur humanitatis vestrae, magnum eorum civium numerum calamitate prohibere. Sapientiae, videre, multorum civium calamitatem a republica sejunctam

esse non posse. Etenim illud primum parvi refert, vos publicanis amissa vectigalia postea victoria recuperare. Neque enim iisdem redimendi facultas erit proper calamitatem, neque aliis voluntas propter timorem. Deinde, quod nos eadem Asia, atque idem iste Mithridates initio belli asiatici docuit, id quidem certe calamitate docti memoria retinere debemus. Nam tum, cum in Asia res magnas permulti amiserant, scimus Romae, solutione impedita, fidem concidisse. Non enim possunt una in civitate multi rem atque fortunas amittere, ut non plures secum in eandem calamitatem trahant. A quo periculo prohibete rempublicam, et mihi credite id, quod ipsi videtis: haec fides atque haec ratio pecuniarum, quae Romae, quae in foro versatur, implicita est cum illis pecuniis asiaticis, et cohaeret; ruere illa non possunt, ut haec non eodem labefactata motu concidant. Quare videte, num dubitandum vobis sit omni studio ad id bellum incumbere, in quo gloria nominis vestri, salus sociorum, vectigalia maxima, fortunae plurimorum civium cum republica defenduntur. Quoniam de genere belli dixi, nunc de magnitudine pauca dicam. Potest enim hoc dici, belli genus esse ita necessarium, ut sit gerendum: non esse ita magnum, ut sit pertimescendum. In quo maxime laborandum est, ne forte a vobis, quae diligentissime pro-

videnda sunt, contemnenda esse videantur. Atque ut omnes intelligant, me L. Lucullo tantum impertiri laudis, quantum forti vero, sapienti homini, et magno imperatori debeatur, dico, ejus adventu maximas Mithridatis copias omnibus rebus ornatas atque instructas esse deletas, urbemque Asiae clarissimam, nobisque amicissimam Cyzicenorum, obsessam esse ab ipso rege, maxima multitudine, et oppugnatam vehementissime, quam L. Lucullus virtute, assiduitate, consilio, summis obsidionis periculis liberavit: ab eodem imperatore classem magnam et ornatam, quae ducibus sertorianis ad Italiam studio inflammato raperetur, superatam esse, atque depressam: magnas hostium praeterea copias multis proeliis esse deletas: patefactumque nostris legionibus esse Pontum, qui ante populo romano ex omni aditu clausus esset: Sinopen, atque Amisum, quibus in oppidis erant domicilia regis, omnibus rebus ornata atque referta, caeterasque urbes Ponti, et Cappadociae permultas uno aditu, atque adventu esse captas, regem spoliatum regno patrio, atque avito ad alios se reges, atque ad alias gentes supplicem contulisse: atque haec omnia salvis populi Rom. Sociis, atque integris vectigalibus esse gesta. Satis opinor hoc esse laudis, atque ita Quirites, ut hoc vos intelligatis, a nullo istorum, qui huic obtrectant legi,

atque causae, L. Lucullum similiter ex hoc loco esse laudatum. Requiretur fortasse nunc, quaemadmodum, cum haec ita sint, reliquum possit esse magnum bellum. Cognoscite, Quirites, non enim hoc sine causa quaeri videtur. Primum ex suo regno sic Mithridates profugit, ut ex eodem Ponto Medea illa quondam profugisse dicitur: quam praedicant in fuga fratris sui membra in iis locis, qua se parens persequeretur, dissipavisse, ut eorum collectio dispersa, moerorque patrius celeritatem persequendi retardaret. Sic Mithridates fugiens maximam vim auri atque argenti, pulcherrimarumque rerum omnium, quas et a majoribus acceperat, et ipse bello superiore ex tota Asia direptas in suum regnum congesserat, in Ponto omnem reliquit. Haec dum nostri colligunt omnia diligentius, rex ipse e manibus effugit. Ita illum in persequendi studio moeror, hos laetitia retardavit. Hunc in illo timore et fuga Tigranes, Rex Armenius, excepit: diffidentemque rebus suis confirmavit, et afflictum erexit perditumque recreavit. Cujus in regnum posteaquam L Lucullus cum exercitu venit, plures etiam gentes contra imperatorem nostrum concitatae sunt. Erat enim metus injectus iis nationibus, quas nunquam populus romanus neque lacessendas bello, neque tentandas putavit. Erat enim alia gravis atque vehemens opinio, quae per

animos gentium barbarum pervaserat, fani locupletissimi et religiosissimi diripiendi causa in eas oras nostrum exercitum esse adductum. Ita nationes multae atque magnae novo quodam terrore ac metu concitabantur. Noster autem exercitus, etsi urbem ex Tigranis regno ceperat, et proeliis usus erat secundis, tamen nimia longinquitate locorum, ac desiderio suorum commovebatur. Hic jam plura non dicam; fuit enim illud extremum, ut ex iis locis a militibus nostris reditus magis maturus, quam processio longior quaereretur. Mithridates autem et suam manum jam confirmarat, et eorum, qui se ex ejus regno collegerant et magnis adventitiis auxiliis multorum regum et nationum juvabatur. Hoc jam fere sic fieri solere accepimus, ut regum afflictae fortunae facile multorum opes alliciant ad misericordiam, maximeque eorum, qui aut reges sunt, aut vivunt in regno; ut regale his nomen magnum et sanctum esse videatur. Itaque tantum victus efficere potuit, quantum incolumis nunquam est ausus optare. Nam cum se in regnum recepisset suum, non fuit eo contentus, quod ei praeter spem acciderat, ut illam, posteaquam pulsus erat, terram unquam attingeret: sed in exercitum vestrum clarum, atque victorem impetum fecit. Sinite hoc loco, Quirites, sicut Poetae solent, qui res romanas scribunt, prae-

terire me nostram calamitatem: quae tanta fuit, ut eam ad aures L. Luculli non ex proelio nuntius, sed ex sermone rumor afferret. Hic in ipso illo malo, gravissimaque belli offensione L. Lucullus, qui tamen aliqua ex parte iis incommodis mederi fortasse potuisset, vestro jussu coactus (quod imperii diurnitati modum statuendum veteri exemplo putavistis) partem militum, qui jam stipendiis confectis erant, dimisit, partem Glabrioni tradidit. Multa praetereo consulto, sed ea vos conjectura perspicite, quantum illud bellum factum putetis, quod conjungant reges potentissimi, renovent agitatae nationes, suscipiant integrae gentes, novus imperator vester accipiat, vetere pulso exercitu. Satis mihi multa verba fecisse videor, quare hoc bellum esset genere ipso necessarium, magnitudine periculosum. Restat, ut de Imperatore ad id bellum deligendo, ac tantis rebus praeficiendo dicendum esse videatur. Utinam, Quirites, virorum fortium atque innocentium copiam tantam haberetis, ut haec vobis deliberatio difficilis esset, quemnam potissimum tantis rebus, ac tanto bello praeficiendum putaretis! Nunc vero, cum sit unus Cn. Pompejus, qui non modo eorum hominum, qui nunc sunt, gloriam, sed etiam antiquitatis memoriam virtute superarit, quae res est, quae cujusquam animum in hac causa dubium facere possit?

Ego enim sic existimo, in summo imperatore quatuor has res inesse oportere: scientiam rei militaris, virtutem, auctoritatem, felicitatem. Quis igitur hoc homine scientior unquam aut fuit, aut esse debuit? Qui e ludo, atque pueritiae disciplinis, bello maximo, atque acerrimis hostibus, ad patris exercitum, atque in militiae disciplinam profectus est, qui extrema pueritia miles fuit summi Imperatoris; ineunte adolescentia maximi ipse exercitus imperator, qui saepius cum hoste conflixit, quam quisquam cum inimico concertavit; plura bella gessit, quam caeteri legunt; plures provincias confecit, quam alii concupiverunt, cujus adolescentia ad scientiam rei militaris non alienis praeceptis, sed suis imperiis: non offensionibus belli, sed victoriis: non stipendiis, sed triumphis est erudita; Quod denique genus belli esse potest, in quo illum non exercuerit fortuna reipublicae? Civile, Africanum, Transalpinum, Hispaniense, mixtum ex civitatibus, atque ex bellicosissimis nationibus, servile, navale bellum. Varia et diversa genera et bellorum, et hostium, non solum gesta ab hoc uno, sed etiam confecta, nullam rem esse declarant in usu militari positam, quae hujus viri scientiam fugere possit. Jam vero virtuti Cn. Pompeji, quae potest par oratio inveniri? Quid est quod quisquam aut illo dignum, aut vobis

novum, aut cuiquam inauditum possit afferre? Neque enim illae sunt solae virtutes imperatoriae, quae vulgo existimantur, labor in negotio, fortitudo in periculis, industria in agendo, celeritas in conficiendo, consilium in providendo: quae tanta sunt in hoc uno, quanta in omnibus reliquis imperatoribus, quos aut vidimus, aut audivimus, non fuerunt. Testis est Italia, quam ille ipse victor L. Sulla, hujus virtute et subsidio confessus est liberatam. Testis et Sicilia, quam multis undique cinctam periculis non terrore belli, sed celeritate consilii explicavit. Testis est Africa, quae magnis oppressa hostium copiis, eorum ipsorum sanguine redundavit. Tessis est Gallia, per quam legionibus nostris in Hispaniam iter gallorum internecione patefactum est. Testis est Hispania, quae saepissime plurimos hostes ab hoc superatos, prostra_tosque conspexit. Testis est iterum, et saepius Italia, quae cum servili bello tetro, periculosoque premeretur, ab hoc auxilium absente expetivit: quod bellum exspectatione Pompeji attenuatum, atque imminutum est, adventu sublatum ac sepultum. Testes vero jam omnes orae, atque omnes exterae gentes ac nationes: denique maria omnia, tum universa, tum in singulis omnes sinus atque portus. Quis enim toto mari locus per hos annos aut tam firmum habuit praesidium, ut tutus esset? aut tam fuit abditus,

ut lateret? Quis navigavit, qui non se aut mortis periculo committeret, cum aut hyeme, aut referto praedonum mari navigaret? Hoc tantum bellum, tam turpe, tam vetus, tam late divisum atque dispersum, quis unquam arbitraretur aut ab omnibus imperatoribus uno anno, aut omnibus annis ab uno imperatore confici posse? Quam provinciam tenuistis a praedonibus liberam per hosce annos? quod vectigal vobis tutum fuit? quem socium defendistis? cui praesidio classibus vestris fuistis? quam multas existimatis insulas esse desertas? quam multas aut metu relictas, aut a praedonibus captas urbes esse sociorum? Sed quid ego longinqua commemoro? Fuit hoc quondam, fuit proprium populi romani longe a domo bellare, et propugnaculis imperii Sociorum fortunas, non sua tecta defendere. Sociis ego vestris mare clausum per hosce annos dicam fuisse, cum exercitus nostri Brundisio nunquam, nisi summa hyeme, transmiserint? Qui ad vos ab exteris nationibus venirent, captos querar, cum legati populi romani redempti sint? Mercatoribus tutum mare non fuisse dicam, cum duodecim secures in praedonum potestatem pervenerint? Cnidum aut Colophonem, aut Samum, nobilissimas urbes, innumerabilesque alias captas esse commemorem, cum vestros portus, atque eos portus, quibus vitam et spiritum ducitis, in praedonum fuisse potestatem sciatis?

An vero ignoratis, portum Cajetae celeberrimum, atque plenissimum navium, inspectante Praetore a praedonibus esse direptum? Ex Miseno autem, ejus ipsius liberos, qui cum praedonibus antea ibi bellum gesserat, a praedonibus esse sublatos? Nam quid ego Ostiense incommodum, atque illam labem, atque ignominiam reipublicae quaerar, cum prope inspectantibus vobis, classis ea, cui Consul populi romani praepositus esset, a praedonibus capta, atque oppressa est? Pro dii immortales! tantamne unius hominis incredibilis ac divina virtus tam brevi tempore lucem afferre reipublicae potuit, ut eos, qui modo ante Ostium Tiberinum classem hostium videbatis, ii nunc nullam intra Oceani ostium praedonum navem esse audiatis? Atque haec qua celeritate gesta sint, quanquam videtis, tamen a me in dicendo praetereunda non sunt. Quis enim unquam aut obeundi negotii, aut consequendi quaestus studio, tam brevi tempore tot loca adire, tantos cursus conficere potuit, quam celeriter Cn. Pompejo duce, tanti belli impetus navigavit? Qui nondum tempestivo ad navigandum mari Siciliam adiit, Africam exploravit, inde Sardiniam cum classe venit: adque haec tria frumentaria subsidia reipublicae firmissimis praesidiis, classibusque munivit. Inde cum se in Italiam recepisset, duabus Hispaniis, et

Gallia Cisalpina praesidiis ac navibus confirmata, missis item in oram Illyrici maris, et in Achajam, omnemque Graeciam navibus, Italiae duo maria maximis classibus firmissimisque praesidiis adornavit: ipse autem, ut a Brundisio profectus est, unde quinquagesimo die totam ad imperium populi romani Ciliciam adjunxit: omnes, qui ubique praedones fuerunt, partim capti, interfectique sunt, partim unius hujus imperio ac potestati se dediderunt. Idem Cretensibus, cum ad eum usque in Pamphiliam legatos, deprecatoresque misissent, spem deditionis non ademit, obsidesque imperavit. Ita tantum bellum, tam diuturnum, tam longe lateque dispersum, quo bello omnes gentes, ac nationes premebantur, Cn. Pompejus extrema hyeme apparavit, ineunte vere suscepit, media aestate confecit. Est haec divina atque incredibilis virtus imperatoris. Quid caeterae quas paullo ante commemorare coeperam, quantae atque quam multa sunt? Non enim solum bellandi virtus in summo atque perfecto imperatore quaerenda est; sed multae sunt artes eximiae hujus administrae, comitesque virtutis. Ac primum quanta innocentia debent esse Imperatores, quanta deinde omnibus in rebus temperantia, quanta fide, quanta facilitate, quanto ingenio, quanta humanitate! Quae breviter, qualia sint in Cn. Pompejo consideremus.

Summa enim omnia sunt, Quirites: sed ea magis ex aliorum contentione, quam ipsa per sese cognosci, atque intelligi possunt. Quem enim possumus imperatorem ullo in numero putare, cujus in exercitu vaeneant centuriatus, atque vaenierint? Quid hunc hominem magnum, aut amplum de republica cogitare, qui pecuniam ex aerario depromptam ad bellum administrandum, aut propter cupiditatem provinciae magistratibus diviserit, aut propter avaritiam Romae in quaestu reliquerit? Vestra admurmuratio facit, Quirites, ut agnoscere videamini, qui haec fecerint. Ego autem neminem nomino. Quare irasci mihi nemo poterit, nisi qui ante de se voluerit confiteri. Itaque propter hanc avaritiam imperatorum, quantas calamitates, quocunque ventum sit, nostri exercitus ferant, quis ignorat? Itinera, quae per hosce annos in Italia per agros atque oppida civium romanorum nostri imperatores fecerunt, recordamini, tum facilius statuetis, quid apud exteras nationes fieri existimetis. Utrum plures arbitramini per hosce annos militum vestrorum armis hostium urbes, an hybernis sociorum civitates esse deletas. Neque enim potest exercitum is continere imperator, qui se ipse non continet: neque severus esse in judicando, qui alios in se severos esse judices non vult. Hic miramur, hunc hominem tantum excellere cae-

teris, cujus legiones sic in Asiam pervenerunt, ut non modo manus tanti exercitus, sed ne vestigium quidem unquam cuiquam pacato nocuisse dicatur? Jam vero, quemadmodum milites hybernent, quotidie sermones ac litterae perferuntur. Non modo ut sumptum faciat in militem, nemini vis adfertur; sed ne cupienti quidem cuiquam permittitur. Hyemis enim, non avaritiae perfugium majores nostri in Sociorum atque amicorum tectis esse voluerunt. Age vero caeteris in rebus qualis sit temperantia, considerate. Unde illam tantam celeritatem, et tam incredibilem cursum inventum putatis? Non enim illum eximia vis remigum, aut ars inaudita quaedam gubernandi, aut venti aliqui novi, tam celeriter in ultimas terras pertulerunt: sed hae res, quae caeteros remorari solent, non retardarunt: non avaritia ab instituto cursu ad praedam aliquam revocavit, non libido ad voluptatem, non amoenitas ad delectationem, non nobilitas urbis ad cognitionem, non denique labor ipse ad quietem. Postremo signa, et tabulas, caeteraque ornamenta graecorum oppidorum, quae caeteri tollenda esse arbitrantur, ea sibi ille ne visenda quidem existimavit. Itaque omnes quidem nunc in his locis Cn. Pompejum, sicut aliquem non ex hac urbe missum, sed de coelo delapsum intuentur: nunc denique incipiunt credere, fuisse

homines romanos hac quondam abstinentia: quod jam nationibus exteris incredibile, ac falso memoriae proditum videbatur: nunc imperii nostri splendor illis gentibus lucet: nunc intelligunt, non sine causa majores suos tum, cum hac temperantia Magistratus habebamus, servire populo romano, quam imperare aliis maluisse. Jam vero ita faciles aditus ad eum privatorum, ita liberae querimoniae de aliorum injuriis esse dicuntur, ut is, qui dignitate principibus excellit, facilitate par infimis esse videatur. Jam quantum consilio, quantum dicendi gravitate et copia valeat, in quo ipso inest quaedam dignitas imperatoria, vos, Quirites, hoc ipso in loco saepe cognostis. Fidem vero ejus inter Socios quantam existimari putatis, quam hostes omnium gentium sanctissimam esse judicarint? Humanitate jam tanta est, ut difficile dictu sit, utrum hostes magis virtutem ejus pugnantes timuerint, an mansuetudinem victi dilexerint. Et quisquam dubitabit, quin huic tantum bellum hoc transmittendum sit, qui ad omnia memoriae nostrae bella conficienda divino quodam consilio natus esse videatur? Et quoniam auctoritas multum in bellis quoque administrandis, atque imperio militari valet: certe nemini dubium est, quin ea re: idem ille imperator plurimum possit. Vehementer autem pertinere ad bella administranda, quid hostes, quid socii

de imperatoribus vestris existiment, quis ignorat, cum sciamus, homines in tantis rebus ut aut contemnant, aut metuant, aut oderint, aut ament, opinione non minus famae, quam aliqua certa ratione commoveri? Quod igitur nomen unquam in orbe terrarum clarius fuit? cujus res gestae pares? de quo homine vos, id quod maxime facit auctoritatem, tanta et tam praeclara judicia fecistis? An vero ullam usque oram tam desertam putatis, quo non illius diei fama pervaserit, cum universus populus romanus referto foro, repletisque omnibus templis, ex quibus hic locus conspici potest, unum sibi ad commune omnium gentium bellum Cn. Pompejum Imperatorem depoposcit? Itaque ut plura non dicam, neque aliorum exemplis confirmem, quantum hujus auctoritas valeat in bello, ab eodem Cn. Pompejo omnium rerum egregiarum exempla sumantur: qui, quo die a vobis maritimo bello praepositus est imperator, tanta repente vilitas annonae ex summa inopia et caritate rei frumentariae consecuta est, unius hominis spe et nomine, quantum vix ex summa ubertate agrorum diuturna pax efficere potuisset. Jam accepta in Ponto calamitate ex eo proelio, de quo vos paullo ante invitus admonui: cum Socii pertimuissent, hostium opes animique crevissent, satis firmum praesidium provincia

non haberet, amisissetis Asiam, Quirites, nisi ad ipsum discrimen ejus temporis divinitus Cn. Pompejum ad eas regiones fortuna populi romani attulisset. Huius adventus et Mithridatem insolita inflammatum victoria continuit, et Tigranem magnis copiis minitantem Asiae retardavit. Et quisquam dubitabit, quid virtute profecturus sit, qui tantum auctoritate profecerit? aut quam facile imperio atque exercitu socios et vectigalia conservaturus sit, qui ipso nomine ac rumore defenderit? Age vero, illa res quantam declarat ejusdem hominis apud hostes populi romani auctoritatem, quod ex locis tam longinquis, tamque diversis, tam brevi tempore omnes huic uni se dediderunt? quod Cretensium legati, cum in eorum insula noster imperator, exercitusque esset, ad Cn. Pompejum in ultimas prope terras venerunt, eique se omnes Cretensium civitates dedere velle dixerunt? Quid idem iste Mithridates, nonne ad eundem Cn. Pompejum legatum usque in Hispaniam misit, eum, quem Pompejus legatum semper judicavit: ii, quibus semper erat molestum, ad eum potissimum esse missum, speculatorem, quam legatum judicari maluerunt? Potestis igitur jam constituere, Quirites, hanc auctoritatem, multis postea rebus gestis, magnisque vestris judiciis amplificatam, quantum apud illos reges, quantum apud exteras nationes vali-

turam esse existimetis. Reliquum est, ut de felicitate (quam praestare de se ipso nemo potest; meminisse, et commemorare de altero possumus) sicut aequum est homini de potestate Deorum, timide et pauca dicamus. Ego enim sic existimo, Maximo, Marcello, Scipioni, Mario et caeteris magnis imperatoribus, non solum propter virtutem, sed etiam propter fortunam saepius imperia mandata, atque exercitus esse commissos. Fuit enim profecto quibusdam summis viris quaedam ad amplitudinem, et ad gloriam, et ad res magnas bene gerendas divinitus adjuncta fortuna. De hujus autem hominis felicitate, quo de nunc agimus, hac utar moderatione dicendi, non ut in illius potestate fortunam positam esse dicam, sed ut praeterita meminisse, reliqua sperare videamur, ne aut invisa Diis immortalibus oratio nostra, aut ingrata esse videatur. Itaque non sum praedicaturus, Quirites, quantas ille res domi, militiaeque terra, marique, quantaque felicitate gesserit: ut ejus semper voluntatibus non modo cives assenserint, socii obtemperarint, hostes obedierint: sed etiam venti, tempestatesque obsecundarint. Hoc brevissime dicam, neminem unquam tam impudentem fuisse, qui a diis immortalibus tot et tantas res tacitus auderet optare, quot et quantas dii immortales ad Cn. Pompejum detulerunt. Quod ut illi proprium ac perpetuum

sit, Quirites, cum communis salutis atque imperii, tum ipsius hominis causa, sicuti facitis, velle et optare debetis. Quare cum et bellum ita necessarium sit, ut negligi non possit: ita magnum, ut accuratissime sit administrandum: et cum ei imperatorem praeficere possitis, in quo sit eximia belli scientia, singularis virtus, clarissima auctoritas, egregia fortuna: dubitabitis, Quirites, quin hoc tantum boni, quod vobis a diis immortalibus oblatum, et datum est, in rempublicam conservandam atque amplificandam conferatis? Quodsi Romae Cn. Pompejus privatus esset hoc tempore: tamen ad tantum bellum is erat deligendus, atque mittendus; nunc, cum ad caeteras summas utilitates haec quoque opportunitas adjungatur, ut in iis ipsis locis adsit, ut habeat exercitum, ut ab iis, qui habent, accipere statim possit, quid exspectamus? Aut cur non ducibus Diis immortalibus eidem, cui caetera summa cum salute reipublicae commissa sunt, hoc quoque bellum regium committimus? At enim vir clarissimus, amantissimus reipublicae vestris beneficiis amplissimis affectus Q. Catulus: itemque summis ornamentis honoris, fortunae, virtutis, ingenii praeditus, Q. Hortensius ab hac ratione dissentiunt: quorum ego auctoritatem apud vos multis locis plurimum valuisse, et valere oportere confiteor: sed in hac causa, ta-

metsi cognoscitis auctoritates contrarias virorum fortissimorum, et clarissimorum, tamen omissis auctoritatibus, ipsa re, et ratione exquirere possumus veritatem: atque hoc facilius, quod ea omnia, quae adhuc a me dicta sunt, iidem isti vera esse concedunt, et necessarium bellum esse, et magnum, et in uno Cn. Pompejo summa esse omnia. Quid igitur Hortensius? Si uni omnia tribuenda sunt, unum dignissimum esse Pompejum: sed ad unum tamen omnia deferri non oportere. Obsolevit jam ista oratio, re multo magis, quam verbis refutata. Nam tu idem, Quinte Hortensi, multa, pro tua summa copia ac singulari facultate dicendi, et in Senatu contra virum fortem A. Gabinium graviter ornateque dixisti, cum is de uno imperatore contra praedones constituendo legem promulgasset: et ex hoc ipso loco permulta item contra legem eam verba fecisti, Quid? tum, per Deos immortales, si plus apud populum romanum auctoritas tua, quam ipsius populi romani salus, et vera causa valuisset, hodie hanc gloriam, atque hoc orbis terrae imperium teneremus? An tibi tum imperium esse hoc videbatur, cum populi romani legatl, Praetores, Quaestoresque capiebantur? cum ex omnibus provinciis commeatu et privato, et publico prohibebamur? cum ita clausa nobis erant omnia maria, ut neque privatam rem

transmarinam, neque publicam jam obire possumus? Quae civitas antea unquam fuit, non dico Atheniensium, quae satis late quondam mare tenuisse dicitur: non Carthaginensium, qui permultum classe, maritimisque rebus valuerunt: non Rhodiorum, quorum usque ad nostram memoriam disciplina navalis, et gloria remansit; quae civitas unquam antea tam tenuis, quae tam parva insula fuit, quae non portus suos et agros, et aliquam partem regionis, atque orae maritimae per se ipsa defenderet? At Hercle aliquot annos continuos ante legem Gabiniam ille populus romanus, cujus usque ad nostram memoriam nomen invictum in navalibus pugnis permanserat, magna ac multo maxima parte non modo utilitatis, sed dignitatis, atque imperii caruit. Nos, quorum majores Antiochum regem classe, Persenque superarunt, omnibusque navalibus pugnis Carthaginenses, homines maritimis rebus exercitatissimos, paratissimosque vicerunt; ii nullo in loco jam praedonibus pares esse poteramus. Nos quoque, qui antea non modo Italiam tutam habebamus, sed omnes Socios in ultimis oris, auctoritate nostri imperii salvos praestare poteramus, tum, cum insula Delos tam procul a nobis in Aegeo mari posita; quo omnes undique cum mercibus atque oneribus commeabant, referta divitiis, parva, sine muro, nihil time-

bat; iidem non modo provinciis, atque oris Italiae maritimis, ac portubus nostris, sed etiam Appia jam via carebamus. Et his temporibus non pudebat magistratus populi romani in hunc ipsum locum adscendere, cum eum vobis majores vestri exuviis nauticis, et classium spoliis ornatum reliquissent. Bono te animo tum, Q. Hortensi, populus romanus, et caeteros, qui erant in eadem sententia dicere existimavit ea, quae sentiebatis: sed tamen in salute communi idem populus romanus dolori suo maluit, quam auctoritati vestrae obtemperare. Itaque una lex, unus vir, unus annus non modo nos illa miseria, ac turpitudine liberavit: sed etiam effecit, ut aliquando vere videremur omnibus gentibus, ac nationibus terra, marique imperare. Quo mihi etiam indignius videtur obtrectatum esse adhuc, Gabinio dicam anne Pompejo, an utrique (id, quod est verius) ne legaretur Aulus Gabinius Cn. Pompejo expetenti, ac postulanti. Utrum ille, qui postulat Legatum ad tantum bellum, quem velit, idoneus non est, qui impetret, cum caeteri ad expilandos Socios, diripiendasque provincias, quos voluerunt, Legatos eduxerint? An ipse, cujus lege salus, ac dignitas populo romano, atque omnibus gentibus constituta est, expers esse debet gloriae ejus imperatoris, atque ejus exercitus, qui consilio ipsius atque periculo est

constitutus? an C. Falcidius, Q. Metellus, Q. Coelius Latiniensis, Cn. Lentulus, quos omnes honoris causa nomino, cum Tribuni plebis fuissent, anno proximo legati esse potuerunt: in hoc uno Gabinio sunt tam diligentes, qui in hoc bello, quod lege Gabinia geritur, in hoc imperatore atque exercitu, quem per vos ipse constituit, etiam praecipuo jure esse deberet? De quo legando spero Consules ad Senatum relaturos; qui si dubitabunt, aut gravabuntur, ego me profiteor relaturum: neque me impedict cujusquam, Quirites, inimicum edictum, quo minus, fretus vobis, vestrum jus, beneficiumque defendam: neque praeter intercessionem quidquam audiam: de qua, ut arbitror, isti ipsi, qui minantur, etiam atque etiam quid liceat, considerabunt. Mea quidem sententia, Quirites, unus A. Gabinius, belli maritimi, rerumque gestarum auctor, Cn. Pompejo socius adscribitur: propterea quod alter uni id bellum suscipiendum vestris suffragiis detulit: alter delatum, susceptumque confecit. Reliquum est, ut de Q. Catuli auctoritate et sententia dicendum esse videatur, qui cum ex vobis quaereret, si in uno Cn. Pompejo omnia poneretis, siquid eo factum esset, in quo spem essetis habituri: cepit magnum suae virtutis fructum ac dignitatis, cum omnes una prope voce, in eo ipso vos spem habituros esse dixistis. Etenim

talis est vir, ut nulla res tanta sit, ac tam difficilis, quam ille non et consilio regere, et integritate tueri, et virtute conficere possit. Sed in hoc ipso ab eo vehementissime dissentio, quod quo minus certa est hominum, ac minus diuturna vita, hoc magis respublica, dum per Deos immortales licet, frui debet summi hominis vita, atque virtute. At enim nihil novi fiat contra exempla, atque instituta majorum. Non dico hoc loco, majores nostros semper in pace consuetudini, in bello utilitati paruisse: semper ad novos casus temporum, novorum consiliorum rationes accommodasse. Non dicam, duo bella maxima, Punicum et Hispaniense ab uno imperatore esse confecta: duasque urbes potentissimas, quae huic imperio maxime minitabantur, Carthaginem atque Numantiam, ab eodem Scipione esse deletas. Non commemorabo, nuper ita vobis, Patribusque vestris esse visum, ut in uno C. Mario spes imperii poneretur; ut idem cum Jugurtha, idem cum Cimbris, idem cum Theutonis bellum administraret. In ipso Cn. Pompejo, in quo novi constitui nihil vult Q. Catulus, quam multa sint nova, summa Q. Catuli voluntate constituta, recordamini. Quid enim tam novum, quam adolescentulum privatum, exercitum difficili reipublicae tempore conficere? Confecit. Huic praeesse? Praefuit. Rem optime ductu suo gerere?

gessit. Quid tam praeter consuetudinem, quam homini peradolescenti, cujus a Senatorio gradu aetas longe abesset, imperium atque exercitum dari, Siciliam permitti atque Africam, bellumque in ea administrandum? Fuit in his provinciis singulari innocentia, gravitate, virtute: bellum in Africa maximum confecit, victorem exercitum deportavit. Quid vero tam inauditum, quam Equitem romanum triumphare? At eam quoque rem populus romanus non modo vidit, sed omnium etiam studio visendam et concelebrandam putavit. Quid tam inusitatum, quam ut, cum duo Consules clarissimi, fortissimique essent, Eques romanus ad bellum maximum, formidolosissimumque pro Consule mitteretur? Missus est. Quo quidem tempore, cum esset non nemo in Senatu, qui diceret, non oportere mitti hominem privatum pro Consule: L. Philippus dixisse dicitur, non se illum sua sententia pro Consule, sed pro Consulibus mittere. Tanta in eo reipublicae bene gerendae spes constituebatur, ut duorum Consulum munus unius adolescentis virtuti committeretur. Quid tam singulare, quam ut ex Senatusconsulto legibus solutus Consul ante fieret, quam ullum alium magistratum per leges capere licuisset? Quid tam incredibile, quam ut iterum Eques romanus ex S. C. triumpharet? Quae in omnibus hominibus nova post hominum memoriam

constituta, et tam multa non sunt, quam haec, quae in hoc uno homine vidimus. Atque haec tot exempla, tanta, ac tam nova profecta sunt in eundem hominem a Q. Catuli, atque a caeterorum ejusdem dignitatis amplissimorum hominum auctoritate. Quare videant, ne sit periniquum, et non ferendum, illorum auctoritatem de Cn. Pompeji dignitate a vobis comprobatam semper esse: vestrum ab illis de eodem homine judicium, populique romani auctoritatem improbari: praesertim cum jam suo jure populus romanus in hoc homine suam auctoritatem, vel contra omnes, qui dissentiunt, possit defendere: propterea quod, istis reclamantibus, vos unum illum ex omnibus delegistis, quem bello praedonum praeponeretis: Hoc si vos temere fecistis, et reipublicae parum consuluistis, recte isti studia vestra suis consiliis regere conantur. Sin autem vos plus tum in republica vidistis: vos his repugnantibus, per vosmetipsos dignitatem huic imperio, salutem orbi terrarum attulistis: aliquando isti principes, et sibi, et caeteris, populi romani universi auctoritati parendum esse fateantur. Atque in hoc bello Asiatico, et regio, non solum militaris illa virtus, quae est in Cn. Pompejo singularis, sed aliae quoque virtutes animi multae et magnae requiruntur. Difficile est in Asia, Cilicia, Syria, regnisque interiorum na-

tionum ita versari vestrum Imperatorem, ut nihil aliud, quam de hoste, ac laude cogitet: Deinde etiam, siqui sunt pudore ac temperantia moderatores, tamen eos esse tales, propter multitudinem cupidorum hominum nemo arbitratur. Difficile est dictu, Quirites, quanto in odio simus apud exteras nationes, propter eorum, quos ad eas per hos annos cum imperio misimus, injurias ac libidines. Quod enim fanum putatis in illis terris, nostris magistratibus religiosum, quam civitatem sanctam, quam domum satis clausam ac munitam fuisse? Urbes jam locupletes ac copiosae requiruntur, quibus causa belli propter diripendi cupiditatem inferatur. Libenter haec coram cum Q. Catulo, et Q. Hortensio disputarem, summis et clarissimis viris. Noverunt enim Sociorum vulnera, vident eorum calamitates, querimonias audiunt. Pro sociis vos contra exercitum mittere putatis, an hostium simulatione contra socios atque amicos? Quae civitas est in Asia, quae non modo imperatoris, aut legati, sed unius tribuni militum animos, ac spiritus capere possit? Quare etiam, siquem habetis, qui collatis signis exercitus regios superare posse videatur, tamen, nisi erit idem, qui se a pecuniis Sociorum, qui ab eorum conjugibus, ac liberis, qui ab ornamentis fanorum, atque oppidorum, qui ab auro, gazaque manus, oculos, animum cohibere pos-

sit? Non erit idoneus, qui ad bellum Asiaticum, regiumque mittatur. Ecquam putatis civitatem pacatam fuisse, quae locuples sit? Ecquam esse locupletem, quae istis pacata esse videatur. Ora maritima, Quirites, Cn. Pompejum non solum propter rei militaris gloriam, sed etiam propter animi continentiam requisivit. Videbat enim populum romanum non locupletari quotannis pecunia publica, praeter paucos; neque nos quidquam aliud assequi classium nomine, nisi ut detrimentis accipiendis majore affici turpitudine videremur. Nunc, qua cupiditate homines in provincias, quibus jacturis, quibus conditionibus proficiscantur, ignorant videlicet isti, qui ad unum deferenda esse omnia non arbitrantur? Quasi vero Cn. Pompejum non cum suis virtutibus, tum etiam alienis vitiis magnum esse videamus. Quare nolite dubitare, quin huic uni credatis omnia, qui inter annos tot unus inventus sit, quem Socii in urbes suas cum exercitu venisse gaudeant. Quodsi auctoritatibus hanc causam, Quirites, confirmandam putatis, est vobis auctor, vir bellorum omnium, maximarumque rerum peritissimus P. Servilius: cujus tantae res gestae terra, marique extiterunt, ut cum de bello deliberetis, auctor vobis gravior esse nemo debeat: est C. Curio summis vestris beneficiis, maximisque rebus gestis, summo ingenio et

prudentia praeditus: est Cn. Lentulus, in quo omnes pro amplissimis vestris honoribus, summum consilium, summam gravitatem esse cognoscitis: est C. Cassius, integritate, virtute, constantia singulari. Quare videte, ut horum auctoritatibus, illorum orationi, qui dissentiunt, respondere posse videamur. Quae cum ita sint, C. Manili, primum istam tuam et legem, et voluntatem, et sententiam laudo, vehementissimeque comprobo. Deinde te hortor, ut auctore populo romano maneas in sententia, neve cujusquam vim, aut minas pertimescas. Primum in te satis esse animi, perseverantiaeque arbitror: deinde cum tantam multitudinem cum tanto studio adesse videamus, quantam nunc iterum in eodem homine praeficiendo videmus, quid est, quod aut de re, aut de perficiendi facultate dubitemus? Ego autem, quidquid in me est studii, consilii, laboris, ingenii, quidquid hoc beneficio populi romani, atque hac potestate Praetoria, quidquid auctoritate, fide, constantia possum, id omne ad hanc rem conficiendam tibi et populo romano polliceor, ac defero, testorque omnes Deos, et eos maxime, qui huic loco, temploque praesident, qui omnium mentes eorum, qui ad rem publicam adeunt, maxime perspiciunt, me hoc neque rogatu facere cujusquam, neque quo Cn. Pompeji gratiam mihi per hanc causam consiliari

putem, neque quo mihi ex cujusquam amplitudine, aut praesidia periculis, aut adjumenta honoribus quaeram; propterea quod pericula facile (ut hominem praestare oportet) innocentia tecti repellemus: honorem autem neque ab uno, neque ex hoc loco, sed eadem nostra illa laboriosissima ratione vitae, si vestra voluntas feret, consequemur. Quamobrem, quidquid in hac causa mihi susceptum est, Quirites, id omne me reipublicae causa suscepisse confirmo: tantumque abest, ut aliquam bonam gratiam mihi quaesisse videar, ut multas etiam simultates partim obscuras, partim apertas intelligam, mihi non necessarias, vobis non inutiles suscepisse. Sed ego me hoc honore praeditum, tantis vestris beneficiis affectum, statui, Quirites, vestram voluntatem, et reipublicae dignitatem et salutem provinciarum atque Sociorum, meis omnibus commodis et rationibus praeferre oportere.

De laudibus literarum.

Quae singula hominibus ad dicendum accedentibus timorem facere consueverunt, patres amplissimi, vosque caeteri cives ornatissimi, ea mihi sese hodierno die objiciunt universa. Sive enim loci amplitudo afferre perturbationis aliquid potest, Venetiis dicimus: sive audien-

tium dignitas, magna lectissimorum hominum adstante frequentia dicimus: sive ipsa orationis materia, dicendique conditio, ita dicimus, ut sit nobis eodem tempore de ingenio, de doctrina, de gloria, ornamentisque omnibus in hoc litterarum certamine periclitandum. Venetiis dicere, si quisquam est, qui parum putet, eum necesse est in maximarum, earundemque toto orbe nótissimarum rerum ignoratione versari. Ecquis enim est hodie tam inaccessus, tam ab omni hominum consortio remotus in terris locus, quo non hujus praestantissimae civitatis fama pervaserit? quis populus, quae gens, quae hominum natio vel tam immanis atque barbara, vel tam exculta disciplinis atque artibus, quam non jam pridem florentissima Venetorum Respublica non gloria modo et splendore nominis sui, verum etiam admiratione compleverit? Haec vero firmamenta Reipublicae, haec ornamenta Italiae, haec virtutum omnium, laudandarumque artium praeclarissima lumina intuentem, non commoveri, tantum id quidem est, ut, non dicam in meam hanc mediocritatem ingenii, sed vix in quenquam hominem, qui caeterorum de se judicia extimescat, cadere posse videatur. Etenim si eloquentissimos olim viros accepimus, cum ad dicendum venissent, unius principis aspectu ita conturbatos fuisse, ut obmutescerent: quid mihi tandem animi esse

oportet, qui neque comparandus cum illis omnino sum, et apud vos dico, Senatores amplissimi, ad quos cum oculorum converto aciem, totidem mihi consessum principum videor intueri? Ac caeteri quidem saepe ad eam excusationem confugiunt, ut se, cum tenuitatis suae conscii essent, tamen vel necessitate, vel officio impulsos, vel amicorum sive precibus, sive tempore aliquo adductos, dicendi munus non tam appetivisse, quam detrectare non potuisse dicant; quam totam rationem nobis hodierno die ipsa rei natura, conditioque praecludit. Non enim detrectantes, sed ultro nobis deposcentes hanc dicendi provinciam, ad eam non alienis precibus impulsi, sed vestra incredibili benignitate admissi sumus: ut si minus ex aliqua parte nostra vobis approbata fuerit industria, causa nulla sit, quin omnes accusandam potius nostram temeritatem, quam imbecillitatem sublevandam putent. Equidem cum et ab innuente aetate, tum domesticis excitatus exemptis, tum ipsa hortante natura, honestarum artium studia coluerim, et ubi primum per aetatem licuit, quae mihi meo ipse labore pepereram, aliis tradere ingressus, novem probe jam annos in hac dicendi, ac docendi exercitatione consumpserim: tamen superiora illa considerans, ita commovebar animo, facile ut hoc potuerim abstinere consilio, nisi

me huc summa de vestra singulari humanitate concepta spes, et magna quaedam approbandae vobis, si minus eruditionis, at certe voluntatis meae cupiditas impulisset. Ac mihi quidem, et, cujus rei causa in hunc locum adscenderim, et ad quos verba facturus sim, cogitanti, prorsus ita videtur; nullo in argumento meam commodius orationem posse versari, quam si litterarum disciplina, quantum non ornamenti solum, verum etiam praesidii bene temperatis civitatibus afferat, tum adhibitis rationibus, tum etiam exemplis, atque ex veteribus seculis repetita memoria exponam: minime id quidem, quo vos, tales viros, commonefaciam, excellentibus a natura ingeniis praeditos, a studiis liberalium doctrinarum eruditos, a diuturno assiduoque magnarum usu peritos: sed quia libenter facio, ut, quarum artium percepta scientia unumquemque vestrum vehementer affici constat, earum animos vestros jucunda commemoratione delectem. Quae cum ita se habeant; mihique ipsa per se delectae ad dicendum materiae dignitas satis magnam audientiam factura videatur: tamen magis consuetudine, quam quod ita necessarium judicem, petam a vobis, ut mihi, res pulcherrimas brevi oratione comprehendere meditanti, exigui temporis attentionem ne denegetis. Magna omnino vis, magnumque momentum positum est in litteris, viri amplissimi,

ad conservandas, bonisque cumulandas omnibus civitates. Nam cum felicitas publica, ad quam humana omnia referenda sunt, e singulorum civium felicitate constet: singulorum autem felicitas in excolenda, exercendaque virtute praecipue sita sit; et ad perfectam virtutem consequendam necessariam quandam praecursionem adhibeant litterae: illud profecto consequitur, ut, nisi in qua litterarum cultura vigeat, florere absolute civitas nulla possit. Ponite vobis ante oculos omnes aetatis humanae partes, omnem publicorum temporum varietatem, omnes instituendae vitae rationes et vias animo et cogitatione percurrite: nullam omnino reperietis, quae non ita litterarum auxilio indigeat, ut eas siquis sustulerit, solem ipsum de mundo sustulisse videatur. Eae nos, ubi primum firmius incedere, atque articulatius loqui coepimus, de ipso probe nutricum acceptos sinu, titillatione quadam honestissimae voluptatis alliciunt, allectos praeceptis saluberrimis complent: non tantum bene dicendi, verum etiam bene vivendi commonstrant vias: excitant in animis nostris igniculos gloriae: quantus sit in virtute splendor, quanta in vitiis deformitas, edocent: quae qui semel bene penitus imbiberint, ii nunquam non postea et vitii turpitudinem omni studio refugient, et officii honestatisque rationem rebus aliis omnibus anteponent.

Ut autem in semente posita spes messis est, ita totius reliquae vitae exspectatio ab educatione pueritiae pendet. Ut vero infirmam illam ineuntis aetatulae teneritatem robur adolescentiae excepit, quae tandem alia res, aut animum praeclararum rerum studio accendere, aut efferentibus sese cupiditatibus, quibus ea pars insigniter agitari solet, frenos injicere, praeter litterarum tractationem, potest? Themistoclem olim, cum somnum capere adolescens non posset, dicere solitum tradunt, se Miltiadis trophaeo, quiescere volentem, excitari. Quanto eos acrius incendi, atque inflammari necesse est, qui quotidie non unius, sed inumerabilium hominum virtute praestantium trophaea non e marmore constituta ad exigui praedicationem temporis, sed ad omnem aeternitatem commendata litteris intuentur? Neque vero pertimescendum est, ne aut labore frangantur, aut voluptatis irretiantur illecebris ii, qui aetatis suae florem litterarum studiis dedicandum esse statuerunt. Tanta siquidem est oblectatio paulatim acquirenda cognitione rerum se se pascentis animi, ut, ea qui fruuntur, ab iis neque laboris taedium, neque avocantium voluptatum blanditiae sentiantur. Itaque sapienter poetae, cum caeteros omnes deos Veneris Imperio subdidissent, in Minervam modo et in studiorum praesides Musas nihil ei, nihil Cupidini juris

esse voluerunt. Quin etiam illud ab iisdem memoriae proditum est, Jasonem olim, caeterosque argonautas, cum eam insulam, quae ab amoenitate, florumque copia nomen invenerat, praeternavigarent, periculumque esset, ne molli ac delicato Sirenum cantu, quae eam insulam incolebant, ad exitium perducerentur; unum in Orpheo perfugium habuisse, qui cum assedisset in puppi, simulque fides solandis impellere digitis, simul vocem illam, qua rupes nemoraque traxerat, explicare coepisset, tanta simul aures animosque audientium voluptate complevit, ut jam Sirenum vocibus nemo navigantium moveretur. Hoc figmento, quid tandem aliud doctissimi homines, nisi id, quod nos volumus, indicarunt? Florida videlicet illa insula juventus est. Eam qui quasi praetervehuntur, magno in periculo sunt, ne sirenum, id est, voluptatum blanditiis decepti, et a recto itinere abducti, in vada et scopulos deferantur. Quodnam igitur huic tanto periculo comparatum remedium est? Quod nisi Orphei, optimi ac sapientissimi vatis, lyra? cujus suavitatem qui percipiunt, ii et Acheloidum cantus pro nihilo putant, et tandem institutum illud iter emensi, vellus aureum, id est, virtutem cum immortali conjunctam gloria consequuntur. Nimirum ut major lux minorem, ita minoris voluptatis sensum perceptio extinguit.

Quanto autem voluptas ea, quae discendo sentitur caeteris omnibus major, sinceriorque sit, vel illud indicio est, quod aliarum etiam qui eis plurimum tribuunt, societatem tamen quandam esse, ac taedium, confitentur; hujus ut quisque percepit plurimum, ita eam acrius atque avidius concupiscit. Quod si cui forte dubium est, prodeat in medium Chrysippus, qui saepe studio intentus tanta voluptate perfruebatur, ut eum tanquam extra se positum cibi potionisque caperet oblivio. Prodeat solertissimus ille coelestium orbium non perscrutator tantum, sed etiam imitator, Syracusanus Archimedes, qui non modo earum rerum, quas natura fert, prae ea, quam capiebat e studiis, oblectatione memor non erat; sed in illa ipsa syracusanae urbis direptione ita defixus erat in studio, ut prius hostilis gladii cuspidem corpore exceperit, quam urbem in hostium potestatem venisse sentiret. O rem omnium seculorum admiratione dignissimam! Diripiebatur urbs ea tempestate omnium opulentissima; effusi per vias milites, ut in quemque inciderant, sine ullo sexus, aetatis, ordinis discrimine obvios contrucidabant, undique gladiorum fulgor praestringebat oculos; undique armorum sonitus; undique cadentium tectorum fragor audiebatur; puerorum ejulatibus, mulierum lamentis, morientium gemitibus, militum clamoribus, privata publicaque omnia

circumsonabant, ipsa urbs pene dimota et convulsa sedibus suis, suorum civium in caede ac sanguine natabat: cum unius hominis mens in media civitate, civitatis ipsius casum ac ruinam non sentiebat. Solonem vero accepimus, cum in lectulo, morti proximus, decumberet, inaudissetque assidentes amicos de re quapiam, submisse, ne ipsi molestiam parerent, disputantes, erecto, ut potuit, jam semimortuo capite, rogasse eos, ut aliquanto loquerentur clarius; sibi, si etiam moriens aliquid discere potuisset, discessum e vita jucundiorem fore. O discendi cupiditas, quid non efficis, ubi semel generosa ingenia occupasti? Tenebatur homo sapientissimus gravissima vi morbi defixus in lecto: vicinitate jam mortis ab omnibus pene corporis partibus sensus abscesserat: egregius ille animus, mox liber ac solutus futurus, e corporeis vinculis exsilire cupiebat: cum quicquid superaret virium, eo contulit, ut deficiente lingua, vocibusque interruptis, ac morientibus suum doctrinae, cognitionisque desiderium indicaret. Quid hunc verisimile est firmum ac valentem fecisse; qui ne mori quidem, nisi discendo, voluerit? Merito igitur tamdiu floruit Atheniensium Respublica quamdiu tam praeclari viri tenuit disciplinam. Sed, ut eo redeamus, unde nos facta praeclarissimorum hominum mentio paulisper abduxit; dici profecto non potest,

adolescentes nobilissimi: vos enim, vos mea jam compellabit oratio: dici inquam, non potest, ea studia, in qua nunc toto pectore incumbitis, quanto olim vobis et ornamento, et auxilio futura sint, cum vos generis vestri nobilitas, et vestra virtus ad Reipublicae gubernacula admoverit. Etenim quibus artibus civitates praecipue conservantur, pietate, justitia, fortitudine, imprimisque prudentia, earum sunt omnium artium quasi semina litterarum prodita monumentis. Neque vero haec a me ita disputantur, ut contendam, nisi litteris eruditum, civem patriae utilem esse neminem posse: sed hoc dico; nisi litteris exculti sint ii, qui velut in Reipubl. puppi sedentes, clavum tenent, multis eos muneris sui, iisque praecipuis partibus necessario defuturos. Nam, cum duo publicorum temporum genera sint, unum pacis, alterum belli, quorum alterum semper optabile est, alterum nunquam optabile, nonnunquam necessarium; quomodo, ut hanc partem priore loco attingamus, in pace civibus jura describere, quantum cuique tribuendum sit, intelligere, civium inter se dissidia componere, verba publice facere, legationes cum laude gerere, praeterita tenere, futura prospicere, quid in omnibus rebus factu optimum sit, videre, et ex aliis alia colligere poterit, nisi qui haec sibi de litterarum fontibus hau-

rienda omnia existimaverit? Nisi vero eorum recipienda sententia est, qui fieri putant posse, ut qui Reipubl. praeest, quamvis litterarum sit expers, tamen ad eas res, quas modo enumeravimus, aliena opera non incommode utatur. An vero T. Manlium Torquatum, memoriae proditum est, cum consul declaratus fuisset, excusasse valetudinem oculorum, et summum imperium detractasse; quod indignum duceret, ei capita ac fortunas caeterorum committi, qui alienis oculis omnia gerere cogeretur: qui alieno ingenio, alienaque lingua ad omnia uti necesse habebunt, ii satis ad gubernandos caeteros idonei videbuntur? At oculorum quidem lumine carentes, nihil prohibet acie ingenii etiam futura cernere, optimeque consulere: quales in fabulis Tiresiam, in historiis Appium legimus: cujus vero doctrinarum luce careat animus, quid is tandem gerere, quid suscipere, quid cogitare praeclarum potest? sed sunt quidam homines, qui cum litterarum tractationem tranquillis pacatisque temporibus, et honestam inprimis et utilem esse fateantur: iidem tamen, cum occupata bello aliquo civitas est, latere eas, quasi perterritas metu, et inter tubarum lituorumque clangorem, nullum sui amplius praebere usum arbitrantur. Quorum nobis hac in parte coarguendus error est, et quantum vel in medio bellorum tumultu litterae valeant,

aperiendum. Etenim si corporis tantum, non etiam animi, viribus bella gererentur, tum isti fortasse aliquid dicerent: nunc quis est, qui cum mihi et maximum esse in bellis consilio ac prudentiae locum, et eas virtutes bona ex parte litterarum studio comparari, certe quidem insigniter augeri confirmarique concesserit, idem tamen earum scientiam in bello inutilem esse contendat? An ignoramus celebre illud regum regis Agamemnonis votum, qui ut Troja facilius potiretur, non Achillis, aut Ajacis, sed Nestoris decem similes optabat sibi? Neque temporis nobis ad vivendum a natura praescripti ea longitudo est, neque ita fert humanarum rerum ratio, ut multis admodum bellis interfuisse unus idemque possit? itaque qui unum alterumve spectarunt, multum sibi militaris prudentiae collegisse existimantur. Quid eos judicabimus, qui hoc sibi diuturna librorum evolutione pepererunt, ut omnibus, quotquot post hominum memoriam gesta sunt, bellis interfuisse videantur? Quod siquis ita bella aliquot spectare posset, ut utriusque partis consilia teneret, rerum administrandarum viam, rationemque cognosceret, eventus animo cerneret, quid non ei postea in rebus bellicis omnium consensu tribueretur? At haec omnia, qui versantur in litteris, aliaque plurima, ac pulcherrima otiosi sedentes consequuntur. Taceo,

quam multa expressa sint eruditissimorum hominum scriptis de virtute, de gloria, de caritate patriae, de animorum aeternitate, de praemiis, quae post mortem manent eos, qui se pro patria animose ac fortiter gesserint: quae tantam vim habent, ut neque qui ea ignorent, verae laudis habere gustum, neque qui tractant, veras ac solidae gloriae ullam omnino rem anteferre possint. Quid illud, annon quantivis est, quod saepe labantes jam ac deficientes exercitus eloquentium hominum voce legimus fuisse revocatos? Citetur testis lacedaemoniorum civitas, cujus exercitus Tyrtaei poetae versibus inflammatus pulcherrimam illam de Messeniis victoriam reportavit. Dies me deficiet, si aut eruditos homines, qui bellicis laudibus praestiterunt, aut fortissimos imperatores, qui eruditionis et doctrinae gloria excelluerunt, enumerare instituam. Nam et Architam Tarentinum sexies exercitum duxisse comperimus, et Melissum navalibus aliquot victoriis insignem fuisse, et ter stipendia fecisse Socratem, et Platonem, et Xenophontem egregiam in bello civibus suis operam praestitisse. Quid illa propugnacula Graeciae, Periclem, Themistoclem, Epaminondam loquar? Quid illa Romani imperii columina, Scipiones, Lucullos, Fabios Marcellos, aliosque inumerabiles proferam? quos omnes cum bellicis laudibus claros, tum praestantes

doctrinae studiis fuisse, historiae loquuntur. Nam Julium Caesarem, quis nescit utra lauda praestaret, ambiguum posteris reliquisse? Brutus autem, quanto litterarum ardore fraglaverit, vel ex eo colligi potest, quod ea ipsa nocte, quae mortem ipsius antecessit, Platonis dialogum de animorum immortalitate legisse aliquoties, dicitur. Atque hoc praeclare olim intellexisse videntur Mitylenaei, praecipuam esse in Republica vim litterarum, qui, quos populos bello devicerant, nullam eis aliam poenam irrogabant, nisi, ut ne liberos suos litteras edocerent. Sciebant videlicet, eas tantum civitates florere posse, in quibus litterarum studia colerentur. Cujus rei cur tandem aliunde exempla repetamus? An vero, Cives, quod viget hodie vestra respublica, quod floret, quod beata est, quod cum caeterae orbis universi partes gravissimis bellorum tempestatibus agitentur, una haec (quod ei Deus opt. Max. proprium ac perpetuum faxit) in pace atque in otio conquiescit, aliunde id fieri creditis, quam quod ei et praesunt homines cum caeteris omnibus, cum hac eruditionis et scientiae laude clarissimi, et semper eorum simillimi praefuerunt? O divine Plato, tua sunt omnia et dicta et cogitata praeclara. Tu dicere solebas, tunc demum Respublicas beatas fore, cum eas aut Philosophi coepissent regere, aut qui regerent, philosophari.

Tuum hoc sapientissimum oraculum perpetua jam mille amplius annorum felicitate Venetorum Respublica comprobavit. Equidem quo longius in altum evehor, patres amplissimi, eo mihi amplior et patentior orationis quasi cursus ostenditur. Sed et temporis me ratio, et vestra singularis sapientia, ut vela contraham, portumque tandem aliquando respiciam, monet. Neque enim credibile est, posse aut me, aut quemquam de litterarum praestantia, fructibusque; qui ex earum tractatione capiuntur, vobis cum melius, aut copiosius, quam unumquemque vestrum secum loqui: et mihi non tam orationis conquirenda copia est, quam vestra societas refugienda. Itaque finem dicendi faciam, si vos prius etiam atque etiam rogavero, ut si forte minus a me ornate ac copiose dictum est, quam et hujus loci amplitudo, et summa audientium dignitas postulabat, meum tamen idcirco placendi vobis studium ne improbetis. Ego quidem si non indignus a vobis, qui saepius audiar, judicer, erit, quod mihi magnopere gratuler; sin forte: sed reprimam me, neque committam ut meis ipse votis videar male ominari: qui tamen a tot, tam praeclaris viris, tanta benignitate auditus fuerim, magnum mihi non hujus modo laboris, sed totius anteactae vitae fructum hodierno die vestro singulari beneficio videor consecutus. — Dixi. — Muretus.

Am XV. Sonntage nach Trinit.

Evangelium: Matth. VI. v. 24—34.

Aufheiterung, M. Z., wirksame Zerstreuung trauriger Gedanken und niederschlagender Gefühle, ist eins der dringenden Bedürfnisse, die zwar Jedermann hat, aber nur wenige gehörig zu befriedigen wissen. Von einem Körper umgeben, der die Bestrebungen des Geistes auf mancherlei Art hindert, und uns häufig mit bangen Vorstellungen ängstigt; in Verbindungen verwickelt, wo uns fast täglich Unangenehmes widerfährt, und die sich nur allzuleicht in drückende Fesseln für uns verwandeln, mit Geschäften überhäuft, die uns ermüden, wenn sie gelingen, und wenn sie mißlingen, uns mit Verdruß erfüllen; in einem Gedränge von Umständen und Veränderungen, welche wir nicht in unserer Gewalt haben, und die uns auf allen Seiten beschwerlich und nachtheilig werden, müssen wir nothwendig von Zeit zu Zeit Stunden haben, wo alles dunkel und trübe in uns wird, wo ein finsterer Mißmuth die Oberhand in uns gewinnt, wo uns unser Daseyn auf Erden als eine Last erscheint, von der wir befreit zu werden wünschen. Keine Lage, sie sei auch noch so vortheilhaft; keine Gunst des Glücks, sie sei auch noch so ausgezeichnet; keine Verfassung, sie sei auch noch so frei von Beschwerden und Gefahren, kann uns gegen alle Anfälle des Grams

schützen, und verursachen, daß wir keiner Aufheiterung bedürfen. Dem Reichen wird sein Ueberfluß, und dem Dürftigen sein Mangel lästig; den Geschäftigen macht seine Anstrengung, und den Müssigen die lange Weile verdrüßlich; den Glücklichen stumpft sein Genuß, und den Unglücklichen sein Kummer ab; die Jugend wird durch ihr unvorsichtiges Toben, und das Alter durch seine Kraftlosigkeit mißvergnügt; der Tugendhafte betrachtet seine Mängel und der Lasterhafte seine Vergehungen mit wehmüthiger Unzufriedenheit; Aufheiterung, Erholung, Erquickung in trüben Stunden ist der wiederkehrende Wunsch, ist das dringende Bedürfniß aller derer, die auf Erden leben, und das Loos der Menschheit empfinden.

Und doch wissen nur Wenige ein Bedürfniß zu befriedigen, das ihnen so wichtig ist. Zwar an Vorschlägen, wie man seinen Unmuth zerstreuen, und seine gestörte Ruhe wieder herstellen müsse, hat es nie gefehlt; man nennt uns eine Menge von Mitteln, die dazu dienen sollen; und fast unzählbar sind die Erfindungen und Anstalten, die keinen andern Zweck haben, als uns Erquickung zu verschaffen, und uns die Mühseligkeiten des Lebens vergessen zu machen. Aber wo zeigt sich die Ueberlegung, welche diese Mittel gehörig würdigt, und die brauchbaren von den unbrauchbaren unterscheidet; wo zeigt sich Klugheit, die immer diejenigen wählt, welche für die jedesmaligen Umstände am

meisten passen; wo zeigt sich die Behutsamkeit, die alles so anzuwenden weiß, daß kein Nachtheil daraus entspringet? Ist es wahre Aufheiterung, ist es wirkliche Wiederherstellung einer Zufriedenheit und Ruhe, was ihr findet, ihr alle, die ihr euch bei lärmenden Festen vergesset, die ihr eure Zeit am Spieltische verschwendet, die ihr in langweilige Gesellschaften eilet, die ihr wohl gar zu den Ausschweifungen der Schwelgerei und Wollust eure Zuflucht nehmet? Heißt sich selbst betäuben, einer wohlthätigen Aufheiterung theilhaftig werden? Findet ihr da, wo ihr die Befreiung von eurem Kummer gesucht hattet, nicht oft eine Vermehrung desselben? Ist die wilde Lust, der ihr euch überlasset, nicht gemeiniglich eine Quelle neuer Bitterkeiten und größerer Qualen als ihr zuvor empfandet.

Möchten wir dich hören; möchten wir deinem Beispiele folgen und deinen Sinn haben, o du, der du jede Noth der Erde mit uns getheilt, der du wehmüthig geklagt hast: meine Seele ist betrübt bis in den Tod; und doch gesiegt, doch alles überwunden hast; und nun in der Herrlichkeit lebest. Ja, M. Br., wahr, in jeder möglichen Bedeutung wahr, ist jene liebliche Stimme: kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken Nicht blos der Urheber und Stifter unsrer ewigen Wohlfahrt ist uns Jesus, wenn wir

ihn recht kennen; nicht blos Vergebung der Sünde, nicht blos Friede mit Gott, nicht blos jede Gnade, die wir zu unsrer Besserung nöthig haben, nehmen wir dann aus seiner Fülle: auch die Mittel einer wahren Aufheiterung lernen wir dann von ihm, ihm folgen wir, wenn wir den müden Geist erquicken, das volle Herz erleichtern, und uns zur Fortsetzung unsers Laufes stärken wollen. Höret seinen Unterricht in dem heutigen Evangelio; höret was ihr betrachten, worauf ihr euern Blick richten, womit ihr euch trösten müsset, wenn bange Sorgen in euerm Herzen sind: in den stillen Schooß der freien Natur lernet euch retten, zu welchem Er seine Zuflucht nahm, in welchem er von den Beschwerlichkeiten seines großen Berufs auszuruhen, und neue Kraft zu sammeln pflegte. Mit Gebet zu dem, den er in jeder Blume des Feldes sah, dessen väterliche Huld er in der ganzen Natur erblickte, wollen wir uns zu Betrachtungen vorbereiten, die so beruhigend und herzerhebend sind.

Evangelium: Matth. VI, v. 24—34.

Anweisungen, wie man sich aufheitern, wie man den Kummer, die Sorgen, den Unmuth zerstreuen soll, der unsern Geist oft ängstigt und niederdrückt, giebt Jesus in dem vorgelesenen Evangelio, M. Z.; man darf es nur hören, um sich von dieser Absicht desselben zu überzeugen. Nicht

weniger stark fällt das Hauptmittel in die Augen, welches er zu dieser Aufheiterung vorschlägt. Auf die Natur verweiset er den Bekümmerten und Mißvergnügten; die Vögel unter dem Himmel, die Lilien auf dem Felde, das Gras unter seinen Füßen soll er betrachten, über den Platz soll er nachdenken, welcher ihm selbst in diesem großen, reichen und mannichfaltigen Zusammenhang angewiesen ist; die Spuren einer väterlichen Huld soll er bemerken, von denen alles voll ist, und bei ihrer Wahrnehmung Muth fassen; es ist mit einem Worte der Anblick der Natur, wodurch er sich erquicken, was er den gewöhnlichen Mitteln der Aufheiterung vorziehen soll. Es ist wahr, auch andere haben Traurigen und Mißmuthigen diesen Rath gegeben; und wer weiß es nicht aus Erfahrung, daß das beklemmte Herz, dem unter Menschen, und im einsamen Zimmer alles gleichsam zu enge wird, sich erweitert und Erleichterung fühlt, sobald es im Schoße der freien Natur sich öffnen, und an dem belebenden Hauche derselben sich erquicken kann. Aber wahrlich die bloße Ansicht der Natur reicht noch lange nicht hin, eine wahre Erleichterung zu verschaffen, und jeden Kummer zu zerstreuen; wer sie nicht von Jesu betrachten lernt, wer nicht das in ihr erblickt, worauf Jesus im Evangelio hinzeigt, und was den traurigen Geist allein mächtig emporheben, und mit frohen Hoffnungen erfüllen kann, der wird

oft vergeblich Hülfe bei ihr suchen, der wird vielleicht gar unglücklich genug seyn, Nahrung für seinen Kummer in derselben zu finden. Um so nöthiger ist es also, den Standpunkt zu suchen, auf welchen uns Jesus im Evangelio führen will, und sich zu einer Ansicht der Schöpfung Gottes zu gewöhnen, welche nach seiner Erklärung so wichtig für unsre Zufriedenheit ist. Es wird uns gelingen, M. Br., diesen Standpunkt zu finden, und diese Ansicht uns eigen zu machen, wenn wir den Beweis des Satzes gehörig fassen: daß der Anblick der Natur nach den Anweisungen Jesu das wirksamste Mittel einer vernünftigen Aufheiterung sei. Aufheiternd muß nämlich dieser Anblick nach den Anweisungen Jesu für uns darum seyn, weil er uns überzeugt, daß wir uns hier in einem Reiche der Ordnung, an den Quellen eines unerschöpflichen Ueberflusses, unter der Aufsicht einer väterlichen Huld, als ausgezeichnete Geschöpfe; mit einem heiligen Beruf in der Seele; und an der Schwelle eines höhern Heiligthums befinden. Lasset mich jeden dieser Punkte mehr ins Licht setzen, und ausführlicher darthun.

Ein wirksames Mittel der Aufheiterung muß der Anblick der Natur nach den Anweisungen Jesu schon darum für uns seyn, weil er uns überzeugt, daß wir uns hier in einem Reiche der Ordnung

befinden. Unsre Sorgen, M. Z., die Gefühle des Mißmuths und der Traurigkeit, die uns so oft beunruhigen, entspringen häufig aus der Unordnung, in welcher wir leben, und aus der Verwirrung, die wir um uns wahrnehmen. Ach wer das unruhige Treiben der Menschen, wer die Stürme wilder Leidenschaften, wer den Kampf eifersüchtiger Laster, wer die unzähligen Widersprüche, und das seltsame Spiel des Zufalls in den menschlichen Angelegenheiten immer vor Augen hat; wer sich genöthigt sieht, in diesem Gedränge selbst zu handeln, wer es täglich gewahr wird, wie oft alle Vermuthungen trügen, und alles anders geht, als man erwartet hatte; wer es endlich fühlt, wie wenig es in seiner Macht ist, den regellosen Gang der menschlichen Neigungen zu lenken, und an bestimmte Gesetze zu knüpfen: der muß entweder höchst leichtsinnig und unbesonnen seyn; oder er wird von Zeit zu Zeit in tiefe Traurigkeit versinken, er wird dieses wilden Tumults, dieses unsinnigen Tobens überdrüssig werden, und sich seinem Gram überlassen; er wird in einer Welt zu leben glauben, wo nicht die Vernunft, sondern das Ungefähr, nicht das Recht, sondern die Gewalt, nicht das Gesetz, sondern die Leidenschaft entscheidet. Aber was kann den Unglücklichen, dem im Gewirre der menschlichen Angelegenheiten alle Spuren der Ordnung so verschwunden sind, der nicht mehr weiß, woran er sich halten soll, und sich ei-

ner trostlosen Verzweiflung Preis geben will, leichter zu sich selber bringen, leichter beruhigen und aufrichten, als der herzerhebende Anblick, auf den Jesus im Evangelio unsre Aufmerksamkeit lenkt? Das wilde Getöse, das uns unter den Menschen betäubt, verstummt, M. Z., sobald die Natur uns aufnimmt, jenes Schwanken, jene unruhige Bewegung, in der sich alle Angelegenheiten der Menschen gleichsam drehen, verliert sich, sobald wir den Schauplatz der Natur betreten; hier ist alles fest, bestimmt und sicher; von den Körpern des Himmels, die in unermeßlichen Fernen ihre Laufbahn verfolgen, bis zum Gras, das unter unserm Fuß hervorkeimt, gehorcht hier alles Gesetzen, die nie übertreten werden; hier ist alles an seinem Platz, alles in der Verbindung, in die es gehört, alles zu einem großen erstaunungswürdigen Ganzen verknüpft; hier sind Kräfte aller Art, Kräfte, die einander entgegen streben, Kräfte, deren zerstörende Gewalt allen Widerstand verschmäht, zu einer Wirksamkeit vereinigt, aus der Schönheit und Wohlfahrt entspringt; hier ist alles Entwickelung, alles Wachsthum, alles Streben nach Vollendung und Reife, alles ruhiger ungestörter Fortschritt; hier herrscht eine Eintracht, ein Zusammenhang, eine Zweckmäßigkeit, die uns immer wundervoller und größer erscheint, je strenger wir sie prüfen, je tiefer wir in sie einzudringen suchen. O es thut dem müden, verwundeten Herzen wohl, wenn es

sich aus dem Geräusch der menschlichen Angelegenheiten in die Stille, aus dem Gewirre der menschlichen Bestrebungen in diesen Zusammenhang, aus dem Gedränge kämpfender Leidenschaften in diese Freiheit retten kann. So ist es denn doch ein Reich der Ordnung, das müssen wir uns denn selber sagen, in welchem wir uns hier befinden; so giebt es denn doch Gesetze, deren Herrschaft unverletzlich ist; so gebietet denn doch eine Weisheit, der alle Kräfte der Natur gehorchen, die im Himmel mit der Erde verknüpft, und alles mit ihren Spuren bezeichnet. Und sie, die den Sonnen ihren Lauf bestimmt, die dieses unermeßliche Ganze erhält und ordnet, sollte die Menschen allein nicht zügeln, sollte ihr Stürmen nicht bändigen, und ihre Fehler nicht zum Besten lenken können? Was sind wir, was ist unser Leben, was ist die vereinigte Macht unsers ganzen Geschlechts gegen die Kräfte, gegen die Wirksamkeit, gegen die Dauer der Natur; verliehren wir uns nicht, wie leichter verächtlicher Staub in ihrem unermeßlichen Umfang? und doch sollten wir fähig seyn, uns den heiligen Gesetzen zu entziehen, denen sie so willig gehorcht; die Weisheit, welche alles in derselben ordnet, sollte zu schwach seyn, unserm Schicksal eine wohlthätige Richtung zu geben, und uns dem Ungefähr, oder der Gewalt überlassen? Verschwinden, M. Br., verschwinden müssen unsere Sorgen schon darum vor dem An-

blick der Natur, schon darum muß unser Geist heiter werden, so bald er sie aufmerksam betrachtet, weil sie ihm der Beweis ist, daß wir uns hier in einem Reiche der Ordnung befinden.

Und dabei an den Quellen eines unerschöpflichen Ueberflusses. Was werden wir essen, was werden wir trinken, womit werden wir uns kleiden, dieß sind die Fragen, die uns oft nicht ohne Ursache beunruhigen, der wir uns nicht erwehren können, so gerne wir sie auch abwiesen; die Niemand schwerer auf das Herz fallen, Niemand mehr mit bangen Sorgen erfüllen, als euch, Väter und Mütter, die ihr sie nicht für euch allein, die ihr sie für eine ganze Familie, für kleine hülfsbedürftige Geschöpfe beantworten sollet, welche alles, alles von euch erwarten. Ach sie werden euch immermehr ängstigen, diese Fragen, es wird euch immer unbegreiflicher werden, wie ihr so großen, so mannichfaltigen, so dringenden Bedürfnissen Befriedigung schaffen sollet: je mehr ihr euch mit euern Sorgen gleichsam verberget und zurückziehet, je mehr ihr euern Blick von der Werkstätte der Natur, und von den großen Vorrathshäusern wegwendet, die in derselben geöffnet sind. Sehet die Vögel unter dem Himmel an, ruft Jesus euch zu, sie säen nicht, sie ärndten nicht, sie sammeln nicht in die Scheuern, und euer himmlischer Vater nähret sie doch; seid ihr

denn nicht viel mehr, denn sie? Versuchet es, ihr alle, die ihr vom Mangel gedrückt, ängstlich sorget, und euerm Kummer fast erlieget, versucht es, erhebet den gesenkten Blick zur freien Natur, und nehmet wahr, was sie euch darstellt. Ihr sehet so weit euer Auge reicht, ein Land, das Güter aller Art hervorbringt, das alles reichlich liefert, was zu euerm Unterhalte nöthig ist; ihr sehet im Laufe der Natur Einrichtungen und Anstalten, die alle darauf abzwecken, diese Gefilde mit Ueberfluß zu segnen, und sie zu einem glücklichen Wohnplatz lebendiger Geschöpfe zu machen; ihr sehet eine Wirksamkeit natürlicher Kräfte, die nie stille steht, die unablässig daran arbeitet, Gegenstände des Genusses vorzubereiten, und sie nach und nach zur Reife zu bringen; ihr sehet Anlagen, die nur weiter entwickelt, Vorräthe, die nur sorgfältig gesammelt, Materialien, die nur fleißig bearbeitet werden dürfen, um dem menschlichen Geschlechte Nahrung, Kleidung und Vergnügen zu geben; ihr sehet unzählige Geschöpfe, die neben euch leben, für die alle gesorgt ist, und die täglich finden, was sie bedürfen; ihr sehet mit einem Worte eine Fruchtbarkeit, die nicht gemessen, einen Reichthum, der nicht berechnet, eine Mannichfaltigkeit von Mitteln, die nicht überschaut werden kann. Und ihr wollet ängstlich zagen? Ihr wollet fürchten, von diesen unermeßlichen Vorräthen werde euch nicht einmal das Wenige zu

Theil werden, das ihr nöthig habt? Ihr wolltet euch mit der Vorstellung plagen, an diesen Quellen des Ueberflusses würdet ihr mit den Eurigen hülflos verschmachten müssen? Im Schoß einer milden und freigebigen Mutter, die alle ihre Kinder zu nähren weiß, befindet ihr euch, M. Br., wenn ihr die Natur betrachtet. Vergesset es nicht, auch für euch hat sie gesorgt; auch für euch arbeiten ihre Kräfte, blühen ihre Saaten, und reifen ihre Früchte; auch für euch hat sie zurückgelegt, was ihr nöthig habt, wenn ihr euch durch Klugheit und Fleiß desselben zu bemächtigen wisset. Und bei einem solchen Anblick sollte euer Herz sich nicht erleichtern, und euer Angesicht nicht heiter werden? Ihr solltet nicht Muth fassen, wenn ihr wahrnehmet, was alles da ist, was alles euer werden kann, wenn ihr eure Kräfte aufbieten, und mit Vorsicht und Pflichttreue thätig seyn wollet? An Quellen eines unerschöpflichen Ueberflusses befinden wir uns hier; dieß fällt uns in die Augen, sobald wir sie auf die Natur richten; auch in dieser Hinsicht muß ihr Anblick das wirksamste Mittel einer vernünftigen Aufheiterung für uns seyn.

Aber was noch mehr ist, er überzeugt uns auch, daß wir unter der Aufsicht einer väterlichen Huld stehen. Eine große bewundernswürdige Haushaltung, in der alles auf die Erhaltung und das Wohlseyn der lebendigen Geschöpfe

berechnet, alles dazu eingerichtet ist, jeder Gattung so viel Gutes zufließen zu lassen, als sie annehmen und genießen kann, zeigt euch die Natur schon auf den ersten Blick; und vervielfältigen, ins Unendliche vervielfältigen werden sich die Spuren dieser weisen Güte, je mehr ihr ins Einzelne gehen, je mehr ihr ihre Anstalten in allen ihren Theilen verfolgen wollet. Es ist klar, eine Huld, die alles umfaßt, die sich über alles verbreitet, was lebt, herrscht in der ganzen Natur. Denn sehet die Vögel unter dem Himmel; sie säen nicht, sie ärndten nicht, sie sammeln nicht in die Scheuern, und doch werden sie alle genährt; doch ist unter den Millionen von Geschöpfen, die sich überall regen, auch nicht eins, das nicht fände, was es bedarf; doch ist mit einer Sorgfalt, die alles durchdringt, die kleinste Milbe, der verächtlichste Wurm im Staube so gut bedacht, als das größte unter allen Geschöpfen, es ist das allgemeinste Wohlwollen, das sich überall ankündigt. Und dabei das gerechteste, ein Wohlwollen, das sich genau nach den Kräften der Empfangenden richtet. Denn ist es nicht offenbar, wie sehr sich die Gattungen der lebendigen Geschöpfe durch Fähigkeiten und Triebe von einander unterschieden, in welcher Stuffenfolge sie sich über einander erheben, und wie wahr es ist, was Jesus im Evangelio uns zuruft: seid ihr denn nicht vielmehr, denn sie?

Aber ist die Freigebigkeit der Natur, ist die Summe des Guten, die sie jedem ihrer Pfleglinge zutheilt, ist die Freude, die sie jedem gewährt, nicht genau nach dieser Stuffenfolge abgemessen; nimmt ihre Wohlthätigkeit nicht in eben dem Grade zu, in welchem der Werth und die Empfänglichkeit des Genießenden wächst: und schüttet sie ihren ganzen Reichthum nicht zulezt über uns aus, überhäuft sie uns nicht mit allem, was sie Gutes und Genießbares hervorbringt? Bemerket die Milde, den sanften erquickenden Reiz noch, mit welchem die Huld der Natur ihre Wohlthaten verschönert. Denn schauet die Lilien auf dem Felde, wie sie wachsen. Ich sage euch, daß auch Salomo in aller seiner Herrlichkeit nicht bekleidet gewesen ist, wie derselben eins. Eine Güte, die nicht bloß zur Nothdurft, sondern auch reichlich und zum Vergnügen giebt, die ihre Geschenke nicht blos nützlich, sondern auch reizend und erquickend macht; die mit ihren Einrichtungen nicht bloß Ordnung, sondern auch Schönheit und Annehmlichkeit verknüpft; eine Güte, die das Urbild aller Schönheit, und die Schöpferin unnachahmlicher Meisterstücke ist, wirkt in der ganzen Natur, und ist die Pflegerin aller lebenden Dingen. Was sollen wir sagen, M. Br., wenn uns dieß alles in die Augen fällt? Kann der Zufall solche Einrichtungen treffen? Kann ein Blinder, ohne

Bewußtseyn wirkender Triebe mit dieser absichtsvollen Güte sich äußern? Hat Jesus nicht recht, stimmt ihm nicht unser Herz und Vernunft bei, wenn er einen Vater, einen Vater in der ganzen Natur erblickt; wenn er uns erinnert, daß wir unter der Aufsicht eines Gottes stehen, dem alles im Himmel und auf Erden gehorcht, und der sich aller seiner Werke erbarmt? Waltet aber eine Weisheit, waltet eine väterliche Huld über uns, die selbst die Vögel unter dem Himmel, selbst das Gras auf dem Felde nicht vernachlässigt: sollen wir dann nicht getrost seyn: sollen wir dann unsere Sorgen, unsern Kummer, unsre Furcht nicht fahren lassen, sobald wir auf dem Schauplatz der Natur die Wirksamkeit Gottes erblicken; sollen wir uns nicht erquicken an diesem herzerhebenden Anblick, und neuen Muth fassen?

Zumal da er uns überzeugt, daß wir auch als ausgezeichnete Geschöpfe hier leben. Denn so ists, M. Br., wir können uns nicht umsehen unter den Erzeugnissen und Schöpfungen der Natur, wir können diese Erzeugnisse und Schöpfungen nicht genauer kennen lernen, ohne unsern Vorzug wahrzunehmen, ohne etwas zu fühlen, daß wir das Meisterstück der Natur sind, ohne den Ausdruck bestätigt zu finden: seid ihr denn nicht vielmehr, denn sie? Immerhin mag es Geschöpfe geben, die uns an Größe und Kraft des Körpers weit übertreffen; ist unser Körper nicht

unter allen der künstlichste; vereinigt er nicht Vorzüge, die sonst nirgends beisammen sind; ist er nicht zu Verrichtungen gebildet, die uns weit über die thierische Schöpfung erheben; hat er nicht eine Schönheit und Würde, die den Herrn des Erdbodens bezeichnet? Und wo ist die Kraft in der ganzen Natur, die mit dem Geiste vergli-chen werden könnte, der diesen Körper beseelt? Er allein handelt mit Bewußtsein und Ueberle-gung; er allein beobachtet und überschaut alles, was da ist; er allein faßt und versteht die Ordnung, die alles verknüpft; er allein weiß alles zu nützen, und aus allem Vortheil zu ziehen; er allein bemächtigt sich dessen, was ihm gefällt, und unterwirft sich die Kräfte der Natur; er allein verschönert seinen Wohn-platz mit schöpferischem Scharfsinn, und beherrscht den Erdkreis; er allein wagt sich in alle Tiefen und schwingt sich zu allen Höhen empor; er allein mißt die Laufbahn der Gestirne, und entdeckt sie in ungemeßnen Fernen; er allein handelt mit der Ueberlegenheit eines Wesens höherer Art, und rechnet sich zu dem heiligen Gebiete einer unsicht-baren und bessern Welt. Tritt hinaus, Mißmu-thiger, Trauriger, Verzagter, und laß dich von ihr belehren, wer du bist. Du hältst dich für dürftig und arm; aber bist du nicht reich an Vorzügen, die nichts in der ganzen Natur mit dir theilt; ruft dir nichts alles in derselben zu: du bist vielmehr, denn wir? Du hältst dich

für niedrig und verachtet; aber erkennt dich die Natur nicht für ein Wesen, dem sie willig gehorcht und dient; erklärt dir nicht alles in derselben: du bist vielmehr, denn wir? Du hältst dich für hülflos und verlassen; aber zeigt dir die Natur nicht die Hand eines Vaters, die dich allein vorzieht, was dir in die Augen fällt; erinnert dich nicht alles in derselben: du bist ihm vielmehr, denn wir? Du fühlst den Druck deiner Verhältnisse, und siehst dich in der Gesellschaft zurückgesetzt; aber huldigt nicht die ganze Natur der Würde deines Wesens, und bezeugt dir nicht alles in derselben: weil du Mensch bist, weil du Mensch bist, bist du vielmehr, denn wir? Es erquickt, M. Br., es heitert auf, es giebt Muth und Kraft, wenn man sich seines natürlichen Vorzugs bewußt wird, wenn man ein reines unverfälschtes Gefühl von der Würde seines Wesens erhält, wenn man daran erinnert wird, was man unabhängig von allen zufälligen Umständen, unabhängig von allen Verhältnissen und Unterschieden der menschlichen Gesellschaft, bloß durch sich selbst, bloß durch die Huld seines Schöpfers ist. Der Anblick der Natur gewährt euch dieses selige Gefühl, dies herzerhebende Bewußtseyn. Sie weiß nichts von allem, wozu euch die Ordnung der Gesellschaft, das Vorurtheil der Menschen, und der Eigensinn des Glücks gemacht haben mögen; aber der Vorzug,

vernünftige Geschöpfe zu seyn, an der Spitze aller lebendigen Wesen auf Erden zu stehen, eine edlere Natur zu besitzen, als alles, was euch umgiebt; den Vorzug, die Günstlinge und die geliebten Kinder eures Vaters im Himmel zu seyn, das läßt sie euch in ihrem Schoße empfinden, damit erquickt euch ihr Anblick. Und dabei wolltet ihr nicht alles vergessen, was euch sonst gedemüthigt; wolltet nicht erwägen, daß euch diesen Vorzug, daß euch den Rang, den ihr in der Ordnung der Natur behauptet, daß euch die Würde, zu der euch der Urheber eures Wesens geschaffen hat, Niemand streitig machen, Niemand entreissen kann?

Aber noch mehr; daß ihr mit einem heiligen Beruf in der Seele hier lebet, auch daran erinnert euch der Anblick der Natur, und zerstreut dadurch eure Traurigkeit. Wunderbarer Einfluß, den die Natur auf uns äußert, wenn wir mit offenen Sinnen, wenn wir mit Ueberlegung und Ernst in ihren großen prachtvollen Tempel treten. Welcher Schauer ergreift uns da, welches Gefühl erwacht in uns, welche Stimme erhebt sich in unserm Innern, an welche Pflichten werden wir erinnert, und welches Ziel, welcher Endzweck unsers Hierseyns und unserer Bestrebungen wird uns da vorgehalten! Alles ist lehrreich, alles wunderbar, alles unserer Aufmerksamkeit und Erforschung werth, was die Natur uns zeigt; alles fodert uns auf, nach den Ursachen dessen zu

fragen, was wir wahrnehmen, und auf der Stufenleiter der Geschöpfe zu dem Urheber des Ganzen emporzusteigen. Und umgeben von diesen Wundern, so laut ermuntert, und über alles nachzudenken, und alles zu prüfen, sollten wirs nicht fühlen, daß wir berufen sind, die Wahrheit zu suchen, und uns zur Erkenntniß Gottes zu erheben; sollten die Pflicht nicht anerkennen müssen, nach Weisheit zu streben? Alles ist geordnet, alles passend, alles festen unwandelbaren Gesetzen unterworfen, was die Natur uns zeigt, alles in derselben fodert uns auf, zu untersuchen, ob nicht auch uns ein Gesetz vorgeschrieben ist, dem wir freiwillig gehorchen, durch dessen Befolgung wir uns mit der Natur in Uebereinstimmung setzen sollen. Und umgeben von dieser erhabenen Ordnung, so mächtig angeregt von dem Ernst der Gesetze, welche der ganzen Natur gebieten, sollten wirs nicht fühlen, daß auch in uns ein heiliges Gesetz spricht, welches die Unterwerfung aller unserer Neigungen verlangt, sollten die Pflicht nicht anerkennen müssen, nach Tugend zu streben, und heilig zu werden, wie Gott? Alles ist nützlich, alles kann bearbeitet und veredelt, alles in einen Gegenstand des Genusses und der Freude verwandelt werden, was die Natur uns zeigt; sie fodert uns dringend, von ihren Gütern Gebrauch zu machen, und ihre wohlthätigen Absichten zu befördern. Und umgeben von so viel Mitteln der

Wohlfahrt, umringt von so viel Geschöpfen, denen wir durch unsere Thätigkeit nützen, für die wir die Schöpfer und Geber unzähliger Freuden werden können, sollten wirs nicht merken, daß wir zu einer gemeinnützigen Anstrengung berufen sind, sollten die Pflicht nicht anerkennen, dem Vater im Himmel nachzuahmen, und unsern Mitgeschöpfen Gutes zu thun? Wahrheit, Sittlichkeit und Wohlfahrt ist also das erhabene Ziel, das die Natur uns zeigt, und nach welchem wir streben sollen; Weisheit, Tugend und Liebe ist der heilige Beruf, den wir in der Seele tragen, und an welchen sie uns erinnert; wir können sie unmöglich aufmerksam betrachten, ohne die Richtigkeit und den Ernst der Ermahnung zu fühlen: trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes, und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch alles andre zufallen. Soll es uns aber nicht trösten, soll es uns nicht aufheitern und über allen Mißmuth empor heben, wenn wir uns beim Anbick der Natur einer solchen Bestimmung bewußt werden? Werden die Ursachen unsers Mißvergnügens nicht in eben dem Grade verschwinden, in welchem wir dieser Bestimmung Genüge leisten, in welchem wir alle Vorurtheile ablegen und in der Erkenntniß der Wahrheit wachsen; in welchem wir der Sünde absterben und der Gerechtigkeit leben; in welchem wir allen Eigennutz fliehen, und durch Liebe alle um uns her

beglücken? Werden wir weiter etwas zu fürchten haben, wenn wir uns als Wesen denken, die berufen sind, ihrem Schöpfer nachzuahmen, und zu einem Reiche Gottes gehören, das ewig und unvergänglich ist?

Denn an der Schwelle eines höhern Heiligthums befinden wir uns hier; dieß ist der letzte Grund der Aufheiterung und Beruhigung, welchen der Anblick der Natur uns an die Hand giebt. Nein, wir können sie nicht lange betrachten, ohne es gewahr zu werden, daß sie uns mit allem, was sie hat, nicht befriedigen, daß sie unsre Wünsche nicht stillen, daß sie unsern Ansprüchen nicht Genüge leisten kann. Nur die niedrigen Geschöpfe, die neben uns auf Erden leben, finden hier alles was sie suchen, und werden gesättigt. Aber wenn wir auch alles betrachtet haben, was die Natur uns zeigt; wenn wir auch alles genossen haben, was sie uns darbietet; wenn wir auch alles geleistet haben, was sich in ihrem Gebiete thun ließ; unser Durst nach Erkenntniß ist noch lange nicht gestillt, wir sehnen uns nach mehr Wahrheit und Licht; unser Wunsch nach Wohlseyn ist noch lange nicht befriedigt; wir schmachten nach einem langen und höhern Genuß; unserm Trieb nach Vollkommenheit ist noch lange nicht Genüge geschehen, er kennt kein höchstes Ziel, er strebt nach unendlichem Fortschritt. Nachdrücklich und laut erinnert uns also die Natur,

daß wir hier noch nicht an dem Ort unserer Bestimmung sind; sie verhehlt uns nicht, daß sie zu schwach sey, den Geist, der in uns denkt, auf immer zu beschäftigen; sie weiset uns von sich auf etwas Höheres und Besseres. Und ist es nicht klar, wenn wir sie aufmerksam betrachten, daß sie wirklich der Vorhof einer bessern Welt ist, daß wir uns wirklich an der Schwelle eines höhern Heiligthums befinden? Wie, die Macht, die uns schon hier mit so viel Wundern umgiebt, sollte nicht noch weit größere uns zeigen, sollte nicht überschwenglich thun können über alles, was wir verstehen und bitten? Wie, die Huld, die uns schon hier so viel Gutes empfinden läßt, sollte uns nicht noch mehr aufbehalten, sollte nicht beschlossen haben, uns ewig zu segnen? Wie der Vater im Himmel, der die Lilien auf dem Felde mit Reiz und Schönheit kleidet, der uns hier im Abglanz seiner Vollkommenheit leben läßt, der aus allen seinen Werken hervorgeht, der sein heiliges Bild uns eingedrückt und uns berufen hat zur Aehnlichkeit mit sich; dieser Vater unser aller, sollte nicht beschlossen haben, uns noch näher zu sich zu bringen, sich uns unverhüllter zu zeigen, und uns zum Anschauen seiner Herrlichkeit zu erheben? Doch auf deinen Gefilden, unter den hohen Gewölben deines Himmels, und beim Anblick deiner Schönheit und Pracht, Natur, ist die Stimme, die heilige herzerhebende Stimme erschollen: Trachtet

am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit; und es war der, ohne den nichts gemacht ist, es war der, der alle Dinge trägt mit seinem kräftigen Wort, der sie uns zurief. So giebt es denn ein besseres Reich Gottes, das uns erwartet, und für welches wir bestimmt sind. So fällt uns denn alles zu, was wir bedürfen, wenn wir nach diesem Reiche trachten, und durch Gerechtigkeit uns darauf vorbereiten. So stehen wir denn an der Schwelle eines Heiligthums, das der Sohn Gottes für uns geöffnet hat, und das uns aufnehmen wird, sobald wir aus der sichtbaren Welt verschwinden. Was soll uns weiter beunruhigen und niederschlagen, was soll uns außer Stand setzen, die Mühseligkeiten der Erde mit Standhaftigkeit und Muth zu ertragen! Wir sind schon an der Pforte jener bessern Wohnung, wo Gott abwischen wird alle Thränen von unsern Augen, wo der Tod nicht mehr seyn wird, noch Leid, noch Geschrei, noch Schmerzen, denn das Erste wird da vergangen seyn. Gieb uns Kraft, o du, der du erschienen bist, uns den Weg ins Heiligthum Gottes zu zeigen, gieb uns Kraft, dir muthig und getrost zu folgen, und laß uns seyn, wenn unsere Hütte sinkt, wo du bist; Amen.

F. V. Reinhard.

Betrachtungen über den gestirnten Himmel.

Alles in der Natur ist lehrreich, das Leblose wie das Lebendige, das Kleine wie das Große, die Theile wie das Ganze. Alles verkündigt uns die Größe Gottes; alles erinnert uns an unsere Bestimmung und an unsere Pflichten. Alles ist Stimme unsers Vaters im Himmel, der uns, uns seine Kinder gleichsam an der Hand führt, uns seine Werke zeiget, uns dadurch zum Nachdenken erwecket und zur Weisheit und Glückseligkeit leitet. Jeder Stein, jede Pflanze, jedes Thier, jeder Mensch ist ein Herold seiner Weisheit, seiner Macht und Güte; ein Wegweiser zu dem, der alles erschaffen hat und alles erhält und regiert, und in welchem wir alle sind und leben und wirken. Ja, alles, was uns umgiebt, ist Lehre, Erinnerung, Warnung, Ermunterung, Trost für den, der Augen zu sehen, Ohren zu hören, und ein Herz zu empfinden hat.

Inzwischen ist wohl unter allem, was wir sehen können, nichts, was den Geist mehr erhebt, und ihn auf einmal mit mehrern und größern Gedanken und Empfindungen — soll ich sagen bestürmt oder durchströmt? als der Anblick des gestirnten Himmels. Wer da ungerührt und unempfindlich bleibt, da nicht die Stimme des Schöpfers und Vaters der Natur vernimmt, da

nicht die Spuren der höchsten Macht und Weisheit entdecket, und sich in der Bewunderung derselben nicht verliert; der steht noch auf der untersten Stufe der Menschheit, nicht weit über die Thiere des Feldes erhoben.

Höre denn die Stimme des gestirnten Himmels o Mensch! Er rufet dir zu: Bete Gottes Größe und Herrlichkeit an. Und wie könntest du ihn, den Ewigen, den Unendlichen, den Allmächtigen, den Höchstweisen, den Allgütigen, in diesen seinen Werken verkennen! Welche Werke! Wer kann ihre Menge, ihr zahlloses Heer übersehen; wer ihre Größe und Entfernung ausmessen; wer ihre Ordnung, ihre Verbindung, ihre Bewegung, ihren wohlthätigen Einfluß in die Glückseligkeit aller lebendigen und empfindenden Wesen beschreiben? Wo ist hier Anfang, wo Mittelpunkt, wo Ende! — Der Himmel umgibt dich ganz, o Mensch! Von jeder Seite des Erdballs, den du bewohnest, vom Aufgange und vom Niedergange, von dem Mittage und der Mitternacht, zeiget sich dir ein neues unzählbares Heer von Sternen, von Sonnen und Welten. Schon mit deinem Auge erblickst du ihrer mehr, als du zählen kannst; von allen Seiten drängen sich von den entferntesten Gegenden des unermeßlichen Ganzen Lichtstrahlen in dein Auge; und wenn du dasselbe mit den Werkzeugen der Kunst bewaffnest, so siehst du da Millionen leuchtender Körper, wo

du nur erst einen blassen Schimmer erblicktest. — Und wenn du dich mit einem Geiste von einem Sterne zum andern erhebst, und von da aus den gestirnten Himmel betrachtest, wann wirst du aufhören, neue Schauplätze von Wundern zu entdecken? wo die Grenzen der Werke des Unendlichen finden? Vielleicht haben Millionen von diesen leuchtenden Körpern, deren Lichtstrahlen vom Anfange der Schöpfung her mit unbegreiflicher Geschwindigkeit nach deinem Auge hinströmen, den Weg zu demselben in Jahrtausenden noch nicht ganz zurückgelegt! — — Und nun denke an die noch weit zahllosern dunkeln Körper, um derenwillen diese Quellen des Lichts und des Lebens da sind, und die du, sehr wenige ausgenommen, weder mit bloßem, noch mit bewaffnetem Auge auszuspähen vermagst. Denn für dich sind jene entfernten Welten gewiß nicht da, o Mensch; dieser Gedanke würde unverzeihlicher Stolz seyn. So wie deine Sonne deinen Erdball mit allen seinen Bewohnern erleuchtet, erwärmet, belebet, und Kraft und Freude in alle empfindende Wesen ausgießt, so thun es jene unzählbare Heere von Sonnen in Absicht auf die Welten, die ihnen der Schöpfer zugeordnet hat. In dem Reiche des Gottes, der die Weisheit und Liebe selbst ist, da kann nirgends Pracht ohne Nutzen, Mittel ohne Absicht, Ursache ohne Wirkung seyn; da kann nicht empfindungslose, freudeleere Todesstille, da

müssen allenthalben Kraft und Thätigkeit, Leben und Seligkeit herrschen! Ja, die ganze unermeßliche Schöpfung Gottes ist mit Myriaden von Myriaden lebendiger, empfindender, denkender, seligkeitsfähiger Wesen angefüllt, die alle ihren Schöpfer preisen und sich in dem Genusse seiner Wohlthaten freuen. Jede Sonne hat ihren größern oder kleinern Wirkungskreis, ihre nähern und entfernten Weltkörper, jeder Weltkörper seine ihm eigenen Bewohner, die aus der ihnen geöffneten Lichtquelle Licht und Leben und Freude die Fülle schöpfen.

Und wenn du nun, o Mensch, dieses ganze ins Unendliche sich erstreckende System von Sonnen und Welten in deinen Gedanken zu umfassen dich bestrebst, und dich dann zu dem, der sie alle schuf, und alle erhält, mit deinem Geiste erhebest; wie undenkbar groß muß nicht Er, der Schöpfer und Vater aller Welten, der Urquell aller Kraft und aller Bewegung, die erste ewige Ursache aller Dinge seyn! — — O wirf dich vor ihm in den Staub hin, bete ihn, den Unbegreiflichen, den Unerforschbaren in tiefster Ehrfurcht an! Ihn, von dem und durch den und zu dem alles ist, was ist und seyn wird in Ewigkeit! Ihn den Allmächtigen, der alle diese Sonnen und Welten, deren Größe, Entfernung und Schwere alle deine Begriffe von Maas und Raum und Gewicht so weit übertreffen, seyn hieß, sie alle in seiner Hand

hält; alle trägt und belebet; und durch sie in allen Theilen seines Reichs alles wirket, was er will! Bete ihn an, den Höchstweisen, der sie alle so neben einander geordnet, so von einander entfernet, so mit einander verbunden, so gegen einander abgewogen, so ihre Bewegung und ihren Lauf festgesetzt hat, daß alles zu demselben Endzweck übereinstimmt, alles gemeinschaftlich wirket, alles unveränderlich in seinem Wirkungskreis bleibt, alles sich nähert und nichts sich berühret, keine noch so gewaltige Bewegung die andere störet, kein noch so schneller Lauf eines Weltkörpers den andern in seinem Laufe aufhält, oder von der ihm vorgeschriebenen Bahn mit sich fortreißt. Bete ihn an, den Allgütigen, den Gott der Liebe, der so viel, so unendlich viel Leben und Freude und Seligkeit außer sich hervorgebracht hat, stets mit mehr als väterlichem Wohlwollen auf seine ganze grenzenlose Schöpfung herabsieht, und sie in jedem Augenblicke mit neuen Ausflüssen seiner alles belebenden und alles beseligenden Gotteskraft durchströmt! Ja, werde ganz Andacht, ganz Anbetung, o Mensch! wenn du diesen Schauplatz der Wunder deines Gottes betrachtest! Fühle seine unendliche, unerforschliche Größe, verliere dich selbst in der Bewunderung seiner Herrlichkeit! Laß Dank und Preis und Lob aus deiner gedrängten Brust zu dem Gotte des Himmels emporsteigen,

und sey selig in diesem würdigsten aller Geschäfte!

Fühle aber auch dein Nichts und lerne Demuth. Auch dieß rufet dir die Betrachtung des gestirnten Himmels zu. Wandelt dich je die thörichtste aller menschlichen Leidenschaften, der eitle Stolz an, o Mensch; verleitet er dich je, deine Schwachheit zu vergessen, oder dich über deine Brüder zu erheben, dann, ja dann betrachte diesen Schauplatz der göttlichen Herrlichkeit. Sieh mit mir in die Höhe und antworte mir, ich will dich fragen. Kannst du sie alle mit Nahmen nennen? Kennst du die Kraft, die sie hebt und trägt, die ihnen ihren Lauf vorgeschrieben, ihren Standpunkt angewiesen hat, die sie aufgehen und niedergehen heißt? Kennst du ihre Gestalt, ihren Bau, ihre innere Beschaffenheit; die Millionen Welten, die sich um jene Millionen funkelnder Sonnen herumwälzen, und die unzählbaren Geschöpfe, die diese Welten bewohnen? Weißt du, wann eine jede von diesen Sonnen, von diesen Welten entstanden ist, wie lange eine jede in ihrem Kreise fortlaufen, wie lange sie leuchten und wann sie ihren Schein verlieren, ihr Ende erreichen soll? — Kannst du der Macht dessen, der dieses Heer hervorruft und ordnet und leitet, Grenzen setzen? Kannst du aus deiner finstern Behausung die ganze unermeßliche Lichtwelt übersehen? Würdest du nicht in jeder noch so ungeheuer großen

Entfernung neue Himmel, neue Sonnen, neue Welten erblicken, so wie diejenigen, die du jetzt siehst, unter deinem Fuße verschwänden? — Und wenn du dieß erkennest und fühlest, deine Unwissenheit und die Größe Gottes fühlest, einige weitreichende Blicke in die Höhe und in die Tiefe, in den grenzenlosen Umfang der Schöpfung wirfst; dann sieh auf deine Wohnung, sieh auf dich selbst herab, und vergleiche die Erde mit dem Himmel, das Sichtbare mit dem Unsichtbaren, und dich mit allem dem, was ausser dir ist! Was ist nun der Erdball, den du bewohnest, gegen dieses unermeßliche All? Ist er mehr, als ein Tropfen, der am Eimer hängt, mehr als ein Stäubchen, das an der Wage klebet? Und du, was bist du gegen den Erdball, den du bewohnest? Zähle, wenn du kannst, die Menschengeschlechter, die nach dir entstehen werden, und deren Staub sich dereinst mit dem deinigen vermischen wird! Zähle alle Thiere, die jetzt auf dem Erdboden wimmeln, alle Menschen, die auf demselben leben und weben! Halte diese Heere von Erdbewohnern gegen die unendlich viel zahlreichern Heere der übrigen Bewohner der Welt; und sage dann, machest du wohl einen großen einen beträchtlichen Theil des Ganzen aus? Wie weit erstreckt sich denn dein Wirkungskreis? Wie viel Spannen umfassest du mit deiner Macht? Was thust du Großes, wenn du auch ein Eroberer wärest? Du durchwühlest

einen Maulwurfshaufen, oder vermehrest die Hand voll Erde, die du dein Reich nennst, mit einer zweiten. Und wie viel Staub wirst du dereinst mit deinem Staube bedecken? Wie lange wird der Sandhügel stehn, der ihn verschließt? — — — O Mensch, muß du nicht dich selbst unter der Menge von den Geschöpfen dieses Erdbodens verlieren? Und der ganze Erdboden, verliehrt sich der nicht in deinen Gedanken unter der noch größern Menge von Welten, die ihn umgeben? Und du könntest noch stolz seyn; dir noch auf deine Wissenschaft, deine Herrschaft, deinen Reichthum etwas einbilden, dich noch für das wichtigste unter allen Geschöpfen halten, noch glauben, daß alles um deinetwillen da sei, alles nach deinen Wünschen sich richten, alles dir dienen müsse! Du solltest noch denken, daß dir der Schöpfer Unrecht thue, wenn er nicht blos für dich, sondern auch für andere sorget; noch denken, daß dich deine Mitgeschöpfe, die Würmer, die neben dir kriechen, beleidigen, wenn sie dich nicht für besser halten, wenn sie deine Oberherrschaft nicht erkennen, dir nicht blindlings gehorchen wollen! O kannst du hier, kannst du bei dem Anblicke des gestirnten Himmels noch stolz seyn, so hast du das einzige, was dich wirklich adelt, du hast deinen Verstand verlohren!

Doch, meine Absicht ist nicht, dich durch diese Betrachtungen niederzuschlagen, o Mensch,

oder dich kleinmüthig zu machen. Du sollst nicht stolz, aber auch nicht niedrig denken; dich nicht für mehr, aber auch nicht für weniger halten, als du in der That bist. Wenn dir der gestirnte Himmel zuruft: Fühle dein Nichts, und lerne Demuth; so ruft er dir auch drittens zu: Fühle deine Würde, und lerne derselben gemäß denken. Freilich mußt du dich selbst unter der zahllosen Menge von Geschöpfen und Welten, die dich umringen, gleichsam verlieren. Freilich muß dir der Raum, den du unter denselben einnimmst, unendlich klein, die Stelle, die du unter ihnen bekleidest, vergleichungsweise sehr unbeträchtlich, und alle irdische Herrlichkeit, alle Pracht deiner Wohnungen, deiner Kleidung, deiner Kunstwerke als kindisches Spielwerk vorkommen. Freilich sagt dir jeder Blick, den du auf das unermeßliche Weltgebäude richtest, jeder Versuch, womit du die Größe, die Ordnung, die Verbindung desselben dir vorzustellen dich bestrebest, und die sich allenthalben aufthürmenden Schwierigkeiten und unergründlichen Tiefen, die dich bei jedem Schritte deiner Untersuchungen aufhalten, die sagen dir wie unwissend, wie schwach, wie eingeschränkt du bist; die lassen dich nicht daran zweifeln, daß du nur einige wenige zerstreute Züge, einzelne, abgebrochene Silben im Buche der Natur, das dir der Unendliche vorhält, lesen kannst; und daß es verständige, erschaffene Wesen ausser dir geben

muß, die dich an Erkenntniß und Einsicht und Kraft eben so weit und noch viel weiter übertreffen, als du, wenn du am Ziele deiner irdischen Laufbahn stehest, das neugebohrne Menschenkind übertriffst. — — Aber schon dieses Gefühl deiner Unwissenheit und deiner Schranken, o Mensch; schon dieser unersättliche Durst nach Licht und Erkenntniß, dieses unablässige Streben nach Erweiterung deines Wirkungskreises, schon diese Vergleichungen, die du zwischen dir und höhern Wesen anstellen kannst; selbst die Fehltritte, die du auf dem Wege der Untersuchung begehest, selbst die unglücklichen Versuche, das Sichtbare mit dem Unsichtbaren, die Zeit mit der Ewigkeit, die Schöpfung mit dem Schöpfer zu verbinden: die sagen dir, daß du nicht ganz Staub bist; daß eine geistige, thätige Kraft in dir ist, die dich weit über den Staub erhebt, und die noch nicht alles ist und wirket, was sie seyn und wirken kann. —

Ja, fühle bei aller deiner Niedrigkeit deine Hoheit, bei allen deinen Einschränkungen deine Würde. Du, nur du unter allen Bewohnern des Erdbodens kannst deine Augen dem Staube, auf dem du wandelst, entziehen, und sie in die Höhe richten und da zahllose Heere von Sonnen und Welten erblicken. Dich, nur dich, unter allen Bewohnern des Erdbodens, rühret und entzücket dieses herrliche, göttliche Schauspiel. Dich durchströmen bei diesem Anblicke Gedanken und Em-

pfindungen, die deine ganze Seele erweitern, deinen ganzen Geist in Thätigkeit setzen, und die doch viel zu groß, viel zu zahlreich sind, als daß du sie alle umfassen, oder ganz durchdenken könntest.

Und wenn du dich dann daran erinnerst, daß der Mensch, dein Bruder, so schwach und eingeschränkt er immer seyn mag, die Größe, die Schwere, die Entfernung, das Verhältniß einiger dieser Sonnen und Welten gegen einander — freilich nicht ausrechnet — aber doch berechnet; ihre Bewegung und ihren Kreislauf ausmißt; daß er auf Jahrtausende hinaus die Stelle, die sie in dem unermeßlichen Raume einnehmen, die Verbindungen, in welcher sie gegen einander stehn, die Gesetze, nach welchen sie sich bewegen und wirken werden, mit Zuverlässigkeit zu bestimmen vermag; daß er durch seine künstlichen Werkzeuge Lichtstrahlen von so entfernten und ihm sonst ganz verborgenen Weltkörpern nach seinem Auge zu leiten und demselben sichtbar zu machen weiß; und daß er sich dann mit seinen Gedanken, noch geschwinder als der Lichtstrahl, über alles, was er sieht, emporschwingen, und dieses alles, so unermeßlich es ist, als einen unmerklich kleinen Theil des Ganzen, als den ersten Vorhof des Himmels denken kann: mußt du da nicht ausrufen: Herr, was ist der Mensch, daß du seiner gedenkest, daß du ihn, den Bewohner des Staubes, mit solchen Fähigkeiten

begabt, daß du ihn mitten aus der Dunkelheit, die ihn umgibt, so viel zu sehen und sich mit seinem Geiste so weit zu erheben vergönnt hast?

Und wenn du denn von den Geschöpfen zum Schöpfer hinaufsteigst, dir der Gedanke recht lebhaft wird: der Gott, der alle diese Sonnen und Welten erschaffen hat, sie und alle ihre Bewohner trägt und erhält, belebt und erfreuet, der ist auch mein Gott, mein Schöpfer, mein Erhalter; der kennet, der liebet auch mich; der will auch meine Glückseligkeit! Ich weiß, ich fühle es, daß er ist, daß er mir nahe, daß er alles in allen ist! Vor ihm ist nichts klein und nichts groß; sein Blick überschaut alles, seine Kraft beseelt alles, seine Güte erfüllet Himmel und Erde! Und diesen Gott kann ich denken, mit diesem Gotte Gemeinschaft haben, dieses Gottes mich freuen! Wenn dir dieser Gedanke lebhaft wird, o Mensch, welch Wonnegefühl muß da nicht dein Innerstes durchströmen! Kannst du da noch deine Würde verkennen? da noch niedrig und kriechend von dir selbst und deiner Bestimmung denken? Kannst du dich da noch enthalten, dich jedes unedeln, kindischen Bestrebens zu schämen, und dich zur würdigern Anwendung deiner Kräfte zu erwecken?

Wie? du solltest alle deine Begierden, Absichten, Bemühungen in den engern Kreis thierischer, sinnlicher Beschäftigungen und Vergnügungen einschränken? Solltest die Güter dieser Erde

für deine ganze Glückseligkeit halten? Solltest nach dem glänzenden Staube, der unter deinen Füßen ist, geizen, an diesem Staube kleben, deine Kräfte und deine Zeit blos damit verschwenden, Staub auf Staub zu häufen, und dann das Maas dieses mühsam zusammengehäuften Staubes zu überrechnen? Solltest das deiner Ehrbegier zum Ziele setzen, auf dem Sandkorn, das du jezt mit deinen Brüdern bewohnest, eine etwas höhere Stelle vor ihnen zu erstreben, und dann mit Verachtung auf sie herab zu sehen? Sind dieß wohl Bestrebungen, die eines Geschöpfes würdig sind, das seine Augen gen Himmel richten, sich mit seinem Geiste über Millionen Sonnen und Welten hinaufschwingen und bis zum Schöpfer derselben hindurchdringen kann?

Nein, du bist zu höhern Dingen geschaffen, o Mensch! Ahne, auch dieß rufet dir die Betrachtung des gestirnten Himmels zu, ahne deine künftige Vollkommenheit und Glückseligkeit, freue dich derselben zum Voraus, und mache dich ihrer immer fähiger. Siehe, jezt bekleidest du eine niedrige Stufe auf der Leiter der Dinge. Aber die Begierde, die Fähigkeit, das Streben, höher zu steigen, die fühlest du in deiner Brust, und die kann dir der Schöpfer nicht umsonst gegeben haben. Warum würde er diesen Schauplatz von Wundern vor dir verbreiten, warum dich bei dem Anblicke derselben

über alles, was irdisch und vergänglich ist; über dich selbst, zu sich erheben, und Wünsche in dir entflammen lassen, die nichts von allem, was hienieden ist, befriedigen kann? — Nein, Er, der Wahrhaftige, der Allgütige, kann und wird dich nicht täuschen, dich keine Vollkommenheit, keine Seligkeit ahnen lassen, die er dir nie zu geben beschlossen hätte! Nein, du kannst, du sollst von einer Stufe der Vollkommenheit und Seligkeit zur andern fortgehn, kannst und sollst immer weiser, immer besser, immer glückseliger werden! Das ist der Wille deines Schöpfers und Vaters im Himmel! Das rufet dir das ganze unzählbare Heer seiner Sonnen und Welten zu! Siehe, hier in seinem unermeßlichen Reiche sind Quellen des Lichts und der Erkenntniß, die nie versiegen, aus welchen man von Ewigkeit zu Ewigkeit schöpfen, und die kein erschaffener Geist jemahls erschöpfen kann! Hier ist Stoff zum ewigen Denken, zu unaufhörlichen Entdeckungen, zu stets neuen Empfindungen der erhabensten Andachtsfreude! Hier sind zahlreiche Gesellschaften edlerer Verehrer Gottes, denen wir uns nähern, mit denen wir uns vereinigen, in deren Vereinigung und Umgange wir höhere, unnennbare Wonne und Seligkeit schmecken können! Hier sind unendliche Mittel und Gelegenheiten und Antriebe, unsre Kräfte zu üben, sie ganz zu entwickeln, unsern Wirkungskreis zu erweitern, und alles zu sein und zu werden, was

wir jetzt nicht seyn und werden können! Hier zeigt sich jedes Vergnügen, das uns jetzt die Betrachtung der Natur, die Aeusserung unserer Kräfte, das Wohlthun, die Gottesliebe und die Menschenliebe gewähren, in tausendfachen, herrlichen Gestalten! Hier sind Wohnplätze der innigsten, wirksamsten Liebe, der reinsten, göttlichsten Freude! Ja hier können wir von einer Ewigkeit zur andern leben und wirken, immer höher steigen, immer mehr Wahrheit erkennen, mehr Gutes thun, und genießen, der Gottheit immer näher kommen, und in ihrer Gemeinschaft immer seliger werden! Keine Erwartungen können hier zu groß, keine Hoffnungen zu kühn seyn! Die Unendlichkeit Gottes und die Unermeßlichkeit seiner Welt; was öffnen uns die nicht für Aussichten in die entfernteste Zukunft!

Zollikofer.

Lobrede auf den König.

Gehalten den 24sten Jäner 1801.

Meine Herren!

Wenn schon ein dürftiger und zu geringfügiger Gegenstand dem Redner nachtheilig ist, so ist es weit mehr ein zu großer und zu erhabener. An jenem kann noch immer sein Witz und sein Scharfsinn Seiten finden, von denen er merkwürdig erscheint; er kann durch die Zauberkraft seiner Bered-

samkeit seine Zuhörer täuschen; kann, wenn auch nicht Bewunderung für den Mann, den er loben will, wenigstens Bewunderung für sich selbst erwecken. Aber wo die Vortrefflichkeiten eines Helden zu glänzend, zu mannigfaltig, zu unbekränzt sind; wo er schon alle Seelen der Zuhörer von ehrfurchtsvoller Bewunderung durchdrungen, alle in Erwartung einer eben so außerordentlichen Kraft der Beredsamkeit findet, als außerordentlich der Mann ist, der durch sie geehrt werden soll; da muß der Muth auch des kühnsten Redners, zugleich mit der Einbildungskraft und Sprache, erliegen. Er thut dem Genie seines Helden, und vielleicht seinem eigenen, Unrecht: jenem, weil er ihn weniger erhaben in der Schilderung darstellt, als er in der Natur ist; und diesem, weil man nur allzuleicht Schwäche der Kunst mit Schwäche des Redners verwechselt.

Darf ichs erst sagen, wie sehr dieß der Fall bei dem Lobredner eines Königs sei, welcher die Ehre eines Jahrhunderts, auf das er so mächtig gewirkt hat, und der Stolz eines Volkes ist, das ihn als seinen zweiten Schöpfer verehrt? Nicht jene glorreichen Siege des Königs; jene Thaten, welche Europa in Erstaunen setzen, und oft mehr Wunder einer Gottheit als Wirkungen menschlicher Kräfte schienen; nicht irgend einen seiner einzelnen Tugenden und Vortrefflichkeiten, seine weise Kühnheit und Unerschrockenheit, wenn er schlägt, seine

vorsichtige Betriebsamkeit, wenn er unterhandelt, sein über dem ganzen Staate offener, immer wachsamer, Alles durchspähender Blick, der so schnell jeden Mangel und die Mittel ihm abzuhelfen entdeckt; seine Milde, seine Gerechtigkeit, seine Mäßigkeit, seine rastlose Geschäftigkeit: nicht diese einzelnen Thaten und Tugenden sind es, welche die Schwierigkeit der Schilderung machen; aber ihrer aller wundervolle Harmonie, ihrer aller Hinstreben, durch so unzählige mittlere Zwecke hindurch, zu einem einzigen letzten und großen Endzweck, welcher der Endzweck Gottes in seiner Schöpfung und jedes wahrhaftig großen Monarchen in seinem Reiche ist: die höchste in der Verbindung mögliche, Wohlfahrt. Ein Blick auf das Ganze eines solchen Charakters ist, wie ein Blick auf das Ganze der Natur, wo sich jeder einzelne Theil in der Vorstellung verdunkelt; Alles, was Sinne, was Einbildungskraft, was Pinsel des Mahlers davon fassen und darstellen können, sind nur hie und da herausgehobene Scenen: das Ganze selbst ist kein Anblick und kein Gemählde; es ist eine Wirkung der nachsinnenden Vernunft, ein Gedanke.

Doch wie, wenn sich eben hier der einzige Weg eröffnete, den Monarchen, mit dem uns die Vorsehung gesegnet hat, auf eine nicht ganz unwürdige Art zu loben; wie, wenn dieser Weg nicht die beredte Erzählung seiner zu großen und zu zahl=

zeichen Thaten nach aller ihrer Weisheit und Zweckmäßigkeit, nicht der fruchtlose Versuch einer lebendigen Schilderung seines ganzen Charakters wäre, wie er sich durch das unterscheidende seiner Lage unterscheidend ausgebildet, und unter so unzählig mannigfaltigen Umständen, in so verwickelten Situationen, geglänzt hat; wie, wenn es eine mehr ruhige, untersuchende, nur durch die stille Begeisterung der Vernunft sich erhebende, Betrachtung jener allgemeinen Vortrefflichkeit wäre, die sich mehr oder minder bei jedem wahrhaftig großen König, und mit einem ganz sichtbaren, nicht zu verkennenden Vorzuge, bei diesem Einzigen findet? Freilich wird da an die Stelle des Gemäldes ein nur flüchtiger unvollendeter Schattenriß, ein Entwurf der äußersten Linien, treten; aber zu dem vollen, redenden und beseelten Gemälde fehlen die Farben: oder wenn diese Farben der Sprache selbst nicht fehlen, so fehlen sie wenigstens mir, der ich auch jenen Schattenriß nur mit ungewisser und zitternder Hand werde zeichnen können. — —

Wer auf die Stimme der Schmeichelei hört, die muthwillig alle Begriffe verfälscht, oder des Blödsinns, der keinen ergründet; der wird der großen Könige in allen Jahrhunderten und in den Geschichtbüchern aller Völker finden. Aber wer nur denjenigen groß nennet, der in einem ungewöhnlichen Grade alles ist, was er soll; wer aus

der Anzahl großer Monarchen jeden ausstößt, dessen Regierung nicht durch ihn selbst, sondern nur durch das glückliche einträchtige Genie vortrefflicher Diener glänzte, und der nur weise genug war, sich leiten zu lassen, da er selbst hätte leiten sollen, wer, mit unverwandtem Blick auf den einzigen würdigen Zweck eines Königs, keine, auch nicht die glänzendsten, Thaten bewundert, sobald sie jenem Zwecke entgegen laufen; wer das einseitige Talent des Krieges von dem mannigfaltigen, soviel andere Talente in sich schließenden eines Monarchen unterscheidet: der wird der großen Könige, groß im ächten Sinne des Wortes, durch ganze Jahrhunderte und unter ganzen Nationen vergebens suchen. Er wird schon ehe er sucht, ihrer nur äußerst wenig zu finden hoffen. Denn wie sehr er auch seine Foderungen zu mäßigen, wie sehr er auch sein Ideal, ohne es gleichwohl zu zerstören, herabstimmen mag: so ist und bleibt das Ideal eines Königs das höchste denkbare aller menschlichen Ideale; und wenn, nach dem allgemeinen Gesetz der Natur, das Vortrefflichste in jeder Gattung nur so selten erscheint: wie selten muß unter der kleinen Anzahl der Könige der Mann hervortreten, der den Forderungen des schwersten aller Aemter Genüge thut, und der, das Größte und Höchste zu seyn, was Menschen seyn können, beides die Kräfte und den Entschluß hat!

Schon der spekulative Denker, so viel er von der unendlichen Ideenfülle, die sich in dem einzigen Begriff eines Staats zusammendrängen, abschneidet, und alle die unsäglichen Hindernisse der Ausführung von Planen vergißt, die auf dem Blatt zu zeichnen, und zu berechnen, so leicht, und in der Wirklichkeit darzustellen, so schwer sind; schon der Philosoph, sag' ich, ob er gleich nur über so vereinfachten, allgemeinen Begriffen arbeitet, findet ihrer noch immer so unzählige zu überblicken und zu verbinden, daß die Schöpfung des Ideals von einem vollkommnen, glücklichen Staate eine seiner genievollsten Arbeiten ist. Der Philosoph auf dem Throne, — oder nicht der Philosoph, sondern der erleuchtete thätige Weise, der das Haupt seines Staatskörpers nicht bloß heißen, sondern seyn, nicht bloß vor den übrigen Gliedern, selbst vielleicht das müssigste Glied, hervorragen, sondern auch als Haupt für den ganzen Körper denken und alle seine Bewegungen ordnen will: welch eine weit größere Masse von Ideen muß er umspannen, bearbeiten, einander unterordnen, vereinbaren können! Das Ideal, das er schaffen, oder wenn es vorhanden wäre, wenigstens fassen und durchdenken soll, ist das besondere dieses wirklichen Staats, von dieser eigenthümlichen Lage, diesem Maaße innerer Kräfte, dieser Verwicklung äußerer Verhältnisse, diesem Charakter des Volks, diesen Rechten, Gewohn-

heiten, Sitten, diesen Grad der Cultur, diesen vorhandenen Hülfsmitteln. Es ist jenes Ideal des Weltweisen, aber unendlich reicher an Bestimmungen, und eben dadurch an Schwierigkeiten. Was für innere Vollkommenheiten jeder Art, in welchem Grade zu erreichen möglich? auf welchen Wegen? welche nach den Umständen die wichtigsten? wie jede andere nach ihnen abzumessen, daß keine zum Ruin des Ganzen übertrieben werde, und doch auch keine ermangle? wie Jedes durch Jedes unterstützen, die zahllosen Räder der großen Maschine in einander eingreifen zu lassen? wie die Gesetzgebung, die Disciplin, die Staatsökonomie, jedes für sich und jedes in der Verbindung, auf die höchste Vollkommenheit hinzurichten? wie das größte fremde Interesse, mit welcher Vorsicht, in das eigene zu verweben? wie bei Bündnissen und Freundschaften das Ansehen mit der Nothwendigkeit, die Klugheit mit der Redlichkeit zu verbrüdern? alle diese so verwickelten, so unzählig viel befassenden, Aufgaben zu lösen, und glücklich zu lösen: was für Forderungen an einen König! Was für ein Geist muß es seyn, der sich bis zu der Höhe, wo die Uebersicht möglich ist, emporschwingen, und mit dem Blick des Adlers den ganzen weiten Kreis überschauen soll!

Aber dieses Ideal nur innerhalb der Seele schaffen, ist nicht genug: der Monarch soll ihm auch außer der Seele Wirklichkeit geben; soll es,

bei dem steten Fluß und Wechsel der Dinge, immer von neuem durchdenken, ergänzen, erweitern, es in tausend und aber tausend seiner Bestimmungen umändern; soll jede Lage der Dinge beurtheilen, und indem er den einen Blick in die Vergangenheit, den andern auf die Gegenwart richtet, die Zukunft enträthseln; soll jede Gelegenheit zur Vervollkommnung ergreifen und nützen, jeder Gefahr, die sein edles Werk zu zerstören droht, entweder ausbeugen oder sie niederkämpfen, soll beides die fähigsten und die redlichsten Diener wählen, sie weder durch Vertrauen lässig, noch durch Mißtrauen schüchtern machen, in allen den wichtigen Angelegenheiten des Staats mit eignen Augen sehn, mit eignen Kräften wirken. Was für neue Talente, welche Klugheit und Kunst an der Seite der Wissenschaft, welche Menschenkenntniß, welcher Prüfungsblick, welche Vorsehungsgabe, welche Geistesgegenwart, welche Vereinigung aller der namenlosen Eigenschaften wird erfordert, ohne die keine glückliche Führung der Geschäfte möglich ist, deren Mangel so oft die weisesten Maßregeln unkräftig gemacht und die überlegtesten Entwürfe hat scheitern lassen! nicht bloß den allgemeinen Geist aller der Kenntnisse, auch die Gaben, die praktischen Fertigkeiten aller seiner Diener, des Kriegs und des Friedens, muß der vereinigt besitzen, der sich in der That als aller Meister und König zeigen, der sie nicht nur prüfen

und auswählen, ihnen nicht nur Richtung und Anstoß geben, sondern auch überall selbst an ihrer Spitze wirken, selbst seinen Geschäften vorstehn, seine Heere führen, seine Schlachten gewinnen will.

Dennoch, so groß schon diese erste Forderung an den Geist eines Königs ist, so ist die zweite an seinen Willen noch größer. Nicht zwar die der Arbeitsliebe und Geschäftigkeit überhaupt: denn ein großer Geist ist ein gebohrner thätiger Geist, dem Muße bald unerträglich und Wollust ekelhaft wird; aber die strenge, schwere, fast nie erfüllte Forderung der unausgesetzten, ganzen und wahren, Thätigkeit, die nichts verachtet, zurückläßt, verschiebt, die nie das Leichtere dem Schwerern, das Angenehmere dem Nothwendigern vorzieht; die nicht dem schmeichelhaften liebkosenden Locken der stärkern Neigung, sondern dem ernsten Ruf der Vernunft gehorcht, mag er sie zu Beschwerlichkeiten oder Ergötzungen, zu Arbeiten des Körpers oder der Seele, des gefahrvollen Kriegs oder des sichern Friedens wecken; die nicht einmal aus Ekel und Ueberdruß weit vor dem Ziel ermattet, noch das andremal im hitzigen, leidenschaftlichen Anlaufe über das Ziel hinaussetzt.

Der untergeordnete Diener in seinem engern Kreise von weit gleichförmigern Geschäften, denen er sich aus Neigung gewidmet hat, findet dennoch, in der Verbindung aller, eine Menge kleiner,

leerer, reizloser Arbeiten, die er fürchtet, denen er ausweicht, die er so viel als möglich von sich abwälzt; und ein König? Er, dessen Kreis von Geschäften gegen jeden andern so gränzenlos ist: wie viele, selbst der nothwendigern, unumgänglichern, muß er mit aller seiner Neigung streitend, wie peinlich alle die mechanischen, geistlosen, in ekler Einförmigkeit ewig wiederkehrenden Arbeiten finden, deren Versäumniß gleichwohl gefährlich wäre; die alle gethan, und von Ihm, dem großen genievollen Geiste, gethan seyn wollen, der hier über seine Kraft selbst zu ermatten in Gefahr ist, den seine Thätigkeit selbst an der Thätigkeit hindert! — Von einer andern Seite, hat jeder Geist seine Lieblingsentwürfe, die den andern so gern alle Aufmerksamkeit rauben: jedes Herz hat seine Schwächen; und wie der volle blutreiche Körper, wenn er einmal erkrankt, den tödlichsten giftigsten Uebeln, so ist der große kraftvolle Geist den verderblichsten Leidenschaften unterworfen. Woher da Gegenmittel und Gleichgewicht; woher da Kraft nehmen, welche die ganze Seele in Achtung, das widerspänstige Herz in Gehorsam erhalte? Jener, der untergeordnete Diener, hört, außer der sanften Stimme der Pflicht, die in seinem eignen Innern erschallt, noch die gebietende, warnende, strafende Stimme des Obern: er hat für seine Trägheit einen Sporn, für seine Leidenschaft ein Zügel; aber ein König? Er, der Gesetzgeber der Nation,

selbst keinem Gesetz unterwürfig; der Richter Aller; von keinem Andern gerichtet: was hat er, das ihn in Schranken erhalten, ihn antreiben oder zurückhalten könnte, als einzig seine eigene Tugend? als die Gewalt seiner Vernunft über alle, auch die Lieblingsneigungen seines Busens? Und doch ist's um seine ächte Größe gethan; verloren ist der Ruhm, den er durch seine Talente sich selbst, die Glückseligkeit, die er seinem Volke erwerben könnte, wenn er nicht seiner Vernunft jene Gewalt über die Seele eben so unumschränkt giebt, als er selbst sie in seinem Reiche ausübt? wenn er für seine Thätigkeit eine andere Regel, als die des Besten seines Volks und seines Throns hat; wenn er nicht zu den seltnen, vortrefflichen Geistern gehört, bei denen Erkenntniß des Besten Wille, und Wille That ist.

Aber einer Thätigkeit, bloß auf Geheiß der Vernunft, hängt so gerne, von ihrem Ursprunge jener Charakter der Kälte, der Trägheit und Langsamkeit an, der immer ihre Wirkung schwächen, oft sie vernichten, dann und wann selbst verderblich seyn würde. Fordre die Staatsklugheit, nach aller Lage der Umstände, den Krieg, und fordre sie ihn da, wo eben der Monarch in Entwürfe des Friedens vertieft ist, die den vorzüglichsten Kräften seines Geistes freies Spiel geben, für die er sich im Fortgange immer mehr erwärmt, je mehr sie schon Sorgen gekostet haben, und die er nun alle mit

widerstrebendem Herzen aufgeben soll. Welche Uebel kann da Kälte, Trägheit, Langsamkeit stiften! Nur eine rasche kühne Hand ergreift die vorüberfliehende Gelegenheit, und nur ein feuriges Ansprengen wirft große Hindernisse zu Boden. Soll der beste edelste Wille des Monarchen die ganze wohlthätige Wirkung haben, die er kann, so muß noch der letzte, der vollendende Zug zum Charakter hinzukommen: Er muß fähig seyn, ohne Leidenschaft leidenschaftähnlich zu handeln; er muß eine Seele voll Feuer, und dies Feuer in seiner Macht haben: nicht nur, um es da, wo es natürlicher Weise ausbricht, zu mäßigen oder zu dämpfen, sondern auch überall, wo es ausbrechen soll, es hin zu gebieten. Die allgemeine Liebe des Besten seines Volks, und der edle große Ehrgeiz, durchaus den Beifall der Weisesten, vor allen aber seiner selbst, zu haben, muß die reine, herrschende und mächtige Flamme seines Busens seyn, an der sich jeder einzelne Vorsatz entzünde, die jede seiner Thaten befeire. — —

Wer sich selbst zu schwach fühlt, um Seelen von dieser Stärke, oder zu eingeschränkt, um Geister von jenem Umfange der Fähigkeiten für mehr als Wesen der Einbildung und geträumte Ideale zu halten, den werden die vergangenen Jahrhunderte durch hie und da einen großen edlen Geist, der bei innrer Vortrefflichkeit auch die äußern Anlässe sich zu bilden und zu entwickeln fand; den

wird vor allen das unsrige durch das Beispiel eines Monarchen beschämen, dessen Geschichte die einzige seiner würdige Lobrede ist. Seine Thaten, sowohl des Kriegs als des Friedens, sein öffentlicher und sein besondrer Charakter; Alles redet.

Wenn die Wirkung von ihrer Ursache, das Werk von dem Werkmeister, zeugt; so mag das Reich von dem Geiste zeugen, dem es Ausbildung und Vollendung verdankt. Wo war im Alterthume, oder wo ist zu unsern Zeiten das Reich, das an absichtsvoller Weisheit des innern Baues, an richtiger Ordnung oder fester Verbindung der Theile, dem unsrigen vorstände? Oder vielmehr: Wo ist das Reich, das, als System mit System, mit dem unsrigen könnte verglichen werden? — Wenn je ein Staat war, der einen tief durchdachten, überall verbundnen, auf die höchste durch ihn nur mögliche Wirkung berechneten Plan hatte, so ist's der unsrige. Wenn je ein Staat war, in welchem Würde und Majestät des Thrones so innig mit der aufmerksamsten Sorge für die Unterthanen zusammenhing, in welchem beider Erhaltung und Wohl so vorzüglich auf Macht beruhend, die Macht so richtig gegen die umgebenden Mächte abgewogen, zu ihrer vollen, schnellen, ausdaurenden Wirksamkeit die ganze öffentliche Haushaltung so unentbehrlich; die Sorge für die Macht in die Sorge für Nahrung und Wohlhabenheit der Bürger durch so mannigfaltige Kanäle

wieder zurückgeleitet, Alles in Allem, Kleines in Großem und Großes in Kleinem, so tief gegründet, Alles so ganz nur Ein Räsonnement war; so ist's der unsrige. Wenn je ein Staat unverträglich scheinende Eigenschaften in Harmonie stimmte, die rauhen Künste des Kriegs mit den sanften Künsten des Friedens versöhnte, und gleich sehr der innern Gerechtigkeit durch Aufklärung, Geistesfreiheit, als der äußern Sicherheit durch Macht und durch Bündnisse beistand, so ist's der unsrige. Wenn je in einem Staate die Unvollkommenheiten, wie in der Welt die Uebel, nicht die Schuld des bildenden Geistes, sondern der widerstrebenden Materie waren; so ist's der unsrige. — Nur der Unverstand meistert, und steht erstaunt, wenn sich ihm hie und da die Nothwendigkeit von Uebeln verräth, die er mit beßrer Erkenntniß so leicht gehoben glaubte; die Klugheit, mit tieferm Blick in den Zusammenhang, sieht die Theile durch das Ganze gerechtfertigt, erkennt in den Unvollkommenheiten Quelle oder Bedingung höherer Vollkommenheit, und schweigt, wo sie nicht durchblickt, voll Ehrerbietung, weil sie in dem dunklern verdecktern Theile des Plans die nämliche Weisheit muthmaßt, die ihr aus dem hellern und offnern entgegen leuchtet.

Diesen Staat aber, von so richtiger, seiner Natur so gemäßer, durch so weise Mittel so wohl erreichter Absicht; wer hat ihn entworfen? Wer

die Gedanken dazu, die er vorfand, mit so scharfem Blicke gefaßt, so meisterhaft ausgebildet, erweitert, vollendet? Ehe noch die Erfahrung spricht, läßt uns schon die Vernunft errathen; daß so ein System nur Werk eines einzigen Geistes seyn konnte; und wer war er, dieser kühne, genievolle, allumfassende Geist? Eben der, der für seinen großen Entwurf auch die Mittel, ihn wirklich zu machen, fand; dessen Anschläge sein Reich von einem nur mittlern Ansehen zu einem Grade der Macht und des Einflusses erhoben, daß einst halb Europa — wer entscheidet, ob vor Furcht oder vor Eifersucht? — sich die Hände bot, es zu zertrümmern und zu zerreissen. Eben der, der ein Leben auf dem Throne hindurch, von sichrer Klugheit geleitet, nie einen Schritt zurückwich, immer sich vorwärts Bahn brach; der auch da, als ihn seine Feinde schon im Geiste vernichtet sahen, und ohne Furcht der Beschämung, laut vor der Welt, von seinem Falle und ihrem Triumph sprachen; da, als seine Freunde und neidlosen Bewunderer — denn Bewunderer waren alle! — für ihn zitterten und kaum mehr zu hoffen wagten; auch da noch, geliebt von der Vorsehung, Wege zur Rettung, zur Wiederherstellung, zur Vergrößerung entdeckte: Er allein war's, der König? Wenn einst sein Geschichtschreiber die Absichten der Einrichtungen, die Entwürfe der Thaten, wenn er den Geist sucht, der überall verwaltete,

und in jeder, auch der mißlichsten Lage, Auswege und Hülfsmittel fand; durch und durch wird er auf ihn, und nur auf ihn, den Monarchen, treffen. Aus seiner Seele nahmen die Feldherrn, aus seiner Seele die Verweser des Staats, ihre Entwürfe, und all ihr Ehrgeiz, den sie kannten, war der; zu seiner Billigung auszuführen, was zu ihrer Bewunderung von ihm gedacht war; all ihr Stolz: daß ein Geist von seiner Größe und seiner Tiefe der Einsicht eben sie zu Werkzeugen und zu Mitgehülfen erkor.

Doch was rede ich nur immer von Weisheit, Absicht, Anschlägen, Entwürfen? Als ob sich nicht in diesem wunderbaren Könige, mit dem Geist und den Einsichten des Feldherrn, des Staatsmanns, des Gesetzgebers, zugleich alle Gaben und Fertigkeiten zur Ausführung verbünden! oder als ob seine weitgreifende, unermüdbare Thätigkeit irgend ein Anlaß, diese Talente schimmern zu lassen, versäumt, irgend eine der Arbeiten, die ihm selbst zu verrichten möglich war, Andern übertragen hätte! War Er's nicht selbst, der mit aller Ueberredungsgabe, Feinheit, Geistesgeschmeidigkeit eines Staatsmanns, jeden Großen, den er wollte, zum Freunde gewann? der seine Staatsverbindungen errichtete? seine Verträge und Bündnisse schloß? War's nicht sein eigenes Licht, das die Nation aufklärte und Vorurtheile jeder Art in ihrer Blöße beschämte? War's nicht sein eigner

Muth, der sein unüberwindliches Heer befeuerte? seine eigne Kriegskunst, die aller Orten den zweimal, dreimal stärkern Feind vor ihm hertrieb? Und in jenem schwarzen schrecklichen Zeitpunkte, da Alles mit einer Wuth auf ihn einbrach, daß römischer Muth hätte zagen und römische Standhaftigkeit wanken können: war's nicht seine eigne Tapferkeit, Geistesgegenwart, unerschütterte Festigkeit, die das Reich vor dem Untergange — oder was sag' ich, nur vor dem Untergange? — vor der mindesten Einbuße einer Hütte, oder einer Erdscholle, an den äußersten Grenzen rettete? War's nicht seine eigne haushälterische Kunst, womit er so schnell jede Spur des Verderbens vertilgte, die Trümmern wieder zu Mauern, die Aschenhaufen zu Städten erbauete? das Heer verstärkte? die Zeughäuser anfüllte? die Schatzkammer erweiterte und Millionen auf Millionen häufte?

Eine so anhaltend, so wirksam, auf so mannigfaltige Art bewiesene Größe des Geistes läßt schon von selbst auf den Adel und die Stärke des Willens schließen, der sich so einem Geiste zugesellte. Wer nur flüchtig beobachtet, den verführt das Feurige, Rastlose, immer auf Vollendung Dringende, immer auf den höchsten Punkt Gerichtete, in der Thätigkeit dieses Königs, daß er überall Leidenschaft, und Leidenschaft von ungewöhnlicher Stärke, ahnet. Aber bald, bei mehr-

zeitiger Beobachtung, fällt er von Widersprüchen in Widersprüche, bis sich ihm endlich der große Gedanke darbietet: daß die Macht der Vernunft über Seelen von höherer Ordnung Alles vermögen müsse; — und die Widersprüche verschwinden. Wenn man die eigne häusliche Sparsamkeit des Monarchen, seine große Aufmerksamkeit auf jede schon vorhandene oder noch zu entdeckende Quelle der Reichthümer, seine Sorgfalt sieht, die Güter der Unterthanen innerhalb den Gränzen zu erhalten; wie sollte man nicht auf herrschende Begierde nach Schätzen rathen? Aber nun bringe der Landmann, dem der überschwemmende Strom die Aernte nahm, seine Klagen vor den Thron; ein entkräfteter, durch Krieg und Mißwachs zu Grunde gerichteter Adel fordre werkthätige Hülfe: und wie willig, wie ganz gegen die Natur der geahneten Leidenschaft, werden die Tonnen Goldes, die der allgemeine Hausvater zur Vertheidigung sammelte, zur Ernährung dahin gegeben! Oder gerathe das Gleichgewicht der Macht in Deutschland, gerathe Freiheit und Recht bundesverwandter Fürsten in Gefahr: und wie ohne Bedenken, wie ohne Verlangen der Wiedererstattung, werden Millionen aufgeopfert, um das Heer in Bewegung zu setzen.

Wo der König als Feldherr erscheint, da verführt das ungewöhnliche Feuer seiner Operationen zu einem andern Irrthum. Diese anscheinende Hitze, womit er so schnell jeden kommenden Früh-

ling aufbrach; diese ungeduldige Eile, womit er oft schon ein Heer geschlagen hatte, und vor den Hauptstädten der Provinzen lag, wenn sie ihn kaum über den Gränzen glaubten; diese reißende Gewalt, womit er in einem einzigen Feldzuge die feindliche Macht, wie der Sturmwind die Wolken, vor sich aufrollte, von ihren Bergen, aus ihren Verschanzungen stürmte, in die Hauptstadt zusammenpreßte, belagerte: über Felsen und Ströme unter tausend Gefahren einen andern Feind suchte, ihn sah, und in alle Winde zerstreute; durch neue Provinzen einer noch stolzern siegreichen Macht entgegen ging, sie angriff, vernichtete, Alles was das Schwert nicht fraß, in den Schnee der Gebirge jagte, und nicht eher, als nach Eroberung einer Hauptstadt und eines ganzen feindlichen Heeres, ruhte: diese erstaunungswürdige Hitze, Eile, Gewalt; was läßt sie anders, als den entschiedensten Charakter eines Kriegers, mit aller ihm eigenen Rauhigkeit, Wildheit, Härte, vermuthen? Wahrlich! kein Alexander Griechenlands oder Nordens, wie sehr seine Leidenschaft Krieg und Geräusch der Waffen seine Wollust war, ist je mit so ungestümem Feuer von Schlacht zu Schlacht, von Sieg zu Siege geeilt, als dieser so gefürchtete, schreckliche — friedliebende Weise, der, weil er Alles ist was er will, auch das in der Vollkommenheit war, was er nur aus Nothwendigkeit wollte; das, was mit den natürlichen Neigungen seines

Herzens vielleicht am meisten streitet: ein Feldherr. Denn betrachte man ihn, wo er völlig sich selbst gelassen handelt, in seiner Familienliebe und Freundschaft, in seinen Vergnügungen, in den Arbeiten seiner müssigen Augenblicke: wo ist da Spur oder Verdacht eines wilden, kriegrischen Geistes? Blickt nicht überall ein sanfter, zärtlicher, oft bis zum Weichen zärtlicher Charakter hervor? Jene Entfernung von allen geräuschvollen lärmenden Ergötzungen, wie die der Jagd sind; jene Sprache, die er nicht bloß als Sprache der Höfe aus Gewohnheit, die er aus Wohlgefallen, aus Liebe spricht, und ihr so gerne, für Feinheit und Geschliffenheit, ein wenig Schwäche vergiebt: jener entschiedene Geschmack für diejenige unter allen Künsten, die am meisten zum Herzen redet; jenes Instrument, auf welchem er Meister und im Ausdrucke des Zärtlichen groß war, das weichste und sanfteste unter allen; jener Tonkünstler, dem er, wegen der Anmuth des Satzes und der Lieblichkeit des Gesanges, vor allen den Preis gab: wie sehr verkündigt das Alles natürliche Milde, Empfindsamkeit, Sanftmuth! Sollen wir ihn mehr bedauern, oder mehr ihm Glück wünschen, daß ihn die Vorsehung auf einen Thron rief, dessen wichtigste Pflichten ihm so wahrscheinlich eine stete Verläugnung kosteten? Bedauern werden wir ihn mit der ersten Empfindung; aber Glück werden wir ihm nach der Ueberlegung wün=

schen: daß eine so völlige Selbstbeherrschung, eine so wunderthätige Kraft des Entschlusses, die höchste Ehre der Menschheit, und sie fühlen und üben, die edelste aller Wollüste ist.

Nicht so glänzend, wie der Held im Feldlager und an der Spitze des Heeres, aber in der That noch bewundernswürdiger ist der stille ruhige Arbeiter im Frieden. Zu Schlachten und Stürmen rief ihn mit zu lauter Stimme das Wohl des Vaterlandes und die Ehre des Throns, und einmal beschlossen konnten Thaten von solcher Wichtigkeit einen so großen Geist nicht anders als anziehen; aber jede Klage und jede Bitte hören, auf jede unbedeutende Frage antworten, jede oft zudringliche Aufmerksamkeit auch des mindesten Unterthanen erwiedern, und nie von dem einmal gemachten Gesetze sich lossprechen, nie diese oft so verächtlich scheinenden, über ihre Geringfügigkeit mühsamen und ihre Einerleiheit peinlichen Arbeiten bis zum kommenden Tage aussetzen: welche Mannheit, welche Stärke des Entschlusses kündigt das an! Welche Anhänglichkeit an die Pflicht, auch da, wo sie mit den großen Zwecken des Monarchen nur durch so einzelne, feine, in dem Gewirre aller so leicht sich verlierende Fäden verknüpft ist! Und könnte noch dieser Monarch nicht Arbeiten von ganz andrer Natur! Aber so geliebt, geschmeichelt, begünstiget von den Musen, sich ihnen entwinden, ihren so mächtigen, durch Unschuld selbst

so verführerischen, immer schönern und immer gefährlichern Reizen widerstehen, um freiwillig auch die kleinsten reizlosesten Pflichten zu erfüllen, und in dieser Denkungsart ein Leben hindurch beharren: wahrlich! das beweist einen Adel und eine Größe, die, wenn sie nicht eben so sehr die Einbildungskraft füllt, wenigstens in den Augen der Vernunft erhabner, als selbst die kühnste Entschlossenheit in Gefahr, ist. — —

Diese Herablassung des Königs, diese Achtung, deren er alle, auch seine geringsten Unterthanen würdigt, ist das festeste Band der Liebe zwischen ihm und dem Volke. Wenn schon Größe an sich mit so wunderthätiger Kraft auf die Gemüther wirkt; mit welcher Kraft muß erst Güte in Verbindung mit Größe wirken? Ehrfurchtsvoll, dankbar gegen die Vorsehung und gegen ihn, unter tausend Wünschen für die Verlängerung seines Lebens, feiert Alles, was ihm gehorcht und durch ihn glücklich ist, diesen Tag; feiern ihn mit vorzüglichem Rechte wir; da Er mit so herablassender Aufmerksamkeit auch für uns, auch nur noch jüngst durch die weise Einrichtung unserer Arbeiten, sorgte. — Aber wie, theure Jünglinge, wollen wir ihn feiern, diesen Tag, und was nennen wir feiern? Nur das: von den gewöhnlichen Arbeiten des Lebens ausruhn, und den erschlafften Kräften durch Ergötzlichkeiten, Spannung und Ton zurückgeben? Oder nicht vielmehr das: den Blick der

Seele zu ihrer Erleuchtung und Vervollkommnung in sich selbst kehren, alle die Gründe der Thätigkeit überdenken, die Vorsätze fassen oder erneuern, durch welche das übrige Leben regiert werden soll? Wenn wir auf diese bessere würdigere Art einen Tag, wie den heutigen, feiern: was für Ermunterungen zur Erfüllung unsers Berufs werden wir selbst in der Größe des Königs finden!

Dem erleuchteten weisen Weltbürger ist der Gedanke an einen Vater der Natur, dessen Zwecke lauter Güte, so wie seine Mittel lauter Weisheit sind, nicht nur ein entzückendes Licht für den Geist; er ist ihm auch eine belebende Kraft für das Herz: ein lauter, alle Begierden der Seele weckender unwiderstehlicher Aufruf zur Tugend. Nichts erhöht ihn seinen eignen Augen so sehr, und nichts entzündet ihn mit einer so brennenden Liebe seiner Pflichten, als die Erkenntniß: daß er durch Tugend mit diesem Vater der Natur in Gemeinschaft tritt, daß durch sie in seinem kleinen Wirkungskreise das Gegenbild Gottes in dem unermeßlichen des Weltalls wird; und da sein kleiner Kreis von jenem unermeßlichen ein Theil ist: daß er durch Tugend gleichsam an der Seite des allerhöchsten der Wesen, ein Freund, ein Gehülfe der Gottheit, zu ihren Absichten mitwirkt. Und so, wie diese Erkenntniß den Weltbürger; sollte nicht eben so den edeldenkenden Bürger des Staats der stolze Gedanke rühren: daß die Absicht, der er sich

widmet, mag sie Aufklärung und Sittenbesserung des Volks, oder Dienst im Tempel der Gerechtigkeit, oder Sorge für das Leben der Bürger seyn, in den Plan seines wohlthätigen, großen, erhabnen Monarchen mit eingeflochten, mit unter denen ist, die seine eigne königliche Seele beschäftigen? Sollte ihn nicht der stolze Gedanke rühren; daß er sich durch redliche, eifrige Erfüllung seines Berufs mit einem so erhabnen Geiste zu Einem Werke verbindet, und in einem höhern Sinne des Wortes sein Gesellschafter und Freund wird, als Manche — die nur ihrer Geburt wegen sein Angesicht sehen und die Vergnügungen seiner Tafel theilen? Lassen Sie uns trachten, theure Jünglinge, daß wir ihm ähnlich werden! Wenn es, ungeachtet der Unendlichkeit des Abstandes, kein sinnloser, sondern vielmehr der erhabenste aller Gedanken ist; Gott nachahmen; so ist es, bei einem zwar großen, aber doch nur endlichen Abstande, noch weit weniger ein sinnloser, es ist ein würdiger edler Gedanke, dem König nachahmen! Denn was heißt es im Grunde mehr, als, so wie Er, die ganze Natur seines Berufs erforschen, die Erfüllung der Pflichten dieses Berufs zur herrschenden Neigung seiner Seele machen, ihr muthig alle übrigen unterwerfen und unermüdet alle seine Thätigkeit gegen den erkannten Punkt der Vollkommenheit richten? Wenn wir gut, und bei vorzüglichern Kräften groß sind; so sind wirs überall,

auf dem Throne, im Pallast, in der Hütte, nur durch eine Tugend. Der Unterschied an Ausbreitung, an Wirkung, an Glanz, und an Herrlichkeit, ist unendlich; aber im Grunde und im Wesen ist es die nehmliche Kraft, womit eine Lampe ihren engen Raum, und womit eine Sonne die Welt erleuchtet.

Engel.

Nachricht
vorzüglich für Liebhaber der classischen Litteratur.

Aufgefordert von mehreren Seiten, sehe ich mich veranlaßt, nachstehenge im vorigen Jahr herabgesetzte vortreffliche Sammlung der Mannheimer *Autores Classici*, welche sich durch schönen korrekten Druck und billigen Preis vor allen übrigen Handausgaben auszeichnen, statt dem gewöhnlichen Preis von 27 Rthl. 6 gr. oder 40 fl. 57 kr. denjenigen, welche sich direkte mit baarer Zahlung an mich wenden, noch fort 1 Jahr lang um 13 Rthl. 15 gr. oder 20 fl. 29 kr. zu erlassen, und werde besorgt seyn, wenn es auch in entfernte Gegenden ist, den Transport auf das billigste zu besorgen.

Auch bin ich bereit, denen Herren Lehrern, die von einzelnen Autoren 12 oder mehr Exemplare nehmen, einen angemessenen Rabatt an den unten beigesetzten Preisen zu erlassen, wenn sie sich ebenfalls direkte an mich wenden, ausserdem kann man die ganze Sammlung in oder durch jede solide Buchhandlung Deutschlands um die beigemerkten Preise erhalten.

Tobias Löffler, Buchhändler
in Mannheim.

Ausonii, Opera, ex editione usum Delphini, 8. Postpap. 1 fl. 8 kr. 18 gr. Schreibpap. 45 kr. 12 gr.

Caesaris C. Julii, commentarii de bello Gallico et civili, 2 Vol. 8. Pospap. 2 fl. 15 kr. 1 Rthl. 12 gr. Schreibpapier 1 fl. 30 kr. 1 Rthl.

Cato et Varro, vide Scriptores rei rusticae.

Ciceronis, M. T., Opera omnia, 20 Vol. Postp. 18 fl. 12 Rthlr. Schreibpap. 12 fl. 8 Rthl.

— — Orationes quae supersunt omnes secundum optimas novissimasque editiones, 7 Vol. 8. Postpapier 5 fl. 15 kr. 3 Rthl. 18 gr. Schreibpap. 3 fl. 30 kr. 2 Rthl. 8 gr.

Ciceronis, M. T., Epistolae quae supersunt omnes secundum optimas novissimasque editiones, 5 Vol. Postpapier 4 fl. 12 kr. 2 Rthl. 18 gr. Schreibp. 2 fl. 45 kr. 1 Rtlh. 20 gr.

— — de officiis, 8. Schreibpap. 16 kr. 4 gr.

— — de Oratore ad Quintum fratrem Dialogi tres qui supersunt omnes, sec. opt. nov. editiones 8. 48 kr. 12 gr.

Columella, vide Scriptores rei rusticae.

Cornelius Nepos, 8. Postpap. 45 kr. 12 gr. Druckpap. 24 kr. 6 gr.

Curtius, Q. Ruf. de rebus gestis Alexandri Magni, secundum optimas, novissimasque editiones, 8. Postpap. 1 fl. 20 kr. 21 gr. Schrbp. 54 kr. 14 gr.

Eutropii Breviarum Historiae Romanae ad optimas editiones recusum, 8. Schreibpap. 24 kr. 6 gr. Druckpapier 16 kr. 4 gr.

Flori, L. Ann. epitom. rerum romanorum, 8. Postpap. 30 kr. 8 gr. Schreibpap. 20 kr. 5 gr.

Horatii Q. Flaci Opera, 2 Vol. 8. Schreibpap. 36 kr. 9 gr.

Justini, F. Historiae Philippicae et totius mundi, secundum optimas et novissimas edit., 8. Postpap. 1 fl. 12 kr. 18 gr. Schreibpap. 48 kr. 12 gr.

Juvenalis, D. Junii, Satyrae ex recens. H. C. Henninii et Auli Persii Flacci Satyrae, ex recens. Casauboni, et Sulpiciae Satyra, 8. Postpap. 36 kr. 9 gr. Schreibpap. 24 kr. 6 gr.

Livii, Tit. patavini historiarum libri qui supersunt omnes, cum Supplementis Freinshemii, 12 Vol. 8. Schreibpap. 5 fl. 48 kr. 3 Rthl. 8 gr.

Lucanus, M. Ann., Pharsalia, 8. Postpap. 1 fl. 16 gr. Schreibpap. 40 kr. 10 gr.

Martialis Epigrammata ad optimas codices recensit et castigat. 2 Vol. 8. Postpapier 1 fl. 40 kr. 1 Rtl. 2 gr. Schreibpap. 1 fl. 6 kr. 17 gr.

Ovidii, P. Nas. Tristium libri V. Epistolarum ex Ponto Libri IV. Ibis, secundum optimas novissimasque editiones, Postpap. 1 fl. 20 kr. 21 gr. Schreibpapier 54 kr. 14 gr.

— — Fastorum Lib. VI. 8. Postpap. 1 fl. 16 gr. Schreibpap. 40 kr. 10 gr.

Palladius, vide Script. rei rusticae.

Phaederi fabularum Aesopiarum libri V. cum notis et emendationibus Fr. J. Des-Billons, 8. Postpap. 1 fl. 8 kr. 18 gr. Druckpap. 24 kr. 6 gr.

Plinii, C. C. Sec. Epistolae novissim. et accurate ad optimas editiones recognitae, Postp. 1 fl. 48 kr. 1 Rthl. 4 gr. Schreibpap. 1 fl. 12 kr. 18 gr.

Sallustii, C. Crisp. Opera que supersunt omnia, Postpap. 45 kr. 12 gr. Schreibpap. 30 kr. 8 gr.

Scriptores rei rusticae veteres Latini edit. Gesneri
a) Columella, 2 Vol. 8. Postpap. 1 fl 45 kr. 1 Rthl. 4 gr. Schreibpap. 1 fl. 15 kr. 18 gr.
b) Cato et Varro, 8 Postpap. 45 kr. 12 gr. Schreibpap. 30 kr. 8 gr.
c) Palladius, 8. Postpapier 36 kr. 9 gr. Schreibpap. 24 kr. 6 gr.
d) Vegetius, 8. Postpapier 54 kr. 14 gr. Schreibpap. 36 kr. 9 gr.

Statius, P. Pap., Opera ex recens. J. F. Gronovii, 2 Vol. 8. Postpap. 2 fl. 1 Rthl. 8 gr. Schreibpap. 1 fl. 20 kr. 21 gr.

Suetonii, Caj. Tranq. quae supersunt omnia, 2 Vol. 8. Postpap. 1 fl. 20 kr. 20 gr. Schreibp. 54 kr. 14 gr.

Taciti C. Corn. Opera recognovit emendavit, supplem. explevit Gabriel Brotier, 5 Vol. 8. Postpap. 5 fl. 36 kr. 3 Rthl. 18 gr. Schreibp. 3 fl. 45 kr. 2 Rthl. 12 gr.

Terentii, Publ. Afri, Comoediae sex, novissime et accurate ad optimas editiones recognitae,

2 Vol. 8. Postpap. 1 fl. 12 kr. 18 gr. Schrbp. 48 kr. 12 gr.

Vegetius, vide Script. rei rusticae.

Vellejus Paterculus ad optimas editiones recognitus, 8. Postpap. 36 kr. 9 gr. Schreibp. 24 kr. 6 gr.

Virgilii, P. Mar. Opera, 2 Vol. 8. Postpap. 1 fl. 48 kr. 1 Rthl. 4 gr. Schreibpap. 1 fl. 12 kr. 18 gr.

Auch sind von den meisten der vorstehenden Classiker einzelne Bände vorhanden, und kann damit auf Verlangen gedient werden.

Ferner ist bei mir und in allen Buchhandlungen zu haben:

Desbillons Fr. J. Fabularum Aesopiarum Libri IX. Edidit. et vers. gallicam adjecit, edit. novissim 2 Vol. 8, 1809. 2 fl. 1 Rthl. 8 gr.

Diese vortrefflichen Fabeln, welche sich schon eine so lange Reihe von Jahren ihren klassischen Werth erhalten, verdienen jetzt um so mehr aller Aufmerksamkeit, wo sowohl die französische als lateinische Sprache allgemein gelehrt wird, und deswegen Jünglingen nicht leicht ein zweckmäßigeres, in dem Geiste beider Sprachen abgefaßtes Werk zur Bildung und Vervollkommnung in die Hände gegeben werden kann.

~~107-9.45~~
Loreye

Loreye, Josef,

Rhetorik nebst einer lateinischen und teutschen Chrestomathie

Bd.: 2

Mannheim (1809)

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Phil 5020 -2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11274364-6